W. H. RIEHL'S
Geschichten u. Novellen,
Gesamtausgabe.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

W. H. Riehls

Geſchichten und Novellen.

Geſamtausgabe.

Zweiter Band.

Inhalt: Geſchichten aus alter Zeit. I

Stuttgart 1899.
J. G. Cotta'ſche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

R555Gg

Geschichten aus alter Zeit.

Von

W. H. Riehl.

Erster Band.

118075
12/9...

Stuttgart 1899.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Ludwig Richter

in Dresden

gewidmet

Ich habe dieses Buch „Geschichten“ genannt; ich hätte es ebensogut mit vornehmerem Wort „Novellen“ nennen können. Denn wenn das Wesen der Novelle darin besteht, ein Seelengeheimnis in der Verknüpfung und Lösung erdichteter Thatsachen zu enthüllen, dann sind diese Geschichten Novellen. Das deutsche Wort aber saß mir besser als das italienische; einmal, weil mir die gemütliche deutsche Art des Erzählens zunächst in der Seele klang, dann aber auch, weil es ein heilsames Mahnwort ist. Die „Geschichte“ mahnt nämlich, daß fort und fort etwas geschehe, daß nicht die Reflexion, sondern die That den Knoten schlinge und löse, und daß die Lust am Erzählen nicht von der verführerischen Lust des Grübelns und Schilderns überwuchert werde.

Wer aber wirklich erzählt, der sucht vor allem die feste, reine Linie der Handlung, deutet Licht und Schatten bloß an, läßt Schmuck und Beiwerk und die weite Fernsicht des Hintergrundes mehr erraten, als daß er sie ausspräche. Sein höchstes Ziel steht dahin, außen grob und inwendig fein zu sein, außen sparsam und innen reich. In diesem Urbilde begegnen sich die deutsche „Geschichte“ und der echte Holzschnitt.

Sie aber, verehrter Freund, dem ich diese „Ge-

schichten" widme, während ich ihm Novellen nicht dargeboten hätte, sind der Mann, welcher die echte Art des deutschen Holzschnittes vor andern wiedergefunden und volkstümlich gemacht hat. Gar oft suchte ich mich beim Erzählen im rechten Maß und Ton zu halten durch einen Blick auf Ihre Holzschnittblätter. Die feste, schlichte Form allein aber würde Ihnen doch das Herz des deutschen Volkes nicht gewonnen haben, wenn nicht so inniges Gemüt, so frischer Humor und ein so frommer, reiner Sinn aus Ihrer Zeichnung spräche, ja die Vorzüge der Form sind Ihnen erst erwachsen aus jenen Vorzügen der künstlerischen Seele. Mein Empfinden und Streben rang bei diesen Geschichten nach einem Hauch des gleichen Geistes; wäre mir die Aussprache desselben auch nur annähernd heiter und tief gelungen, so würde mir dieses bescheidene Büchlein mehr Freude machen als alle meine früheren Schriften. Denn gute Menschen zu erheben, indem wir sie erheitern, bleibt doch die erquickendste und liebenswürdigste Aufgabe des schaffenden Mannes in der Schrift sowohl wie in der Kunst.

München, Neujahr 1863.

W. H. Riehl.

Inhalt.

	Seite
Der stumme Ratsherr	1
Liebesbuße	37
Die Lüge der Geschichte	59
Jörg Muckenhuber	91
Der Leibmedikus	115
Der Dachs auf Lichtmeß	151
Der Fluch der Schönheit	169
Gespensterkampf	231

Der ſtumme Ratsherr.

1862.

Erstes Kapitel.

Hunde mitzubringen in die Ratssitzung einer Reichsstadt, war im Mittelalter gerade nicht der Brauch. Nun geschah es aber doch einmal, daß ein Hund fast sieben Jahre lang Sitz — wenn auch keine Stimme — in einem reichsstädtischen Rate erhielt.

Das kam also:

Gerhard Richwin, Bürger und Wollenweber in Wetzlar, war ein reicher Mann, weil sein Vater gespart und gearbeitet hatte. Dafür feierte nun der Sohn und vergeudete, und wenn er's noch zehn Jahre so fort trieb, so war er bis dahin vermutlich aus dem reichen der arme Richwin geworden.

In der Lahngasse, enggepackt zwischen anderen hochgiebeligen Häusern, stand Richwins Haus, ein stattlicher Holzbau, erst vor zehn Jahren von Grund aus neu aufgeführt, wie die Jahrzahl — 1358 — über der großen Thüre bezeugte. Durch diese Thüre trat man in die Verkaufshalle; denn Richwin handelte nicht bloß mit selbstgewebter Ware, sondern mehr noch mit fremden Zeugen und würde zur Kaufmannsgilde gezählt haben, wenn es eine solche in Wetzlar gegeben hätte. So aber gehörte er zur vornehmsten Zunft,

zu den Wollenwebern, und innerhalb dieser zu einem kleinen vornehmen Kreise, den sogenannten „flandrischen Zunftgenossen", vom Verkauf der kostbaren flandrischen Tücher also benannt; unter den vornehmen „Flandrischen" aber war Richwin wiederum der Reichste und Vornehmste, und es dünkte ihm, er sei doch fast um einen Kopf über die Zünfte überhaupt hinausgewachsen und auf ein Haar so groß wie ein Patrizier.

Durch die große Thüre trat man, wie gesagt, in die Verkaufshalle; nämlich wenn man auf der Schwelle nicht über zwei böse Buben stolperte, die daselbst gewöhnlich zu spielen und zu raufen pflegten. Es waren Richwins ältere Kinder. Die jüngeren, zwei Mädchen, machten im oberen Geschoß der Mutter das Leben sauer; denn da es dem Vater zu langweilig war, Zucht zu üben bei den wilden Rangen, so lernten die Brüder jede Unart von selber und die kleinen Schwestern lernten die Unart von den Brüdern; die Mutter allein aber vermochte die unbändige Rotte nicht im Zügel zu halten.

Klagte die arme Frau Eva dem Manne ihr Leid wegen der Kinder, so hörte er mit dem rechten Ohre gar nicht zu und mit dem linken halb und gab keine Antwort, oder, wenn er besonders achtsam war, eine verkehrte. So ging's auch in anderen Stücken. Gerhard merkte nicht, wie arg er seine Frau vernachlässigte; hätte er's gemerkt, er würde es besser gemacht haben; denn er hatte ein gutes Herz und liebte seine Frau. Aber Eva merkte um so mehr, daß er oft ganze Tage nichts mit ihr sprach, und wenn

ja, so waren es kalte, zerstreute Worte, schlimmer als nichts.

Sie trug ihr Kreuz in Geduld und wußte doch nur zu wohl, daß es bald ein doppeltes Kreuz werden würde; denn sie sah den Verfall von Hab und Gut langsam, aber sicher heranschleichen, ohne ihm irgend steuern zu können.

Viel Unrechtes that Gerhard Richwin nicht, er that nur auch nichts Rechtes. Jedem Einfall, jeder Laune des Augenblickes gab er sich hin; diese Einfälle aber fielen, seltsam genug, niemals auf die Arbeit, welche im Augenblick zu vollführen dringend not war. Wenn es galt, in der Weberei nachzusehen, dann hatte er die größte Lust, auszureiten, und wenn er aufsitzen sollte zu einem Ritt nach den benachbarten Grafenschlössern in Weilburg, Dillenburg oder Braunfels, wo oft bedeutende Geschäfte abzuschließen waren, dann deuchte es ihm wunderschön bei den Webstühlen. Standen Käufer im Warenlager, dann schaute Meister Richwin wohl durchs Fenster seinen bösen Buben zu, sann, wie er ihrer Unart doch auch einmal wehren wolle, vergaß aber darüber geraume Zeit die Kunden und redete sie zuletzt mit grimmiger väterlicher Strenge an und fuhr mit der Elle ins Zeug, als wolle er die Käufer statt der Buben prügeln.

Die treuesten Geschäftsfreunde fühlten sich nachgerade doch gar zu säumig und grob behandelt, denn die Diener und Lehrlinge des Hauses schrieben sich des Meisters Beispiel hinters Ohr und wurden noch um einen Grad säumiger und gröber als er selber; kein

Wunder also, daß es allmählich etwas stiller ward in Richwins berühmter Warenhalle.

Böse Zungen meinten, wenn das so fortgehe, dann werde Richwin bald der einzige Kunde seines Kaufladens sein, der beste sei er ohnedies schon. Er leuchtete nämlich in jener modesüchtigen Zeit allen anderen Bürgern vor durch reiches Kleid und steten Wechsel der Tracht, und sah man ihn im Prunkrock mit den langen Aermeln, deren breite Tuchstreifen bis an die Füße reichten, in den buntgestreiften Hosen und spitzigen Schnabelschuhen, auf dem Kopfe die vorn und hinten aufgeschlagene Kugelmütze, das Haar geradlinig auf der Stirne abgeschnitten, indes nur rechts und links über den Ohren zwei Locken stehen geblieben waren, — dann konnte man glauben, er sei kein Zünftler oder Kaufmann, sondern ein Herr.

Hätte aber jemand Meister Richwin wegen seines Putzes einen Gecken genannt, so würde er das übel genommen haben, denn er war verletzbar wie ein geschältes Ei, und obgleich er des innerlich Unschicklichen wahrlich genug that, fürchtete er sich doch grausam, gegen das äußerlich Schickliche zu verstoßen. Dieser Zug verkündete nun eben nicht den derben, geraden Bürgersmann. Und in der That hatten ihn seine Genossen, die Zünftler, im Verdacht, daß er auf zwei Achseln trage und aus Hoffart heimlich zu den Patriziern stehe.

Solch ein Verdacht aber war bitterböse in jenen Tagen; denn in den Gemütern der reichsstädtischen Zunftgenossen gärte es gewaltig. Die edlen Geschlechter tagten allein im Rat und beherrschten die Stadt; sie

hatten neuerdings den gemeinen Säckel mit Schulden überbürdet, die Stadt in verderbliche Bündnisse und Fehden verstrickt, sie waren dem Volke von Grund aus verhaßt und das Maß ihrer Herrschaft schien voll zum Ueberlaufen. Eine Verschwörung der Zünfte gegen die Geschlechter wucherte auf, verborgen, aber weitverzweigt. Hatte doch so manche andere Reichsstadt in den letzten Jahren ihrem patrizischen Rate den Stuhl vor die Thüre gesetzt: warum sollten die Wetzlarer ihre Patrizier nicht auch zum Teufel jagen können?

Und diesem stillen Wühlen, Planschmieden und Vorbereiten seiner Zunftbrüder gegenüber verhielt sich Gerhard Richwin kalt und zweideutig! Er war doch noch immer der vornehmste Mann der vornehmsten Zunft, hatte in den Trinkstuben großes Ansehen, und wenn sich auch die Geschäftsfreunde minderten, so mehrten sich doch die Zechfreunde; ein empfindlicher Mann, eigensinnig, gescheit, wenn er gescheit sein wollte, ein Mann, mit dessen Vermögen es bergab ging: war ein solcher nicht wie gemacht zum Demagogen? Es lohnte wohl der Mühe, ihn für die neue Sache zu gewinnen. Man winkte und flüsterte ihm zu, schmeichelte, beredete, drängte ihn. Es verfing alles nicht. Er hatte Freunde unter den Geschlechtern, und ihr hoffärtiges, eigenwilliges Wesen deuchte ihm ganz edel und fein. Ueberdies war Parteizucht dem Manne unbequem, dem jede Zucht mißfiel; er rührte sich nicht, wo er Hände voll Geld gewinnen konnte: wie sollte er sich rühren, wo vielleicht nur der Galgen zu gewinnen stand?

Zweites Kapitel.

In jenen aufgeregten Tagen hatte Richwin einen prächtigen jungen Hund zum Geschenk erhalten, der mindestens doppelt so aufgeregt war wie die Wetzlarer Bürger und dreimal so eigensinnig wie sein Herr, einen großen schwarzen Wolfshund von spanischer Rasse, kaum dreiviertel Jahre alt, noch ganz ungezogen, täppisch und allen Mutwillens voll.

Der Hund hieß „Thasso“ und machte seinem Namen Ehre, welcher einen Schläger oder Streiter bedeutet. Denn Streiten und Raufen ohne Ende war seine Lust, und obgleich er, höchst gutartig, fast nur im Spiel kämpfte, so war doch ein Spiel mit Thasso nicht jedermanns Vergnügen. Ging ein ehrsamer Bürger auffallend raschen Schrittes durch die Straße, flugs sprang Thasso hinterdrein und zupfte ihn neckisch am Wams, riß aber auch gleich einen handgroßen Fetzen Tuch mit herunter. Oder er sah ein Kind, sprang spielend zu ihm hin und warf es im ersten Anlauf mit seinen breiten Tatzen in die Gosse. Am ergötzlichsten aber war Thasso, wenn ein Reiter rasch vorbeitrabte. Gleich einem Raubtier setzte dann der Hund in Riesensprüngen dem Pferde nach, umkreiste es, hüpfte ihm zum Kopfe hinauf, dann wieder zum Schweif, schnappte dem Reiter nach der Hand oder schlüpfte dem bäumenden Rosse unter dem Bauche durch, ohne jemals einen Huftritt davonzutragen. Er biß nicht, er spielte bloß; aber die Pferde scheuten, wichen zurück, stiegen hoch auf oder gingen

trotz Zügel und Schenkel gestreckten Laufes durch, als säße ihnen der Satan im Nacken.

Rief dann Meister Richwin den Hund zurück, so hielt dieser augenblicklich ein, blickte seinen Herrn an, als wollte er sagen: ich kann's noch viel besser, und verfolgte drauf das Pferd mit verdoppelter Lust. Drohte und schalt Richwin aber gar, so verwandelte sich das Spiel des Hundes in Zorn, er bellte und biß und lief dann aus Furcht vor der Strafe davon, durchschwärmte die halbe Stadt, trieb unterwegs allerlei neuen Unfug und schlich erst spät und ganz heimlich nach Hause zurück. Nun erhielt er freilich seine Hiebe. Diese verstand der Hund jetzt aber falsch; denn, da er die erste Ursache der Strafe längst vergessen hatte, so glaubte er, man prügle ihn, weil er nach Hause komme, und blieb das nächstemal um so länger fort.

Also nahm sich Meister Richwin vor, den Hund auf frischer That zu bestrafen. Da lief dann der Hund hinter dem Reiter her und Richwin hinter dem Hund. Endlich stand der Hund und ließ, tief zerknirscht, den Schwanz zwischen den Beinen, seinen Herrn herankommen. Sowie dieser sich aber auf zehn Schritt genähert hatte, nahm Thasso wieder Reißaus. Meister Richwin ging langsam, lockte, schmeichelte und heuchelte ein freundliches Gesicht: der Hund kam herbei, — aber nur auf zehn Schritt, dann lief er wieder davon. Der Herr mochte eilen, schleichen, stille stehen — das Tier blieb immer bei ihm, aber auch immer zehn Schritt vom Leibe. Die Gassenbuben jubelten, und die ganze Straße lief an Thür und Fenster, um zu

sehen, wer denn endlich gewinne, Meister Richwin oder Meister Thasso? Der stolze Bürger zitterte vor Wut und warf gar mit Steinen nach dem Sünder. Thasso aber wich jedem Wurfe wunderbar gewandt aus, sprang dem Steine nach, 'apportierte ihn wie zum Spotte mit fliegender Hast und war schon wieder zwanzig Schritt voraus, ehe sein Rächer nur ordentlich zum Hiebe ausgeholt hatte.

Jeder Tag brachte neue Scenen ähnlicher Art. Der Hund entfaltete einen staunenswerten Erfindungsgeist in immer neuen Unarten und in der Kunst, einem rechtzeitigen Hiebe zu entrinnen.

Es war aber, als sei mit dem Hunde erst das leibhaftige Unheil in Richwins Haus gezogen. Die vier unartigen Kinder spielten und balgten mit dem Tiere von früh bis spät, und Tassos Geist kam dabei dergestalt über sie, daß man schwer entscheiden mochte, ob der Hund ärgeren Mutwillen trieb oder die Kinder. Die arme Frau Eva konnte den Hund nicht leiden; das nahm Meister Richwin äußerst übel, und hatte er sie vorher nur durch seine Kälte gekränkt, so schalt und zankte er jetzt obendrein; war Thasso seiner Peitsche entlaufen, so ließ er den Zorn an der Frau aus, und redete diese irgend ein unbequemes Wort, so mußte sie gleich ihren Haß gegen den edeln Hund auf dem Butterbrot essen. Seit der Hund im Hause war, gab sie ihren Mann, sich und die Ihrigen völlig dem Verderben geweiht. Hatte sich der Meister vorher schon wenig um Haus und Beruf bekümmert, so that er es jetzt noch viel weniger. Er wollte vor

allen Dingen seinen Hund dressieren, und dieses wichtigste Werk beschäftigte ihn den ganzen Tag. Da er aber durchaus planlos und launisch dabei verfuhr, heute alle Untugenden nachsah und morgen wieder überhart strafte, so verlor Thasso vielmehr das bißchen Zucht noch vollends, welches er mitgebracht hatte.

Fort und fort kamen Klagen über den Störenfried. Der Meister mußte Schaden ersetzen, Schmerzen vergüten, gute Worte geben und böse einstecken. Die Beschädigten drohten, das Tier zu vergiften oder totzuschlagen, und die Freunde drangen in den Meister, er möge die zuchtlose Bestie doch abschaffen oder an die Kette legen. Allein Richwin blieb bei seinem Satz: er selber wolle den Hund erziehen, er wolle ihn lammfromm machen und dann mit dem edeln, gefürchteten Tiere einherstolzieren wie Ritter Kurt mit seinem großen Fanghund.

Nun geschah es, daß die Wetzlarer Bürger am Aschermittwoch einen altherkömmlichen seltsamen Aufzug begingen. Sie zogen nämlich gewaffnet in die geistlichen Höfe, vom Hofe der Deutschherren bis zum Altenberger Nonnenhof, um bei den Deutschherren ein lebendes weißes Huhn, bei den Nonnen einen Schinken, beim Dechanten einen Goldgulden zu empfangen als Zeichen der Stadtgerechtsame in den geistlichen Höfen. Als Hauptstück glänzte dabei aber allezeit das lebende weiße Huhn, weshalb man den Aschermittwoch in Wetzlar noch bei Menschengedenken den „Hinkelchestag“ nannte. Tadellos weiß, mit bunten Bändern geschmückt, mußte die Henne von

einem Knaben dem Zuge voran durch die Straßen getragen werden.

Meister Richwin ging heuer an der Spitze seiner Zunft im Zuge und hatte zu Hause den strengsten Befehl gegeben, daß man den Hund wohl eingesperrt halte, bis der Lärm vorüber sei. Thasso aber brach dennoch aus, verfolgte die Spur seines Herrn und sprang mitten in die festlichen Reihen, als der Amtmann des Deutschordens eben das Huhn dem Knaben übergab. Den schreienden, flügelnden Vogel mit den flatternden Bändern hatte er im Nu erspäht, flog darauf los, entriß ihn der Hand des Kindes und zerrte ihn, daß die Federn und Bänder in der Luft umherflogen. Der Amtmann, welcher abwehren wollte, wurde kräftigst in die Waden gebissen, und als es Meister Richwin endlich gelang, den Hund zu bändigen, flügelte das Huhn noch einmal, und schloß dann seinen Schnabel für immer.

Nun hatte man kein lebendes, weißes Huhn mehr! Aber ohne lebendes Huhn keinen Umzug, ohne Umzug keine Gerechtsame in den geistlichen Höfen. Die Sache war sehr ernsthaft. An den pünktlich erfüllten Wahrzeichen des Rechtes hing damals das Recht selber.

Mit tausend Bitten und Beschwörungen erreichte endlich Meister Richwin, daß man den ganzen Vorgang als ungeschehen ansehen wolle, wenn er binnen zwei Stunden ein anderes tadellos weißes, lebendes Huhn zur Stelle schaffe. Die feierliche Uebergabe sollte dann von neuem beginnen, doch mit der bestimmten Rechtsverwahrung, daß man nicht etwa in Zukunft

den Deutschherren die Last aufbürde, zwei Hühner zu liefern, ein totes und ein lebendes. Auch sollte Gerhard Richwin diesmal dem Amtmann zehn Ellen des feinsten flandrischen Tuches schenken als Schadenersatz und Schmerzensgeld.

Von Zorn, Aerger und Angst gegeißelt lief der Meister in alle Hühnerhöfe der Stadt, fand aber kein tadellos weißes Huhn. Endlich, fast in der letzten vorgesteckten Minute kam er schweißtriefend auf den Deutschordenshof mit einer mageren alten Henne, die ursprünglich weiß und etwas grau gesprenkelt gewesen; durch das Ausrupfen etlicher Hände voll Federn aber hatte er sie in ein tadellos weißes Huhn verwandelt. Man ließ das neue Rechtssymbol gelten, und so kamen denn noch alle Beteiligten, wie man zu sagen pflegt, glücklich mit einem blauen Auge davon, die erwürgte erste Henne natürlich ausgenommen.

Die Bestrafung Thassos am Abende war mustergültig.

Meister Richwin aber gelobte sich heilig, von Stund an den Hund nach einer ganz neuen, planvollen und gründlichen Weise zu erziehen. Um aller Welt Güter hätte er das Tier gerade jetzt nicht abgeschafft; er wollte recht behalten und den Wetzlarern zeigen, daß er trotz des letzten Auftrittes dennoch den unbändigen Halbwolf lammfromm machen könne.

Er brütete — zum erstenmal in seinem Leben — die ganze schlaflose Nacht über Erziehungsplänen.

Drittes Kapitel.

Am anderen Morgen stand Meister Richwin mit dem ersten Dämmerlicht auf, wie er's vordem gar nicht gepflegt hatte, denn er war ein Langschläfer. Er wollte aber Thasso stufenweise an einen ruhigen Gang durch die Straßen gewöhnen, noch ehe sie von Menschen und Pferden wimmelten. Den Hund am Stricke, durchzog er die ganze Stadt. Sowie das Tier auf einen Reiter oder Fußgänger spannte, faßte es auch augenblicks seinen richtigen Peitschenhieb. Vorher hatte Thasso bei seinen Missethaten zwar immer sichtbar Reue empfunden, zur Buße dagegen durchaus keine Lust gezeigt. Jetzt kam Reue, Buße und Sühnung alles mit einemmale. Richwin fand diese Frühstunde wie gemacht zu unbelauschter Dressur. Mit den wachsenden Februar- und Märztagen stand er daher immer früher auf und war stets schon vor der Sonne mit Thasso auf den Beinen.

Ging er an einer offenen Kirchenthüre vorbei, so zog er den Strick besonders fest und ließ einen mahnenden Streich auf Thassos Rücken fallen. Denn der Hund hatte bis dahin eine besondere Lust, in die offenen Kirchen zu laufen und die Gemeinde anzubellen, und je lauter ihn sein Herr zurückrief, um so toller schlug er Lärm. Das verlernte er jetzt gänzlich. Wenn nun Meister Richwin so vor die offene Thüre kam und hörte, wie innen die Frühmesse gelesen wurde, so blieb er wohl auch eine Weile andächtig im Portale stehen — denn wegen des Hundes wagte er sich nicht hinein

— und nahm sich ein Stück Morgensegen mit. Bis dahin war er ein seltener Gast im Gotteshause gewesen; bald aber glaubte er nun, der Tag sei gar nicht recht begonnen ohne die Frühmesse unter der Kirchenthür, auch gehe der Hund nachher immer viel ruhiger.

Als der Meister zum erstenmal von dem Morgengang nach Hause kam, schien ihm der Tag doch sehr lang, der ihm früher, als er noch lange schlief, so kurz gedeucht hatte. Zum Zeitvertreib ging er darum mit Thasso in die Werkstatt, wo zur Stunde schon fleißig gearbeitet werden mußte. Es sah aber noch gar still aus, denn Gesellen und Lehrlinge verließen sich auf den gesunden Schlaf des Meisters und kamen, so spät es ihnen beliebte. Wie staunte und wetterte der Meister über den Unfug, und wie ärgerten sich die Gesellen, als er Tag für Tag immer früher in die Werkstatt trat! Die Reiter und Spaziergänger schwuren dem unbändigen Thasso nicht mehr den Tod, aber die Gesellen hätten den gebändigten Thasso jetzt gerne vergiftet, denn sie merkten wohl, daß er allein schuld sei an den frühen Besuchen des Meisters.

Aber Richwin hielt den Hund Tag und Nacht bei sich nach dem ganz richtigen Grundsatze, daß man ein Tier nur dann gut erziehen und treu gewöhnen kann, wenn man stets mit ihm zusammen lebt.

Dieses Zusammenleben hatte im Verkaufsgewölbe freilich seinen besonderen Haken. Trat nämlich ein Käufer ein, so fuhr Thasso bellend unter der Bank hervor; wollte aber jemand den gekauften Pack Waren

mitnehmen und weggehen, so war der Hund gar nicht zu halten, er achtete Kauf offenbar für Diebstahl und packte den harmlosen Kunden so fest, daß ihn nur der Herr selber mit Not wieder befreien konnte. Meister Richwin als Erzieher betrat hier den Weg der Milde. Denn sollte er dem Hunde seine beste Tugend, die Wachsamkeit, ausprügeln? Nein! Er wollte ihn nur unterscheiden lehren, was Käufer und was Diebe sind. Kam also ein Käufer, so reichte ihm Richwin äußerst freundlich die rechte Hand, indes er mit der linken die knurrende Bestie streichelte, und bot dann auch weiter im Gespräch seine heiterste Laune, seine lichteste Miene auf, damit der Hund sehe, daß es hier einem Geschäftsfreund und keinem Diebe gelte. Und ging der Kunde mit den gekauften Waren hinweg, so duldete es Meister Richwin anfangs gar nicht, daß er seinen Pack selber zur Thüre trug — denn Thasso stand schon zähnefletschend auf dem Sprunge —, sondern nahm ihm denselben höflichst ab und trug ihn über die Schwelle, mit manchem verstohlenen Rückblick nach dem Vierfüßler. Die Leute aber staunten das Wunder an und begriffen's nicht, wie der gröbste Kaufmann über Nacht zum höflichsten geworden sei, der stolzeste zum dienstfertigsten.

Da brauste aber einmal just im bedenklichsten Zeitpunkt das wilde Heer der Kinder durch die Halle. Jetzt war alle Mühe vernichtet, Thasso fuhr wie besessen zwischen die Kinder und dann zwischen die Beine der Käufer, als wolle er die verhaltene Lust nun doppelt zügellos genießen. Den Kindern bekam's übel.

Mit furchtbarem Schelten wurden sie hinauf zur Mutter geschickt und die beiden Knaben schon anderen Tages dem Schulmeister zur schärferen Zucht übergeben. Auch das Lungern und Balgen auf der Gasse ward ihnen strengstens untersagt. „Sie haben den Hund zu tausend Unarten verführt," meinte Meister Richwin, „und wie kann man überhaupt, umtobt von so wilden Kindern, einen jungen Hund erziehen?" Er beschloß, von nun an seinen bösen Raugen den Daumen scharf aufs Auge zu drücken, damit der Hund Ruhe habe und unverführt bleibe.

Frau Eva mußte dem Mann ihre Freude über alle die Verwandlungen aussprechen.

„Es ist doch ein rechter Segen," sagte sie, „daß du morgens wieder zur Messe gehst."

„Jawohl, Eva! der Hund liegt wie ein Standbild, wenn ich unter dem Portale kniee."

„Die Kunden mehren sich wieder, seit du so freundlich geworden."

„Jawohl, Eva! der Hund knurrt nur noch ganz leise, er bellt nicht mehr im Kaufladen und denkt nicht von weitem aus Beißen."

„Die Kinder bessern sich zusehends, seit du sie kürzer hältst."

„Freilich, Eva! das war dem Hunde grundverderblich, daß er immer das böse Beispiel der Kinder sah."

„Und wie thut mir's wohl, Gerhard, daß du jetzt wieder so manches freundliche Wort mit mir redest!"

„Ei freilich, liebe Eva! da du jetzt so freundlich

von dem Hunde gesprochen" — sie hatte keine Silbe von ihm gesagt — „wie sollte ich dir's nicht danken?"

Frau Eva dachte für sich: „Meister Richwin erzieht den Hund und ahnet nicht, daß noch viel mehr der Hund den Meister Richwin erzieht," und warf zum erstenmal einen freundlichen Blick auf Thasso und streichelte ihn. Das besiegelte den neuen Hausfrieden.

Aber trotz der großen Fortschritte, die Thasso machte in seines Herren Zucht und seiner Herrin Gunst, brachen doch manchmal die alten Tücken wieder hervor. Dabei waltete aber ein seltsamer Instinkt des Tieres: es schien die Zünftler von den Patriziern zu unterscheiden, und wenn es ja seinem Mutwillen wieder einmal freien Lauf ließ, so war er gewiß gegen einen Patrizier gerichtet. Wie es Hunde gibt, die keinen Bettelmann und Landstreicher ohne Gebell vorüber lassen, so konnte Thasso keinen geputzten, stolz schreitenden, ritterlich reitenden Patrizier sehen, ohne daß sich der alte Adam in ihm regte.

Nach dem Feierabend pflog Meister Richwin durch die nunmehr von Menschen wimmelnden Straßen zu gehen, damit der Hund, des Strickes frei, bewähre, was er in der einsamen Frühstunde, angefesselt, gelernt hatte. Thasso schleicht ganz sittsam in den Fußstapfen seines Herrn. Da schreitet ein Junker aus den Geschlechtern tänzelnd und geziert über den Marktplatz; flugs springt Thasso zu ihm hinüber, kein Rufen, kein Pfeifen hilft, wie im Rausch hat er alle Lehren des nüchternen Morgens vergessen und kriecht erst, demütigst wedelnd und um Verzeihung bittend, zu dem

wütenden Meister zurück, nachdem er den bis zum Fuß niederfallenden langen Aermel des Patriziers mitten entzwei gerissen.

Des anderen Tages schickte Meister Richwin dem Geschädigten seinen eigenen Prunkrock mit den langen Aermeln zum Ersatz. „Wie konnte ich solch ein Geck sein," rief er aus, „ein so widersinniges Kleid zu tragen? Müssen die langen, flatternden Tuchstreifen, müssen die hundert Bänder und Flitter nicht jeden Hund herausfordern, daß er daran zupfe?"

Meister Richwin begann einen stillen Grimm auf die Kleiderpracht und andere Hoffart der Geschlechter zu werfen und ging von da an nur noch im schlichtesten bürgerlichen Gewand.

Dazu dünkte ihm, die Patrizier hätten ganz besonders höhnische Blicke, wenn er mit seinem Zöglinge an der Schnur durch die Gassen schritt, oder wenn der entfesselte Thasso wieder einmal die Ohren verstopfte und durch Steinwürfe an seine Pflicht gemahnt werden mußte. Wie spöttisch hatte nicht neulich jene vornehme Jungfrau gelächelt, als Meister Richwin sie mit tiefer Verbeugung grüßte, indes der Hund am Strick unwiderstehlich zum nächsten Eckstein hinüberzog, so daß die Verbeugung sich fast zum Fußfall gesteigert hätte? Und waren die edeln Herren nicht allezeit am gröbsten, wenn Thasso ja noch einmal an ihren galoppierenden Pferden hinaufsprang? Wie duldsam nahmen das dagegen die friedlichen Schrittes einher reitenden Zünftler auf!

So vollbrachte Thasso auch hier, was keinem an-

deren gelungen war: an der Hundeschnur zog er seinen Herrn ganz leise von der Neutralität zur Partei der erbittertsten Zünftler hinüber.

Das wurde fest und fertig, als die Wetzlarer Kaufleute und Handwerker auf Ostern 1368 zur Frankfurter Messe gingen. Sie bildeten einen stattlichen Trupp, der geschlossen zusammenhielt bei der Fahrt durch die Wetterau, wegen räuberischer Angriffe. Die Geschlechter waren vordem auch mitgeritten in der Reiseschar ihrer Stadt, und Meister Richwin auf seinem stolzen Rappen hielt sich sonst lieber zu den vornehmen Leuten als zu den Zunftgenossen, die zu Fuß oder auf langsamen Kleppern die Nachhut bildeten. Heuer aber ließ er den Rappen zumeist bei seinen Saumtieren und ging zu Fuß unter den Zünftlern. Denn Thasso lief zur Seite, und vom Roß herab hätte er den Hund doch nur in halber Zucht halten können. Die Zunftgenossen aber freuten sich gar sehr über die neue leutselige Art des Meisters, der den schönsten Rappen beim Troß führen ließ, um mit ihnen zu Fuß zu gehen. Da fiel gar manches Schmeichelwort, und die Reden der Volksmänner, welche früher bei Richwin gar nicht verfangen hatten, fanden jetzt die beste Statt in seiner Seele. Und als der Zug an der Friedberger Warte hielt und herab sah auf die Türme von Frankfurt, da war Meister Richwin eingeweiht und eingeschworen in den Bund der Zünfte wider die Geschlechter. Johannes Kodinger, der Hauptmann des Geheimbundes, schüttelte ihm dankend die Hand und rief: „Ach Meister, wie seid Ihr

ein besserer Mann geworden, ja erst jetzt ein ganzer Mann, und das in der kurzen Frist von Aschermittwoch bis Ostern!“

Gerhard fuhr auf wie aus einem Traum und erwiderte: „Ei freilich! Ich wußte wohl, daß der Hund von edler Art sei, und daß ihm nur die rechte Zucht fehle. Ja, Meister Kodinger, es geht nichts über eine gleichmäßige, ausdauernde und feste Schule, die bändigt selbst eine Bestie. Aber Thasso kann nun freigesprochen werden von der Lehre, und das soll geschehen, sobald wir nach Wetzlar heimgekehrt sind.“

Viertes Kapitel.

Der Sturm war in Wetzlar losgebrochen, die Geschlechter waren verjagt, die Zünfte hatten das Feld und zugleich das Regiment der Reichsstadt gewonnen. Meister Richwin hatte voran geleuchtet im Kampfe durch Ausdauer, Strenge gegen sich selbst und andere und durch seinen unversöhnlichen Haß gegen die Patrizier. Die Mitbürger staunten über den verwandelten Mann.

Als der neue Rat nunmehr rein demokratisch aus den Zünften gebildet wurde, fiel die Wahl auch auf Meister Richwin. Noch vor einem Jahre, da er sich doch gar nicht um das Gemeinwohl kümmerte, war es das süßeste Traumbild seines Ehrgeizes, einmal Ratsherr zu werden; heute, wo er heiß gearbeitet und gerungen hatte für die Stadt, lehnte er ab. Niemand

erriet die Ursache und alle bestürmten den Meister, daß er in den Rat eintreten oder doch mindestens den Grund seiner Weigerung offenbaren möge.

Nach langem Zögern und mancherlei Ausflucht sprach er endlich: „Der Grund wird euch kindisch scheinen. Mir aber ist er ernst und schwer. Ich kann nicht täglich auf dem Rathause sitzen in dieser drangvollen Zeit, weil ich meinen Hund nicht mitnehmen darf. Lasse ich aber das Tier allein daheim, so kommt wieder alles Unheil über mein Haus wie vordem. Ich sage wohl, der Hund hat ausgelernt; aber wer lernt jemals aus? Kein Mensch und kein Hund! Uebergebe ich Thasso manchmal auf einen Tag dem Lehrjungen, so wird er gleich wieder rückfällig, und es ist mir begegnet, daß ich selber an einem solchen Tage auch wieder rückfällig geworden bin. Wir sind beide noch etwas schwach, wir dürfen uns nicht voneinander trennen. In der Vorhalle der Kirche mag ich die Messe so gut hören, wie drinnen im Schiff, und der Hund steht an meiner Seite; als Ratsherr aber kann ich doch nicht allezeit vor der Thüre des Ratssaales bleiben. Nehmt meinen Grund für keine Grille. Ich hege den Aberglauben, daß mein Haus erst wieder fest stehen werde, wenn Thasso einmal ganz fertig gezogen ist; ich darf mich noch nicht trennen von dem Hunde. Und wie sollte ich das wankende Gemeinwesen festen helfen, wenn mein eigen Haus noch viel ärger wankt?"

Nach dieser Rede des Meisters, die dem einen ernst, dem anderen spaßhaft dünkte, beschlossen die

Ratsgenossen, es solle Thasso vor allen Hunden der Stadt das Vorrecht eines Sitzes im Ratssaale unter dem Stuhle seines Herrn erhalten, jedoch mit der Klausel, daß dieses Recht augenblicks erlösche, sowie sich der Hund eine Stimme anmaße.

Nach einigem Sträuben fügte sich Meister Richwin nun doch dem Willen seiner Mitbürger und erschien pünktlich zu jeder Frist mit Thasso auf dem Rathause. Diesen aber nannten die Wetzlarer seitdem den „stummen Ratsherrn", und stumm blieb er in der That; man hörte in Jahr und Tagen nicht, daß er wider die Klausel seines Privilegs gesündigt hätte.

Auch auf der Straße schreckte er niemand mehr durch seine unbändige Spielerei; er war den Flegeljahren entwachsen und schritt, nach großer Hunde Art, so still und stolz hinter seinem Herrn einher, als sei er sich des Vorrechtes vor allen anderen Hunden der Reichsstadt klar bewußt. Nun geschah es, daß Meister Richwin in der Ernte durchs Feld ging, hart an dem Graben, welcher das Stadtgebiet von einem Walde des Grafen von Solms schied. Thasso schlich ruhig neben ihm. Mit einemmale aber war er verschwunden. Richwin spähte ringsum, rief und pfiff. Der Hund kam nicht. Da rauschte und krachte es in dem Dickicht jenseits des Grabens, und von Thasso wie von einem Wolfe gehetzt, brach ein königlicher Hirsch hervor, ein Zwanzigender zum mindesten, stutzte, als er das freie Feld und den Mann sah, kehrte um, warf den Hund mit der ganzen Wucht seines Geweihes zur Seite und

machte sich rückwärts wieder freie Bahn in die Büsche, unter dem Rauschen und Knicken der Blätter und Zweige. Aber auch Thasso erhob sich von seiner augenblicklichen Niederlage und fuhr wie besessen hinter dem Tiere drein, und man hörte bald nur noch fernher das Rauschen und das Pfeifen, womit der Hund Laut gab. Der arme Richwin pfiff sich die Lippen trocken und rief sich die Lungen atemlos; all seine Dressur war verschlungen von Thassos Jagdfieber. Zweimal trieb er ihm den Hirsch zum Graben entgegen, gleich als wolle er ihn dem Herrn zum Schusse stellen, und zweimal brach der Hirsch wieder zurück.

Beim drittenmal aber trat ein Solmsscher Forstwart aus dem Walde hervor und legte seine Armbrust an, nicht auf das Wild, sondern auf den Hund. „Schämt Euch, der Ihr ein Jäger sein wollt und zielet auf den edelsten Hund, der doch nur von dem gleichen Jagdmut berauscht ist, wie Ihr selber!“ rief der Meister dem Dienstmann entgegen.

Getroffen von der Wahrheit dieses Wortes und zugleich von der Schönheit des kämpfenden herrlichen Hundes, ließ der Forstmann die Armbrust sinken und schritt trutzig zu dem Bürger. „Der Hund ist mir verfallen,“ rief er, „weil er in meines Grafen Bann gejagt hat. Ihr folget mir mit Euerm Hunde zum Grafen, und will er das Tier in seine Meute nehmen, so sei ihm das Leben geschenkt.“

Meister Richwin widersetzte sich natürlich, der Dienstmann aber hielt ihn fest, und als sich der Bürger mit Gewalt frei machen wollte, schlug ihm jener die

blanke Klinge über den Arm. Im selben Augenblicke jedoch ward der Dienstmann von hinten durch Thasso zu Boden gerissen; denn sowie das Tier den Herrn in Gefahr sah, wich auch das Jagdfieber einer Treue, die nicht Dressur war. Mehrere Wetzlarer Leute liefen nun auf den Lärm gleichfalls aus dem Felde herbei, befreiten den Forstwart von dem Hunde und führten den Mann gefangen zur Stadt, weil er einen Bürger auf reichsstädtischem Boden verwundet hatte. Denn die Städter waren in dem siegreichen Kampfe mit den Geschlechtern raufluſtig genug geworden und fürchteten sich nicht vor einem neuen Strauß.

Der Rat aber kam doch stark in Verlegenheit, was er mit dem gefangenen solmsischen Dienstmann anfangen solle.

Den Arm in der Schlinge, konnte Meister Richwin schon am nächsten Tage der Sitzung beiwohnen, in welcher über den kitzlichen Fall verhandelt ward. Alle Ratsleute waren gewaltig aufgeregt, nur Thasso lag in behaglichster Ruhe unter dem Stuhle, als gehe ihn die Sache gar nichts an. Und doch ging es ihm an den Kragen und er fand wenig Fürsprecher. So sehr man ihm als dem stummen Ratsherrn gewogen war, schien es doch, als ob man ihn diesmal der großen auswärtigen Politik opfern müsse.

Es hauste nämlich zur Zeit (1372) der böse Ritterbund der „Sterner" so arg in den Nachbargauen, daß man in Wetzlar im stillen sich rüstete zum offenen Kampfe. Die Sterner aber zählten gar viele Grafen, Ritter und Herren zu ihren Genossen, die

Reichsstadt hingegen hatte wenig Freunde und es kam ihr sehr überquer, gerade zu dieser Frist einen so kriegstüchtigen Nachbarn wie den Grafen Johann von Solms zu erzürnen, von dem noch unbekannt war, ob er für oder wider die Sterner Partei nehmen werde.

Als daher ein Ratsherr darthat, der Forstwart sei im Rechte gewesen, nickten manche Köpfe bejahend, und als er hinzufügte, auf Begehren des Grafen dürfe man sich nicht weigern, den Jäger freizugeben und den Hund auszuliefern, fiel ihm stracks die Mehrzahl zu, und etliche meinten, Thasso habe vordem schon Unfug genug verübt, man dürfe sich nun doch nicht vollends noch den Solmser durch ihn auf den Hals hetzen lassen.

Thasso blieb ganz ruhig und schaute nur fragenden Auges um sich, als er seinen Namen nennen hörte. Sein Herr aber erhob sich. Er sprach:

„Ist Graf Johann, der schlaue Fuchs, für uns, so wird er sich um des Hundes willen nicht gegen uns kehren; ist er wider uns, so gewinnen wir ihn auch nicht mit einem geschenkten Hund. Der Mann kennt seinen Vorteil und schaut nach ganz anderen Dingen als nach Hirschen und Hunden. Soll die Verletzung des Wildbannes gesühnt werden, so erbiete ich mich, den dreifachen Wert des Hirsches und Hundes in gutem Gelde zu erlegen. Den Hund aber liefere ich keinem Menschen aus; eher ersteche ich das Tier auf der Stelle. Ihr wißt nicht, was ich dieser unvernünftigen Kreatur Gottes schulde, die zugleich sichtbar Gottes Werkzeug gewesen ist. Wenn Gott nicht

will, so bekehren uns seine heiligsten Prediger nicht, und wenn er will, so bekehrt uns ein Hund. Dieser Hund hat Ordnung meinem Geschäfte gebracht, Zucht meinen Kindern; den Hausfrieden meiner Frau, er hat mir den Weg gezeigt zu meinen Freunden und Zunftbrüdern, den Weg zur Kirche und den Weg zum Rathause; indem ich den Hund zu erziehen glaubte, erzog der Hund vielmehr mich. Das hat mir meine Hausfrau oft gesagt, und ich achtete es als einen artigen Spaß; jetzt, da ihr mir meinen Hund nehmen wollt, erkenne ich mit einemmale, daß es bitterer Ernst gewesen ist."

Diese wenigen Worte nur sprach Meister Richwin, aber er sprach sie mit feuchtem Auge, und Thasso, der seines Herrn Bewegung sah, erhob sich langsam, rührte ihn leise mehrmals mit der breiten Vordertatze an und leckte ihm die Hand, als wolle er den Bekümmerten trösten.

Es war ganz stille geworden im Ratssaal; man konnte die Atemzüge hören.

Da streckte der Ratsdiener den Kopf zur Thüre herein und meldete einen Boten des Grafen von Solms. Die Bürger erschraken und ahnten Schlimmes. Um so überraschender klang die Botschaft.

Der Graf hatte mit Bedauern vernommen, daß sein Dienstmann einen Wetzlarer Bürger auf so geringfügigen Anlaß geschlagen, ja verwundet habe. Doch bat er, man möge um guter Nachbarschaft willen den Forstwart wieder freigeben, er — der Graf — mache seinerseits ja auch von dem verletzten Wildbann kein

weiteres Aufheben, und damit die Stadt erkenne, wie freundlich er gesinnt, so schicke er dem hohen Rate anbei einen Hirsch, den er selber erlegt habe und der mindestens ebenso gut sei, als der von dem Hunde gejagte und nicht erlegte, nebst einem Fäßlein Bacharacher, damit auch der Trunk zum Schmaus nicht fehle.

Die Ratsherren waren starr vor freudigem Staunen, da statt des gefürchteten Donnerwetters plötzlich so heller Sonnenschein über sie hereinbrach. Sie sagten dem Boten manch artiges Wort und beglückwünschten den Meister Richwin samt seinem Thasso. Der Meister aber erhob seine starke Stimme, den durcheinanderwirbelnden Redeschwall laut übertönend, und bat, daß man vor erteilter Antwort den Boten noch einmal abtreten lassen und ihm auf wenige Minuten Gehör schenken möge.

„Mißtrauet den süßen Worten des Grafen!" rief er. „Hätte er uns seinen Zorn entboten, ich würde nicht erschrocken sein, aber da er uns seine Huld entbietet, erschrecke ich. Der Graf schenkt uns seinen Hirsch nicht umsonst. Wir bedürfen des Grafen nicht; sein Vetter, der Braunfelser Otto und Landgraf Hermann von Hessen sind uns bessere Bundesgenossen. Graf Johann aber bedarf unser. Und hat er uns erst am kleinen Finger, so hat er uns auch ganz. Thasso, Thasso! du schaffst uns großes Leid, nicht weil du jenen solmsischen Hirsch ins Wetzlarer Feld, sondern weil du diesen Hirsch in die Wetzlarer Ratsküche jagtest! Ich beschwöre euch, werte Freunde, lehnet das Geschenk freundlich ab, fordert unser Recht und

gebt dem Grafen das seine. Schicket den Hirsch zurück und behaltet den Jäger, bis der Graf des Dienstmannes Uebermut nach der Ordnung sühnen will — —"

Hier unterbrachen die anderen den Redner und hielten ihm vor, er treibe seinen Groll wegen des leichten Hiebes doch zu weit, daß er nicht einmal durch so viel Güte zufrieden zu stellen sei.

Meister Richwin aber erwiderte: „Spräche ich für mich, ich wäre wohl der Zufriedenste mit des Grafen Vorschlag, vorab wegen meines Hundes. Aber ich rede hier als Ratsherr der Reichsstadt und sage: Fordert unser Recht und gebt dem Grafen das seine: dem Grafen ist der Hund verfallen, weil er seinen Wildbann durchbrochen, uns ist der Forstwart verfallen, weil er unseren Burgfrieden verletzt hat. Aus Furcht vor dem Zorne des Grafen wollte ich diesen Hund, meinen treuesten Freund, nicht ausliefern, aber aus Furcht vor des Grafen Freundschaft liefere ich ihn aus. Vorhin, da ich als des Hundes Anwalt sprach, hätte ich weinen mögen über das arme Tier; jetzt spreche ich als der Anwalt unserer Gemeine, und da möchte ich noch viel bitterere Thränen weinen, nicht über den Hund — was kümmert mich der! — sondern über das heranschleichende Verderben meiner armen Vaterstadt!"

Der Meister hatte in den Wind gesprochen; er blieb allein mit seinem Argwohn. Das Geschenk ward mit Dankesworten angenommen und passend erwidert, der Dienstmann freigegeben, und Graf Johann von Solms war bald, was er gewollt, der erklärte Freund und Beistand des Wetzlarer Rates.

Als der Hirsch bei festlichem Mahle verzehrt und der Bacharacher getrunken wurde, blieb Meister Richwin schmollend zu Hause, und Thasso bekam nicht einen Knochen von dem Wild, welches er doch den Ratsherren in die Küche gejagt.

Fünftes Kapitel.

Dies war geschehen im Jahre 1372. Im folgenden Jahre schlug man vor dem Oberthor von Wetzlar die heiße Schlacht, in welcher der Sternerbund besiegt ward und vernichtet. Die Bürger der Reichsstadt fochten unter der Führung des Grafen Johann von Solms, und ihre Weiber verteidigten die Thore, indes die Männer draußen im Felde kämpften. Der Landgraf von Hessen und Otto von Solms-Braunfels teilten sich mit ihnen in die Ehre des Tages. Meister Richwin war auch mit dabei.

Noch am Abend nach der Schlacht ließ Graf Otto die gefangenen Ritter der Sterner, welche in seine Hand gefallen, enthaupten; Graf Johann dagegen begnadigte die übrigen ohne seiner Verbündeten Vorwissen.

„Merket auf!“ sprach der Meister Richwin zu seinen Mitbürgern. „Ein neues Warnungszeichen! Graf Johann hat doppeltes Spiel im Sinn und hält sich den Weg offen nach rechts und links.“

Die Wetzlarer aber achteten's nicht und meinten, der Meister bilde sich doch gar zu treu nach seinem Hunde. Weil Thasso nicht mehr spiele, sondern jetzt

lieber knurre und beiße, so vermeine Richwin, er müsse nun auch knurrig und bissig werden. Ein launischer Mann sei er nach wie vor und hasse jetzt grundlos den Grafen Johann, welcher doch der Stadt solchen Ruhm gebracht, wie er auch vordem Liebe und Haß nach Grillen und Einfällen gewechselt habe. Die Volksgunst hatte sich gar rasch von dem Meister abgekehrt.

Im Rate saß er nun meist fast ebenso stumm, wie der stumme Ratsherr unter seinem Stuhle. Sprach er ja ein Wort, so war es eine Warnung vor der übermäßigen Freundschaft des Grafen Johann; der locke so süß wie der Vogler, bevor er die Vögel fange. Häufig erschien Meister Richwin auch gar nicht im Rate, zumal wenn er wußte, daß Graf Johann auf den Saal komme, um den Bürgern irgend einen neuen Dienst anzubieten. Denn fast schien es, als ob der Graf neben dem adoptierten stummen Ratsherrn unter dem Stuhle nun auch als Ratsherr adoptiert sei, aber nicht als ein stummer. Das einzigemal, wo Richwin zugleich mit dem Grafen im Rate saß, hatte Thasso bei jedem Worte des Solmsers dermaßen geknurrt, daß ihn sein Herr hinausführen mußte, damit der Hund nicht seines Privilegs verlustig gehe. Der Meister meinte, das Tier könne eben die solmsischen Farben nicht mehr sehen, seit es den Strauß mit dem Forstwart gehabt, und nahm dies als eine gute Ausrede um jedesmal wegzubleiben, wann der Solmser kam. Denn ohne den Hund gehe er nun durchaus nicht mehr aufs Rathaus. Die Wetzlarer aber sprachen:

Richwin treibe denn doch den Spaß etwas zu weit, und machten Spottverse auf den unbeliebten Mann. Es lief ein gar lustig gezeichneter Bilderbogen mit vielen Reimen um, worauf die gemeinsamen Erlebnisse des Meister Thasso und des Meister Richwin naturgetreu abkonterfeit waren mit der Ueberschrift:

„Auf diesen Bildern man ersieht,
Wie ein Hund einen Ratsherrn erzieht."

Meister Richwin ließ sich das wenig anfechten; er waltete still seines aufblühenden Hauses und ließ geschehen, was er nicht hindern konnte. War es doch nicht das kleinste Verdienst Thassos, daß er mit so vielen tausend Unarten seinen Herrn gelehrt hatte, geduldig zu sein und die überfeine Empfindlichkeit in die Tasche zu stecken

So vergingen wiederum zwei Jahre. Da ward eines Tages — es war um Sommer-Johanni — Meister Richwin auf das Rathaus entboten. Ungesäumt solle er sich einstellen, keine Ausrede gelte diesmal; Graf Johann von Solms sei erschienen mit einer Botschaft des Kaisers. Der Meister stutzte. Eine Botschaft des Kaisers, das war freilich eine gewichtige Sache! Und dennoch erklärte er, er könne nicht kommen: sein Hund werde knurren und bellen, wenn der Graf die kaiserliche Botschaft vortrage; denn Thasso, so gescheit er auch sei, wisse doch nicht des Kaisers Wort von des Grafen Vortrag zu unterscheiden und könne also sozusagen die kaiserliche Majestät selber anknurren, und ohne den Hund gehe er nun einmal nicht aufs Rathaus. Selbst Frau Eva redete ihrem

Mann zu; er aber blieb standhaft. Da kam ein zweiter Bote und mahnte, der Meister müsse kommen, mit oder ohne Hund, der Rat müsse diesmal vollzählig sein; es gelte die Ehre und Würde der Stadt.

Der Meister faßte Argwohn über dieses Drängen. Aber es galt die Ehre und Würde der Stadt. Also rief er dem Lehrjungen, daß er den Hund an die Kette lege, und rüstete sich zum Fortgehen. Es grauste ihm fast, zum erstenmal allein, ohne den Hund, den Ratssaal zu betreten.

Da kam der Lehrjunge von der Straße herein, um Thasso anzuketten. „Meister!“ flüsterte er, „es gehen seltsame Dinge vor. Ein Glück für Euch, daß Ihr so lange gezögert habt! Hinter dem Rathause stehen Bewaffnete, wohl über hundert, und hinter den Bewaffneten schauen altbekannte Gesichter hervor, patrizische Gesichter, und man meint, sie sähen etlichen Herren vom alten Rate, den man vor sieben Jahren vertrieben hat, aufs Haar ähnlich. Auch drängen sich solmsische Knechte nach den Stadtthoren, als wollten sie den Ausgang wehren.“

Der Meister erbleichte; doch war er rasch wieder gefaßt. Er sprach zu seiner Frau: „Nimm die Kinder, den Lehrjungen und die zwei Kästchen mit dem Geld und den Kleinoden. Schleicht euch zur Mühle an der Lahn, dort ist das kleine Pförtchen, das wird noch offen stehen; vor dem Pförtchen liegt ein Kahn; den löset und fahret zum anderen Ufer. Meidet nur um Gottes willen die Brücke und die großen Thore. Seid ihr glücklich hinüber, so gehet eilends den jenseitigen

Fußpfad nach Gießen. In Gießen treffe ich euch, so Gott will, wieder."

Er drängte die fragende Frau vorwärts, bis sie zitternd vollführte, was er befahl. Dann faßte er Thasso an seiner Kette mit der linken Hand, mit der rechten aber nicht, wie sonst, die Peitsche, sondern das Schwert, und eilte auch nicht aufs Rathaus, sondern auf den Markt.

Dort sah er die Bürger bereits gewaffnet, zu Hunderten eng geschart. Aber auch das Rathaus war schon dicht umzingelt von fremden Rittern und Reisigen. Vorsichtig schlich sich Meister Richwin in die hinteren Reihen der Bürger, die gleichfalls Gefahr geahnt hatten und herbeigeeilt waren, um ihren Ratsherren beizustehen. Vor den Bürgern aber stand Graf Johann von Solms in glänzendem Harnisch, umgeben von zwanzig Rittern, das Reichspanier in der Hand, und verkündete, er sei gekommen in des Kaisers Namen, um Frieden zu stiften zwischen den weiland verjagten Geschlechtern und dem neuen zünftlerischen Rate. Keinem werde ein Leids geschehen, am wenigsten seinen guten Freunden, den Ratsherren drinnen im Rathause. Friedliche Sühne sei alles, was er fordere im Namen des Kaisers. Ein neues, reicheres Gedeihen der Stadt, eine Mehrung ihrer Vorrechte, werde die Frucht dieses schönen Tages sein. Als treuer Freund und Nachbar ersuche er darum die Bürger, die Waffen abzulegen, welche sie voreilig für ihre Obrigkeit ergriffen hätten; denn dieser drohe zur Stunde nicht die mindeste Gefahr.

„Zur Stunde? Ja!“ sprach Richwin zu den Nächststehenden. „Aber ob nicht in der folgenden Stunde? Behaltet die Waffen, bis die Ratsleute wieder frei unter uns stehen!“

Doch schon sah er, daß die Vorderen, gewonnen durch des Grafen süßes Wort, die Schwerter einsteckten und die Spieße nach Hause trugen. Die Männer aber, zu welchen Richwin geredet, schalten ihn, meinten, sein Platz sei doch auch vielmehr auf dem Rathause als hier auf dem Markte, und ob er denn immer der gleiche bissige Hund bleiben wolle, der die besten Freunde der Stadt anbelle und die Bürger untereinander hetze?

Da Richwin solchergestalt sah, daß alles verloren sei, machte er sich eiligst davon, gewann noch zur rechten Frist das Hinterpförtchen an der Lahn und schwamm mit dem Hunde durch den Fluß, weil der Nachen, welcher seine Frau gerettet, nun am anderen Ufer stand.

Nach wenigen Stunden erreichte er die Seinigen und fand in Hessen eine sichere Zuflucht; denn Landgraf Hermann war dem Grafen Johann feind geworden nach der Schlacht bei Wetzlar wegen der eigenmächtig begnadigten Gefangenen.

Ins Hessenland aber drang bald eine neue Mär aus der Reichsstadt. Der Graf von Solms hatte, nachdem er den Bürgern die Waffen aus der Hand geschmeichelt, den zünftlerischen Rat in den Turm geworfen, die Güter der Ratsherren eingezogen und drei derselben, Kodinger, Dusel und Vollbrecht, enthaupten

lassen, zwei andere Ratsherren, Beyer und Heckerstump, warfen die Solmsischen von der Brücke in die Lahn und ersäuften sie kurzer Hand, um dem Scharfrichter die Umstände zu ersparen. Den sechsten Mann zu diesen fünfen hätte man gar gerne dann zur Abwechslung aufgehängt: es war dies Meister Gerhard Richwin, den der Graf am bittersten haßte. Allein in Wetzlar wie in Nürnberg hängt man keinen, bevor man ihn hat. Die alten Geschlechter aber, mit welchen der Graf längst unter einer Decke gesteckt, gewannen wieder die volle Herrschaft wie vordem.

Obgleich Meister Richwin den besten Teil seines Besitztums in Feindeshand hatte lassen müssen, konnte er doch mit dem Geretteten später in Frankfurt als Bürger sich einkaufen und ein neues Geschäft beginnen. Wenn er nun dort in wieder gesichertem Behagen bei seiner Hausfrau saß, den treuen, bereits ergrauenden Thasso zu Füßen, dann sprach er wohl manchmal, mit einem wehmütigen Blick auf den „stummen Ratsherrn“: „Gott verzeih mir's, daß ich Kinderzucht und Hundezucht vergleiche! Die Zucht der Kinder lohnt uns Gott und wir erwarten nicht, daß ein Kind den Sold all unserer Mühen uns gleich bar bei Heller und Pfennig heimzahle. Aber dieser Hund hat zum Dank für meine Zucht mich selber erzogen und zum Entgelt für tausend richtig empfangene gesalzene Prügel mir endlich Anno 1375 gar das Leben gerettet! Niemals ward ein Schulmeister so rasch und vollgültig gelohnt, wie ich durch meinen und der Reichsstadt Wetzlar stummen Ratsherrn.“

Liebesbuße.

1862.

I.

In einem kleinen, nun gerade tausend Jahre alten Büchlein erzählt uns der Diakonus Gozbert:

Zur Zeit Pipins des Kleinen war Otmar Abt von St. Gallen, ein Held der Demut und Entsagung, wie wenige. Stand ein Fasttag im Kalender, so machte er für sich zwei daraus und aß auch am folgenden Tage nichts. Ueber dem Beten vergaß er oft den Schlaf und jeden Wechsel der Stunde, daß ihn die Brüder wohl des Morgens noch an demselben Platz vor dem Altare fanden, wo sie ihn am Abend verlassen hatten. Er geizte nach Armut, wie andere nach Reichtum; statt nach der meisten Aebte Art auf stolzem Rosse zu reiten, bestieg er nur einen armseligen Esel. Als er einmal den König Pipin besucht und dieser ihm siebzig Pfund Silber gespendet hatte, verschenkte er fast all das Silber auf dem Heimwege, verschenkte den Esel und auch seinen Mantel dazu und kam fast nackt zu Fuß nach Hause. Nur zwei Gulden von jenem Silber hatten die begleitenden Brüder in der Reisetasche zurückzuhalten vermocht; hierfür erkaufte er ein Stück Land abseits des Klosters und baute dort ein Spital für Aussätzige. Er selber aber pflegte und wusch diese Kranken, die jedermann floh. Denn lieber

hätte er andere für sich essen lassen, als daß er's anderen statt seiner überließ, den Armen zu helfen und die Kranken zu warten.

Jedes Gut gab Otmar gerne her; nur das Grund- und Stammgut des Klosters nicht. Warin und Rudhart, zwei Grafen im Thurgau und in der Baar, griffen nach allerlei Ländereien von Otmars Kloster, die ihnen besonders bequem lagen. Da zog der Abt, der alles wegschenkte, aber sich nichts nehmen ließ, noch einmal zum König Pipin und verklagte die Grafen. Der König forderte die Grafen vor und drohte ihnen mit seiner Ungnade, wenn sie den geraubten Besitz nicht zurückgäben.

Den beiden Grafen aber, damals gewaltig in ganz Allemanien, waren die fetten Güter mehr wert als des Königs Gnade, und vom Bodensee war es weit bis zu Pipins Hof. Sie behielten darum, was sie hatten, und nahmen noch den Abt dazu.

Von ihren Dienstleuten gefangen und gebunden, ließen sie ihn vor die versammelten Edeln und Freien des Volkes führen und hielten Gericht über ihn. Lantpert, ein Klosterbruder von St. Gallen, trat als Kläger auf und berichtete, erkauft von den Grafen, daß Otmars Beten, Fasten und Almosengeben nur eines Heuchlers Mantel sei, unter welchem er insgeheim das üppigste und lüderlichste Leben führe. Otmar schwieg anfangs, wie Christus vor dem Hohenpriester. Da man aber in ihn drang, sich zu verteidigen, sprach er: „Ich habe viele Sünden begangen, nur gerade die einzige nicht, deren man mich anklagt.“

Seine Entlastungszeugen konnte er nicht in den Ring des Gerichtes stellen, nämlich die Armen, denen er unerkannt geholfen, die Kranken, die er geheilt, die Toten, welche er begraben, und als Hauptzeugen unseren Herrgott selber, der in der verschwiegenen Zelle sein Beten und sein Geistesringen gesehen. Also schwieg er, heiteren Gesichtes, nach jenem Wort, und ließ sich ruhig verdammen und im Dorfe Bodmann einsperren.

Dort würde er verhungert sein, hätte er vordem das Fasten nicht so gründlich gelernt, denn man gab ihm mehrere Tage weder Brot noch Wasser, bis ihm Perahtgotz, einer seiner Klosterbrüder, des Nachts heimlich Speise brachte. Später aber führten die Feinde den gefangenen Abt auf die Rheininsel bei Stein, unfern des Bodensees. Dort sah und hörte er keinen fremden Menschen mehr und vollendete den ganzen Rest seines Lebens einsam in geistiger Beschauung.

So etwa berichtet Gozbert, der Diakonus.

II.

Aber die Sage umrauscht jene Insel und flüsterte dem Erzähler ins Ohr, daß Otmar doch noch einmal fremde Menschen gesehen, von denen Gozberts altes Büchlein nichts weiß.

In stürmischer Märznacht ruderte ein Kahn vom Untersee herab. Der einzige Mann, welcher den schmalen

Einbaum führte, ward nur mit Not des Windes und der Wogen Herr; eine zweite Gestalt, in einen weiten Mantel verhüllt, saß schweigend dem Fergen gegenüber. Kein Wächter hinderte, daß sie anlegten und die Insel betraten; denn Otmar war jetzt steinalt und seines Verbannungsortes so gewohnt, daß er ihn auch unbewacht nicht mehr verließ. Gebeugt, zögernd und doch gebieterisch schritt die verhüllte Gestalt voraus, deren Wuchs fast einem Manne gehören konnte, doch verriet der Gang das Weib. Als sie zur Klause kamen, winkte sie dem Fährmann, ihrem Knecht, daß er an die Thüre klopfe.

Voll Staunen erschien der alte Abt. Doppelt aber wuchs sein Staunen, da er beim Licht seiner Lampe, das grell in die dunkle Nacht hinausfiel, ein stolzes, schönes Frauengesicht aus dem verhüllenden Mantel hervorglänzen sah, und ein reiches Gewand, glitzernde Spangen und einen goldverzierten Gürtel. Er winkte erschreckt zurückweichend.

Die Frau aber sprach: „Bleibe du unter der Thüre, heiliger Mann, und laß mich hier im Freien stehen als eine Bittende, die nur Rat und Trost von dir begehrt."

Otmar gewährte, was er nicht wohl weigern konnte, und die Frau begann draußen, indes ihr Gewand und Haar im Sturmwind flatterte, mit lauter, tiefer und doch weicher Stimme:

„Ich bin Hildegard, die Frau Arnulfs, des Centrichters. Ich liebe meinen Mann mit der ganzen Kraft meiner Seele und habe ihm zwei Söhne geboren.

Arnulf liebte mich ebenso stark und heiß. Da nahmen wir vor einem Jahre meine jüngere Schwester Tagalint ins Haus, damit mein Gemahl sie unter seine Munt stelle und ihr einen Mann suche, denn unsere Eltern waren gestorben. Von dem Tage an aber wich Arnulfs Liebe ganz leise von mir und zog sich langsam und leis zu Tagalint. Die Schwester hat ein zahmes Reh. Sonst mochte Arnulf so zahmes Wild gar nicht ansehen; jetzt aber streichelt er das Reh, beschaut es oft viertelstundenlang und sagt, die sanfte Tagalint sehe dem zarten Tierlein gleich. Ich habe ein feuriges weißes Roß, das war vordem auch Arnulfs Freude, und besonders freute es ihn, daß niemand das Tier bändigen konnte außer mir, und er verglich des edeln Rosses Art mit der meinigen und sprengte gern an meiner Seite durch Feld und Wald. Jetzt achtet er mein Roß keines Blickes und geht lieber zu Fuß neben der schüchternen Tagalint. Die Frauen unserer Hörigen, welche unter meiner Obhut in der Halle sitzen und spinnen und weben, lächeln sich verstohlen an, wenn Arnulf am Herdfeuer nur auf Tagalint sein Auge heftet oder ihr die schönste Jagdbeute zu Füßen legt. Der Schwester einen Mann zu suchen, kommt ihm aber gar nicht in den Sinn, und wenn ich ihn mahne, meint er, das habe noch gute Weile. So heiß wie meine Liebe ist nun auch meine Qual; ich möchte vergehen vor Scham und Gram und kann doch nicht kalt sein gegen den kalten Mann, ja ich muß ihm meine Liebe immer heftiger kundgeben, je mehr er sich zur Schwester wendet, die doch

nur gesenkten Auges hinnimmt, was er sagt und thut, ohne ihm je mit gleichem Wort und gleicher Miene zu begegnen.

Nun sinne ich Tag und Nacht über meine Not, und da fand ich, daß dein Los, ehrwürdiger Vater, im Grunde dem meinigen gleich sei. Der Spruch sagt: womit jemand sündiget, damit wird er auch gestraft. Du aber bist vielmehr mit deiner besten Tugend gestraft worden. Denn weil du ein so fester Abt warst, erregtest du den Zorn der Gaugrafen, und weil du so demutsvoll, fromm und mildthätig, den Neid des Bruders Lantpert, der falsch wider dich zeugte; weil du deine guten Werke vor den Menschen verbargst, wurdest du verdammt und duldest die Strafe eines Schlemmers, Heuchlers und Wüstlings, da doch niemand ehrlicher gefastet und sich kasteiet hat als du. So fliehet mich Arnulf um meiner besten Tugend willen, und wird um so kälter, je heißer er meine Liebe sieht; ich muß die Strafe leiden, die ein liebloses, ungetreues Weib verdient — und doch liebt keine ihren Mann so tief und treu wie ich. Tausend Sünden habe ich begangen ungestraft, und nur da, wo ich niemals sündigte, muß ich büßen, daß mir das Herz zerbrechen möchte.

Gangolf, der treue Knecht, der mich hierher geführt, und den du einst als einen verlassenen Kranken in St. Gallen gepflegt, enthüllte mir deine wahre Geschichte, und daß auch du gestraft worden seiest, nicht mit deiner Sünde, sondern mit deiner besten Tugend und für dieselbe. Darum machten wir uns

heimlich in dieser Sturmnacht auf, damit du mir das Rätsel deiner und meiner Buße lösest und mir Hilfe brächtest oder doch den Trost, welchen du für dich gefunden hast."

Otmar erwiderte: „Niemand wird mit seiner Tugend gestraft. Unbemerkt steckt in unserer besten Tugend oft unsere größte Sünde, die Selbstsucht. So bin ich, obgleich der demütigste Mensch, doch gerade in meiner Demut vielleicht der hoffärtigste gewesen, nicht vor anderen, aber vor mir selbst und vor Gott, und zur Strafe für diese geheimste Hoffart ward ich ein Märtyrer der Demut. Auch in deiner Liebe mag Selbstsucht stecken, und doch ist die Liebe nur voll und rein, wenn sie alle Selbstsucht in sich verschlungen und vernichtet hat. Prüfe dich! Der Arzt heilt die Blutwunde mit einem glühenden Eisen: versuche diese Heilart an deiner Liebesqual. Du mußt deine Liebe verbergen, dann sieht sie dein Gemahl; je mehr du sie dagegen offenbar machst, je weniger wird er sie sehen. Beginne mit dem leichtesten Versuch: verbirg deine Liebe vor der Schwester, zumal in Arnulfs Gegenwart. Und hast du dies in Monatsfrist vermocht, dann komme wieder hierher und erzähle, ob dir geholfen ist."

III.

Hildegard befolgte des Abtes Rat. Wäre sie freilich nicht ein so festes Weib gewesen bei all dem wilden Feuer, das ruhelos in ihrer Brust loderte, so

würde sie schon bei diesem ersten Versuch erlegen sein. Allein sie bezwang sich.

Arnulf, von der Jagd heimgekehrt, saß des Abends am Herdfeuer, die Frau und die Schwägerin zu seiner Seite, die beiden Knaben spielten in den dunkeln Winkeln der Halle. Der müde Jäger mochte in solch traulicher Stunde gerne den Frauen lauschen, wenn sie in einer Rede, die, halb Gesang, alte Verse sprachen, uralte Sagenlieder, und die Spindel schnurrte und das Feuer knisterte begleitend mit. Tagalint sang und sagte gar süß, aber auch Frau Hildegard war Meisterin in dieser Kunst. Nur fügte es sich seltsam, daß die sanfte Tagalint jetzt zumeist von Helden und Kämpfen und wilden Abenteuern sang, indes die stolze Hildegard in zarten Minnesagen den Schmerz ihrer Seele zu lösen suchte, und im Bilde fernher tönender Geschichten verstohlen um die Liebe ihres eigenen Gemahles warb. Denn Frauenminne, die den Mann verehrt, lag jener harten Zeit noch eigener im Sinne, als Männerminne, die den Frauen huldigend begegnet. Aber Arnulf hatte bis dahin des sanften Mädchens rauhe Sagen lieber gehört, als die rührenden Kunden der stolzen, gebeugten Frau.

So erzählte Tagalint denn heute die Sage vom „Türst und der Sträggelen", die vom Luzernersee herübergewandert war zum Bodensee. Die Sträggelenjungfrau zog zur Jagd wie ein Mann, und wenn sie mit Hörnerklang und Hundegebell des Sonntags durch den Wald fuhr, dann sprach sie wohl, sie höre jetzt auch ihre Messe. Da kam zur Weihnacht ein Jäger

zu der Jungfrau, das war der böse Türst, in liebliche Gestalt verkappt, und bat das Mädchen, daß sie auch mit ihm einmal zur Jagd ziehe. Aber als sie nun zusammen den Hirsch hetzten, und beim Weidwerk spotteten über das Pfaffenwerk am Christtag, und die Glocken von der Kirche zum Tann herüber geklungen und verklungen waren, ließ der Türst den Hirsch laufen und faßte die Jungfrau, die er sich zum Weibe erjagt hatte, und wuchs auf zu seiner ungeheueren Riesengestalt, und die Sträggelenjungfrau und der Hund wuchsen mit ihr über alle Bäume hinaus, und rasten zusammen jagend weiter durch den ganzen Tag und den Abend und die Nacht bis zum nächsten Morgen: da versanken sie mit Flammen in der Erde.

Arnulf lauschte mit brennendem Auge dem Mädchen, dessen leiser Mund so schaurig zu erzählen verstand. Da hätte Hildegard gern mit ihrem vollen, tiefen Ton eine andere Mär berichtet, welche aus noch viel älterer Zeit und viel weiterer Ferne vom Norden herübergekommen war zu den Alpen, die Märe von der edeln Frau, die über der Leiche ihres erschlagenen Mannes so heiße Thränen weinte, daß die Seele des Gefallenen im Himmel der Sehnsucht des Weibes nicht widerstehen konnte und herabkam, sie zu trösten, als die Thränen auf die kalte Brust der Leiche fielen.

Aber eingedenk der Mahnung Otmars, schwieg diesmal Hildegard und spann nur im stillen Sinn ihre Märe, indes Tagalint von dem wilden „Türstengejäg“ erzählte, und sowie die Spindel schnurrte und

das Feuer kniſterte und die Schweſter ſo leiſ' und ſchaurig ſang, war es ihr, als ſei auch Arnulf ein Geſtorbener, und ihre Thränen müßten auf ſeine kalte Bruſt fallen, daß ſeine Seele den Weg wieder zu ihr zurück fände und ſie tröſtete.

Als Tagalint geendet hatte, ſah Arnulf, wie Hildegard inwendig erzitterte, und glaubte, das gelte der Sträggelenjungfrau und ihrem grauſigen Ausgang. Hildegard ließ ihn bei dieſem Glauben: mit ihrer alten Sage verbarg ſie ihre Liebe.

So trieb ſie's alle Tage. Schmückte ſich Tagalint, ſo ging ſie im ſchlichten Kleide; ſie wollte nicht mehr wetteifern mit der Schweſter. Schritt Arnulf mit Tagalint ins Geſpräch verſunken im Hofe auf und ab, ſo führte ſie ihnen nicht, wie ſie ſonſt wohl gethan, die beiden Knaben in den Weg, daß ihr ſtummer Anblick den Mann an alte Liebe erinnern ſolle: ſie verbarg ihre Liebe.

IV.

Im verhüllenden Sturme einer Aprilnacht ruderte zum zweitenmal der Kahn zu Otmars Inſel hinab.

Hildegard ſprach zu dem Abte: „Ich habe das Probeſtück durchgerungen; ich verbarg meine Liebe vor der Schweſter, zumal in Arnulfs Gegenwart. Ich habe das glühende Eiſen auf die Blutwunde gedrückt; aber die Wunde brennt und blutet nur um ſo ſtärker, und die Heilung iſt qualvoller als die Krankheit.

Hundertmal hätte ich versinken mögen vor verhaltenem Schmerz, daß ich nicht einmal mehr sichtbar in Liebe die Schwester überbieten durfte! Du bist ein Heiliger und kennst die Liebe nicht, und deine Gottesminne muß ganz anders geartet sein als Frauenminne. Nicht gelöst hast du mein Rätsel, sondern noch dichter verwirrt; denn je tapferer ich kämpfte in meiner Tugend, um so schwerer ward ich in meiner Tugend gestraft!"

Da erwiderte der Mönch wie vor einem Monat: „Niemand wird in seiner Tugend gestraft. Nicht für deine Liebe mußt du büßen, sondern weil du deine Liebe noch lange nicht genug verborgen hast; denn darin sitzt die Selbstsucht deiner Liebe. Verbirg diese Liebe nicht bloß bei der Schwester, verbirg sie auch vor deinem Mann, selbst in der einsamsten Stunde. Und hast du dies in Monatsfrist vermocht, dann komme wieder."

In dem unglücklichen Weibe kämpften Stolz und Trotz und nagende Pein bei diesem harten Worte; aber als sie dem wunderbaren Greise ins Gesicht sah, schlug sie die rollenden Augen nieder und gelobte noch einmal treue Folge. So kehrte sie heimlich und ungetröstet, wie sie gekommen, nach Hause zurück.

Dort aber konnte Hildegard in derselben Nacht noch ihren festen Willen erproben. Denn da sie gerade durch den Zaun des Hofes eingetreten war und zum Frauenhause hinüberschlüpfen wollte, trat ihr Arnulf in den Weg. Er war zufällig um einen Tag

früher heimgekehrt und staunte nicht wenig, daß die Frau mitternachts in Sturm und Regen vom See heraufkam. Auf seine Frage schwieg sie wie vom Tode berührt. Denn zur Notlüge war Hildegard zu stolz, und mit der Wahrheit hätte sie ja zugleich die ganze Qual und Buße ihrer Liebe bekennen müssen und sollte doch ihre Liebe verbergen vor dem Manne.

Arnulf war fern von bösem Verdacht; aber er mahnte sie strenge, das wilde Abenteuern nicht gar zu weit zu treiben und zu bedenken, was Frauensitte und was sie sich selbst und der Würde des Hauses schuldig sei. Hildegard schwieg; nie war die Stunde so günstig gewesen, dem Manne die ganze Tiefe ihres Leids und ihrer Liebe aufzudecken, als jetzt, da sie von ihm auf der frischen That ihrer Liebesbuße betreten ward. Dennoch schwieg sie und nahm das ungerechte Mahnwort geduldig dazu.

Als sie aber nachher einsam auf dem Lager saß, empfand sie erst ganz den Schrecken jenes Augenblicks, wie der Bergsteiger, dem ein Sturz in den Abgrund drohte, erst nach der Heimkehr in dunkler Nacht die bestandene Gefahr so hell vor Augen sieht, daß ihn im Bette der Schwindel ergreift, welcher ihn auf dem Felsen rettungslos zur Tiefe gezogen hätte. Nur vierzig Silberschillinge brauchte nach dem Volksrecht der Allemanne zu zahlen und das mitgebrachte Gut zurückzugeben, so konnte er seine Frau wieder heimschicken, woher sie gekommen war. Das durfte Arnulf jederzeit nach dem starren Recht, und jetzt konnte er dazu noch gar leicht sein Gewissen beschwichtigen vor

sich und der Welt, da er die Frau auf so verdächtigem Wege außer der Schranke der Sitte ertappt hatte. Und sie hatte kein entschuldigendes Wort vorbringen können. Wenn er sie aber heimschickte, so fand Hildegard kaum eine Heimat mehr; denn ihr Haus war ja ausgestorben und eben darum die Schwester in ihres Mannes Haus getreten. Sie sah sich schon im Geiste heimatlos umherirren bei fremden Leuten und wollte oftmals in der langen Nacht aufspringen vom Lager und zum Manne hinüberschleichen und ihm doch noch bekennen, was sie auf dem Hofe verschwiegen hatte. Aber dann hätte sie ja auch ihre Liebe nicht verschwiegen! Eine Heldin, nicht bloß von Gestalt und Gesicht, sondern auch des Herzens, blieb sie darum doch zuletzt mit ihrer Qual allein.

Und so führte es Hildegard weiter, Tag für Tag. Sie hatte in der letzten Zeit ihr weißes Roß kaum mehr bestiegen; jetzt überwand sie sich und tummelte das Tier wieder scheinbar so mutig wie vorher. Sie war seit einem Monat in schlichtem Gewand, fast wie eine Dienerin, neben der geschmückten Tagalint gegangen; jetzt legte sie wieder Schmuck und schöne Kleider an: sie wollte die Pein ihrer Liebe nicht einmal in einem äußeren Zeichen vor Arnulf zur Schau tragen. Und doch schien es nicht, daß er die verhüllte Liebe nun deutlicher sehe als vordem die offene. Er staunte wohl über das verwandelte Wesen seines Weibes, aber er sprach kein Wort darüber, und wenigstens für Hildegards Auge wuchs seine Neigung zu Tagalint eher, als daß sie abgenommen hätte.

Elender als je zuvor trat darum Hildegard im Maimonat wiederum vor den Einsiedler auf der Insel. Immer dunkler däuchte ihr das Rätsel, grausamer und fruchtloser ihre Buße. Otmar aber sprach: „Du hast deine Liebe eben doch noch nicht genug verborgen, und wohl gar das schlimmste Stück der Selbstsucht ist zurückgeblieben. Nicht bloß vor der Schwester, nicht bloß vor dem Manne mußt du deine Liebe verbergen, sondern auch vor dir selber. Das ist die letzte und schwerste Probe. Denn wenn du auch jede That, jedes laute Wort meidest, in welchem sich deine Liebe den anderen entgegenträgt und aufdrängt, so grübelst du doch in dir ohne Unterlaß über diese Liebe, klagst und verklagst, flehest und zürnest in Gedanken. Auch ungesagt, empfindet das Arnulf, und solange du in dir so ruhelos bist, nimmst du auch dem Mann die Ruhe fort. Im inneren Frieden aber beginnt erst die lautere, selbstlose Liebe. Ist es doch schon der bloße Schein dieses Friedens, der den ungestümen Mann so mächtig zur sanften, ablehnenden Tagalint hinüberzieht. Die heimlichste Liebe brennt am heißesten, und kein Heiliger kann einer Minne widerstehen, deren Nähe er ahnt und empfindet und die sich doch nicht einmal vor sich selbst zur Schau trägt."

V.

Widerstrebend und doch willenlos vor dem Zauber des strengen milden Greises schwur sich Hildegard auch

diese letzte Buße zu. Aber sie kam nicht wieder nach Monatsfrist.

Erst tief im Spätsommer, da ein schweres Gewitter die Fluten des Sees aufwühlte und in den Rhein gegen die Insel schleuderte, arbeitete sich der Kahn im Abenddunkel mühsam durch die hochgehenden Wasser. Zwei Fährleute führten heute die Ruder; denn Gangolf, der treue Knecht, hatte erklärt, solchen Sturm könne er allein nicht bezwingen und darum den anderen als einen zuverlässigen Mann mitgebracht. Den Mantel über Kopf und Nacken geworfen wider den aufspritzenden Schaum, die sehnigen Arme frei, arbeiteten beide aus aller Kraft, und doch schien es oft, als müsse der rasende See das Schifflein verschlingen und als führen die vermummten drei Gestalten, bald in Wogen- und Wetternacht versenkt, bald hoch auf die Wellen geschleudert und vom Blitze erhellt, die sichere Fahrt des Todes.

Dennoch gewannen sie die Insel.

Als aber Hildegard vor die Thür der Zelle trat, wiederum von dem Lichtstrahl der Lampe beleuchtet, da war sie ein ganz anderes Weib als in jener Märznacht. Ihr edles Gesicht war bleich und abgemagert, die Lippen zornig aufgeworfen, nicht wie einer Büßerin, sondern wie einer Rachegöttin; doch wenn gleich das Lebensfeuer auf Wangen und Lippen erloschen schien, so glüheten nun allein die Augen noch feuriger und wilder als je zuvor.

Zitternd sprach sie mit dem leisen klanglosen Tone

der tiefsten Leidenschaft: „Längst habe ich gewußt, daß Liebe thöricht macht. Und dennoch hätte ich nicht geglaubt, daß sie mich noch einmal in so arge Thorheit verstricken könne. Denn es war wohl überthöricht, daß ich mir bei einem achtzigjährigen Mönche Rats holte in der Kunst der Liebe. Verzeih mir, heiliger Mann, aber du weißt ja selber nicht, was Frauenliebe ist! Ich habe Wochen und Monate gerungen, meine Liebe vor mir selbst zu verbergen. Doch je heißer ich rang, je weniger vermochte ich's. Es ging mir wie einem Fieberkranken, der gerne einschlafen will und zählt, betet, singt für sich, um sich selbst zu vergessen und in Schlaf zu senken; aber je bestimmter er sich selbst vergessen will, um so weniger vergißt er sich und findet keinen Schlaf. Dann spricht er wohl zu sich: so mache ich's, daß ich schlafe: ich lege mich auf die Seite, schließe die Augen, jetzt falle ich in Halbtraum, jetzt wird der Schlaf kommen. Aber je mehr er nachdenkt und nachmacht, wie man schläft, um so sicherer fliehet ihn der Schlaf. Ganz so erging es auch mir. Indem ich versuchte, meine Liebe in mir selbst zu vergessen, grübelte ich um so tiefer in meiner Liebe, und nie ist sie mir vernichtender klar geworden, als da ich Tag und Nacht sie zu verbergen sann. Ja noch mehr. Wie ein Spiel erschien mir nun, was vordem mir so schwer gedünkt, daß ich nämlich meine Liebe verborgen hatte vor der Schwester und dann auch vor Arnulf, wie ein Spiel gegen die Kunst, meine Liebe vor mir selber zu verbergen. Und doch verlor ich nun mit dem letzten Versuch wiederum alles, was

ich vorher errungen: indem ich meine Liebe vergebens vor mir selber verbergen wollte, trug ich sie wider Willen nun auch wieder vor Tagalint und Arnulf zur Schau und nahm mit meiner Unruhe beiden erst recht ihre Ruhe fort. Und obgleich sie fragten und sorgten, was mir fehle, wuchs Arnulfs Liebe doch nicht von Tagalint zu mir herüber. Ja mir scheint, zuwider bin ich ihm jetzt, ein verstimmtes, verblühtes, zerfallenes Weib, wo ich ihm früher nur gleichgültig war. Und nur ein Mittel weiß ich noch nach alledem, meine Liebe völlig zu verbergen: es ist der Tod!"

Ruhig erwiderte der Mönch: „Du hältst dich für ein starkes Weib; ich aber will dir die Geschichte eines wahrhaft starken Weibes erzählen. Sie ist bis auf ein Kleines ähnlich der deinigen. Chlotar, der Frankenkönig, war seit vielen Jahren vermählt mit Ingunde und hatte sechs Kinder von ihr. Da bat ihn Ingunde, die er sehr liebte, er möge zu ihrer jüngeren Schwester Aregunde reisen und ihr einen Mann suchen. Aregunde aber gefiel dem Könige so sehr, daß er bei der Heimkehr zu Ingunden sagte: Ich habe deinen Wunsch erfüllt und deiner Schwester den besten Mann gesucht, den ich finden konnte, einen besseren aber fand ich nicht als mich selber. So will ich sie denn statt deiner zum Weibe nehmen, und dies wird dir, wie ich glaube, nicht mißfallen. Da sagte jene: Was meinem Herrn gut gethan scheint, das thue er; nur möge ich, deine Magd, auch ferner in der Gnade des Königs leben."

Da brach Hildegards Stimme wie ein anderer Donner durch den Donner des Himmels: „Leicht konnte dieses fränkische Weib ihre Liebe vor sich selbst verbergen, denn sie besaß keine Liebe! Den Stolz der Liebe zum mindesten hatte sie nicht und viel weniger noch den Zorn der Liebe; und wenn nur die selbstlose Liebe rein sein mag, so wird sie doch nur voll und ganz, wo sie den Stolz der Liebe in sich schließt und den Zorn der Liebe. Jener Chlotar freilich war viel zu schlecht, als daß er des Zornes der Liebe wert gewesen wäre; mein Arnulf aber ist kein solch niederträchtiger Mann, er ist groß und gut, auch wenn er jetzt in der Irre geht, darum liebe ich ihn mit dem vernichtenden Zorn der Liebe!"

Bei diesen Worten trat der zweite Fährmann aus dem Dunkel hervor und warf sich zu Füßen des zürnenden Weibes, als wolle er sich selber ihrem Zorne zum Opfer darbringen.

Es war Arnulf.

Als aber Hildegard erkannte, wer flehend und gebrochen vor ihr lag, vergaß sie den Zorn und fand nur noch die Liebe in der Liebe und zog den Reuigen milde zu sich empor.

Erst seit Hildegard so gewaltig rang, ihre Liebe vor sich selber zu verbergen, hatte Arnulf, aus dem heiteren Spiele mit Tagalint auftaumelnd, die Tiefe der Liebe und des Kummers seiner Gemahlin zu ahnen begonnen. Gangolf, der treue Knecht, half ihm weiter auf der Spur, und so zog er, als dessen Rudergehilfe verkleidet, mit zu Otmars Insel, um

hier erst von Hildegards heldenhafter Liebesbuße wie vom Donner gerührt zu werden, daß ihm die ganze Größe ihres Herzens und seiner Sünde mit einem Schlage aufging und der forschende Lauscher selbst in einen Büßer verwandelt ward, der zunächst sein eigen Gewissen zitternd zu durchforschen begann.

Der greise Abt aber sprach: „Es mag wohl über Menschenkraft gehen, daß die Liebe sich ganz vor sich selber verbirgt; aber auch schon das bloße Ringen danach machte die verhüllte Glut dem Auge Arnulfs offenbar, welches die offen lodernde nicht sah. Wer möchte auch einer Liebe widerstehen, die so stark ist, daß ihr sogar die bloße Frage eigennützig dünkt, ob sie wieder geliebt werde! Der Frauenminne vergleicht sich aber die Gottesminne, und darum war es nicht thöricht, edle Frau, daß du bei einem achtzigjährigen Mönche dir Rat holtest. Gott lieben, verborgen vor der Welt, ist leicht; schwerer ist es, Gott zu lieben ohne einen Gedanken an Gottes Lohn: aber am schwersten, diese Liebe nicht einmal vor sich selbst im stillsten Herzen zur Schau zu tragen. Ja das letzte mag wohl dem heiligsten Menschen noch nicht ganz gelungen sein, und so bleibt all unsere Gottesminne ein ungelöster Liebeskampf und unvollendete Liebesbuße. Wir hoffen aber im Himmel auf jene höchste Stufe selbstloser Gottesminne.

Glücklich darum die irdisch Liebenden, die wie ihr im Streben schon den Kampf gelöst und mit leiblichem Auge die Buße vollendet schauen!“

Bei diesen Worten segnete er das Paar, mitten in Sturm und Wetter, worin es sich wiedergefunden zum erneuten, heiligeren Ehebund. Und der verhallende Donner rollte sein Amen.

Die Lüge der Geschichte.

1862.

Erstes Kapitel.

In einem Kloster des bayerischen Hochgebirges war vor hundert und mehr Jahren der seltenste und seltsamste Gast eingezogen, ein niederrheinischer Graf, altberühmten Stammes. Er suchte für etliche Monate den Balsam der Bergluft und tiefe ländliche Einsamkeit, und die gastfreien Mönche boten ihm gerne ein stilles Asyl; denn in jener Zeit gab es noch keine Gasthöfe in abgeschiedenen Thalschluchten, auch pflegten Grafen damals noch nicht in Bauernhütten Villeggiatur zu halten.

Der vornehme junge Herr war für die Fratres ein seltener Gast, weil er ein Graf, und ein seltsamer Gast, weil er doch wieder kein rechter Graf war. Zum mindesten kein gewöhnlicher Graf; denn der Abt meinte, er sei eigentlich als Professor geboren und nur zufällig als Graf auf die Welt gekommen. Der Küchenmeister erklärte es dagegen für jammerschade, daß der Graf kein Koch geworden, denn niemand besitze eine tiefere Kenntnis der neuesten Pariser Saucen, Braten und Pasteten. Pater Placidus endlich behauptete, der Graf stehe genau mitten inne zwischen einem geborenen Professor und einem geborenen Koch; denn

er sei ein geborener Schöngeist und Poet. Seinen einzigen Fehler aber teile er mit allen vornehmen Leuten, nämlich fortwährend zu fragen und niemals das Ende der Antwort abzuwarten; in diesem Stücke sei er ein geborener Graf.

Der Abt beschränkte dann wohl auch sein Urteil ein klein wenig, und fügte jener Klausel des Pater Placidus den Nachsatz bei: „Wenn Kenntnisse, Forschenstrieb und schneidend scharfes Urteil den Gelehrten machen, dann gebührt dieser Titel dem Grafen. Allein er ist dazu gar so ein feiner Herr, so schön von Gesicht und Gestalt, so glänzend glatt in Form und Ton, und dies alles pflegen Professoren keineswegs zu sein. Inwendig sitzt der Gelehrte und auswendig der Kavalier."

Fürwahr der junge Graf war ein glückliches Menschenkind in der Fülle seiner Talente! Die Freunde daheim weissagten ihm eine große Zukunft, sei es im Kabinett oder im Felde, als wirklicher Hofmann oder als Höfling Apollos und der neun Musen. Eine große Zukunft bei den Frauen brauchte man ihm gar nicht mehr zu weissagen, denn hier hatte er im fünfundzwanzigsten Jahre schon eine große Vergangenheit. Nur ein einziger Freund — als sauertöpfischer Sittenprediger übel berufen — fügte zu all jenen prophezeiten Größen das zweifelnde Wort: „vorausgesetzt, daß sich etwas Großes denken läßt ohne sittliche Größe. Denn diese Kleinigkeit ausgenommen, besitzt der Graf allerdings zu jeglicher Größe das Zeug."

Wie alle geistreichen Naturen liebte er die Anti-

theſe in der Rede und im Leben. Vor vierzehn Tagen noch hatte er zu Paris bei Frau Geoffrin mit den feinſten Köpfen Frankreichs in litterariſcher Feinſchmeckerei geſchwelgt, und heute ergötzte ihn der altmodiſche Mutterwitz weltverlaſſener Mönche. Allen Sinnenreiz der üppigen Hauptſtadt hatte er im Sommer ſo durchtrieben ausgekoſtet, als wäre er ſelber ein Franzoſe, und im Herbſt begrub er ſich zwiſchen Felſen und Wäldern und Kloſtermauern, wie der empfindſamſte Deutſche.

Pater Placidus galt für einen ſattelfeſten Philoſophen; wohl bewandert in den Kirchenvätern und Scholaſtikern, disputierte er ſo mittelalterlich zunftgerecht, wie man's damals nur in der beſten Jeſuitenſchule lernen konnte. Da er zuerſt dem Grafen ſeine Weisheit am Schnürchen herſagte, dünkte er ſich angeſichts des jungen Herrn gleich einem Gerbert, als dieſer zu Ravenna vor Kaiſer Otto die Einteilung der Philoſophie vortrug. Es fehlte ihm nur ein Otrich, mit welchem er ſo ritterlich wie Gerbert vor dem Kaiſer hätte turnieren können. Aber der Graf ſelbſt ſchlug ihm plötzlich, gefährlicher als ſechs Otriche, mit ungeahnten Querhieben in die Parade und warf ihm Lockeſche Kritik und Humeſche Zweifel und Bayleſchen Witz zwiſchen die ſcholaſtiſchen Sätze, daß Pater Placidus ſtaunend ſich beſiegt gab, obgleich der Graf im Grunde ſo wenig von der altmodiſchen Philoſophie des Mönches verſtand, wie der Mönch von der neumodiſchen des Grafen. Das waren für den letzteren Gegenſätze zum Entzücken; wie luſtig konnte er ſpäter

in den Pariser Bureaux d'esprit von diesem unerhörten Turnier erzählen!

Fast noch beißenderen Hochgeschmack aber bot ihm der Verkehr mit dem Abte, der als ein trocken fleißiger Geschichtsforscher die Chronik des Klosters schrieb und auf Tritt und Schritt den Gast am Rockknopfe faßte, um ihm von Schenkungsurkunden, Klosterbränden, Gültbriefen, Abtswahlen, Kriegshändeln und Kirchenbauten zu erzählen. Der Graf hörte ihm eine Weile höchst achtsam zu, bis sich der ehrliche Chronist etwas warm geredet hatte; dann fiel er ihm ins Wort, pries seinen scharfen Forschergeist, wußte aber in feiner ironischer Wendung das Lob, welches er der Person spendete, allmählich in eine vernichtende Kritik der Sache zu verwandeln. „Je tiefer und redlicher man forscht," so schloß er wohl, „um so reicher glaubt man die Geschichte zu machen, und macht sie doch nur um so leerer. Denn fast jeder neue Fund des Forschers zeigt, daß wir wieder einmal eine Thatsache für beglaubigt hielten, die eigentlich gar nicht beglaubigt war. Was heißt überhaupt beglaubigte Thatsache? Der Augenzeuge von gestern erzählt heute schon, was er gesehen, ganz anders, als er es gestern erzählt haben würde. Was ist historische Wahrheit? Das gewaltigste Ereignis, welches wir vor einem Jahre selber erlebt, steht uns heute nur noch wie der Schatten eines Traumes vor der Seele; wollten wir auch im ehrlichsten Nachsinnen tagelang unser Gedächtnis zermartern, wir könnten es doch nicht mehr in nackter historischer Treue berichten, aufs Haar genau so, wie

es geschehen. Jeder Tag hat inzwischen unvermerkt einen unmerkbar feinen Zug in der Erinnerung ausgelöscht, einen anderen eingewoben und aus tausenden solcher feinen Züge wird unmerkbar ein ganz neues Bild. Und man will aus dunkeln, durch Jahrhunderte unmerkbar und arglos verfälschten Zeugnissen die historische Wahrheit aufbauen! Die Geschichte ist der große Tempel der Lüge, und als erste und Hauptlüge steht über der Pforte geschrieben: Hier ist der Tempel der Wahrheit! Große Forscher, wie Ihr, Herr Abt, leisten der Menschheit den größten Dienst; denn je mehr sie forschen, desto leerer wird die Geschichte an Thatsachen, das heißt an unfreiwilligen Lügen. Die Geschichte muß aus der Geschichte hinausgeforscht werden, und der weise Mann wird dann als das tiefsinnigste Märchenbuch, als den poesievollsten Roman rein und frei genießen und bewundern, was man heute noch Geschichte nennt. Es wird eine Zeit kommen, wo man Thatsachen, auf die jetzt jeder Schulknabe schwört, nur noch als Sagen forterzählen und an die sieben Könige Roms so wenig mehr als an Kaiser Karls Kreuzfahrt glauben wird."

Hatte der Graf in solchen und ähnlichen Worten sein Lieblingslied von der Unwahrheit der historischen Wahrheit genügend abgesungen, dann empfahl er dem Abt mit der ernsthaftesten Miene von der Welt Bolingbrokes Briefe über das Studium der Geschichte und Voltaires historische Schriften. Sei Voltaire auch nicht der größte Historiker, so müsse man ihn doch den wahrhaftigsten nennen; denn er behandle die Geschichte

rückhaltlos als das, was sie wirklich sei, nämlich als einen Roman.

Dem Abt waren dies alles böhmische Dörfer; er lauschte dem Grafen mit demselben Vergnügen, mit welchem man von fernen, unbekannten Ländern Wunderdinge erzählen hört, und der Widerspruch gegen seine eigenen Liebhabereien verletzte ihn keineswegs. Noch viel weniger störten die Zweifel des Grafen seine alte Arbeit; er forschte nach wie vor in Urkunden und Chroniken und meinte nur, die neue Weisheit sei doch nebenbei gar lustig und unterhaltend, ohne zu ahnen, daß diese lustige Weisheit in kurzer Frist sein ganzes Kloster über den Haufen werfen werde. Und schließlich dachte er mit Bruder Placidus, der Graf sei der angenehmste Gesellschafter von der Welt, wenn er die einzige Unart ablegte, andere Leute niemals ausreden zu lassen; doch dafür sei er eben Graf.

Dieser würde inzwischen des Zeitvertreibs mit den Mönchen doch wohl bald genug satt geworden sein, hätte ihn nicht dazu noch ein anderes anmutigeres Spiel gefesselt. Im grauen Jägerrock stieg er fleißig in die Berge, und so geschah es, daß er eines Tages auf einsamer Hochalp, hart an der Tiroler Grenze, in eine Sennhütte trat, deren Bewohnerin von ebenso seltener Art war, wie er ein Graf von seltener Art; sie war nämlich jung und schön. In den Büchern sind dies freilich alle Sennerinnen; in den Bergen aber sind sie in der Regel häßliche Mannweiber. Die Hübschen läßt man klüglich unten und die Garstigen schickt man hinauf in die gefährliche Einsamkeit. Das

Miedei auf der Riedereckalp aber war wirklich einmal ein Juwel von einer anmutigen Sennerin. Sie war so zierlich, flink und frisch, daß die nächstschöne Dirne der Gegend neben der Miedei, als die zweifellos schönste, gestellt, doch immer nur sich ausnahm, wie ein Kalb neben einer Gemse. Stand sie im roten Sonntagskleid, auf ihren Bergstock gelehnt, an der steilsten Spitze der Felswand und schaute, im Morgenschein leuchtend, über das noch dämmerige Wellenmeer von Thälern und Bergen zu ihren Füßen, dann war es, als sei sie die Königin des Lichtes und der Schönheit, welche über allen Häuptern throne, um die Welt mit ihrem Stabe zum lichten, schönen Tag zu wecken.

So sagte wenigstens der Graf, da er ihr das feinste Schmeichelwort sagen wollte; sie verstand es freilich nicht, aber sie lächelte doch behaglich, denn die Rede schien ihr zwar ein wenig verrückt, außerdem aber wunderschön gesetzt.

Die guten Mönche spotteten insgeheim über den unverdrossenen Weidmann, der Tage und Nächte in den Bergen umherstieg und so selten eine dürftige Jagdbeute heimbrachte; sie ahnten nicht, daß er einem edleren Wilde als dem jagdgerechten nachging.

Der Graf schwelgte im geistreichen Spiel der Gegensätze: unten die engen Zellen und die scholastischen Mönche, welche so lustig abstachen gegen die kaum erst verlassenen Pariser Salons mit der Blüte der feinsten und freiesten Damen und Herren, und oben die königliche Wildnis der Alpengipfel und inmitten derselben die empfindsamste Liebschaft, fünf-

tausend Fuß über der Meeresfläche! Das war dem Grafen in der That etwas Neues; selbst der ausstudierteste Pariser Vergnügling hätte ihm zugestehen müssen, daß er hier einen neuen Genuß entdeckt habe. Er liebte das Miedei, so weit es ihm nur möglich war, nämlich mit den Sinnen und mit dem Verstand, er liebte sie, wie der Schöngeist sich in die keckste Antithese verliebt, welche sein Witz zu ersinnen vermochte. Das arme Miedei dagegen liebte den fremden Jäger, in welchem es keinen Grafen ahnte, bloß schlechtweg mit dem Herzen. Es nahm alle die schönen Märchen und Fabeln, welche er ihm über sich vordichtete, für buchstäblich wahr, indes dieser gar nicht daran dachte, daß andere Leute lügen genannt hätten, was er dichten nannte, und betrügen, was er einen Roman spielen hieß. Miedei deuchte ihm ein Gegenstück zum Huronen Voltaires, der „Ingenu“ ins Weibliche übersetzt, und wie jener Dichter an dem Phantasiegebilde seines Naturkindes psychologisch experimentiert, so der Graf an der arglosen, einfältigen Seele dieses wirklichen Kindes der Natur.

Sinnliche Leidenschaft beherrschte ihn, wann er in die Berge hinaufstieg; zog er aber vom Niedereck wieder hinab zum Kloster, dann ergötzte er sich in Gedankenspielen über die Situation und legte sich alle Fäden zu dem neuen Voltaireschen Romane zurecht, den er nach seinen jüngsten Erlebnissen im Geiste zusammenweben, aber ja nicht schreiben, sondern bloß erzählen wollte. Denn Schreiben war ihm zu langweilig; auch ärgerte ihn die impertinente Bestimmt-

heit des Wortes, welches ein für allemal schwarz auf weiß feststeht.

Ein feiner Geist sucht aber nicht bloß Gegensätze, sondern er verknüpft auch wieder das Fremdartigste, als sei es notwendig zusammengewachsen. So fand der Graf in seinen Besuchen auf dem Niedereck die ganz natürliche Fortsetzung seines Redegefechts mit den Mönchen. Er meinte, beides ergänze sich, wie Schule und Leben. Im Kloster beweise er den gelehrten Brüdern, daß alle sogenannte historische Wahrheit der großen Weltgeschichte ein eitles Trugbild sei, und in der Sennhütte einem kindlich einfältigen Mädchen, daß all unser vergangenes Leben doch eigentlich nur der Schatten eines Traumes, daß wir heute nicht mehr aufs Haar getreu wiedererzählen könnten, was uns gestern begegnet; denn mit jedem Tage würden wir andere, und der neue Sinn des heurigen Jahres verändere uns unvermerkt auch die erlebten Thatsachen des vergangenen. Darum ergreife der kluge Mann, was ihm der Augenblick biete, genieße es bis auf den Grund, ohne zu fragen, was gewesen und was kommen werde.

Das Mädchen erbebte vor diesen Gedanken, die es halb verstand; wäre der fremde Jäger, da er sie aussprach, nicht zugleich gar so gut und freundlich gewesen, sie hätte sich vor ihm gefürchtet. Und doch lauschte sie auch wieder gerne seinen schaurig klugen Reden, wie man Gespenstergeschichten mit dem süßen Behagen des Schreckens lauscht und sich freut, daß es einem eiskalt über den Rücken läuft.

Als der Graf dem Miedei wieder einmal das Gedächtnis an Eltern und Freunde und ihre fromme Jugendzeit im Vaterhause wegzureden suchte und ihr nachwies, wie doch jede Nacht schon Gras wachse über das, was wir selber am vorigen Tage gewesen, da blickte sie bewegt nach der gegenüberliegenden Hochmulde und sprach: „Ueber dieser Alpe wächst kein Gras."

Der Graf lächelte und meinte, vom Weidegras habe er freilich nicht geredet.

Miedei aber erwiderte: „Du denkst wohl, daß mein Wort auf deines passe wie die Faust aufs Auge. Und dennoch paßt's. Dort drüben liegt die verbrannte Alp, wie wir's heißen. An dem kleinen schwarzen See, der so hoch in den Bergen steckt wie kein anderer, stand vordem eine arme Sennhütte; jetzt wächst da kein Gras mehr, oder was im Frühjahr dürftig aufkommt, das verbrennt die Sonne rasch. Es ist aber auch kein Gras gewachsen über der Geschichte, die sich dort begab, ob es gleich schon hundert Jahre her sein mag. Des Weberbauern Wolfgang von Rohnbach besuchte fleißig die Sennerin. Gott weiß, was sie zusammen trieben und wie sich alles gewendet hat. Genug, der Wolfgang erschlug zuletzt die Sennerin, die doch sein Schatz gewesen, und zündete beim Gewitter die Hütte über der Leiche an, daß man glauben solle, der Blitz habe das Mädchen erschlagen und samt der Hütte verbrannt. Daran zweifelten zwar manche; denn sie sagten, jener Blitz hätte einen uralten Spruch Lügen gestraft: der Blitz schlägt in keine Sennhütte.

Die meisten aber glaubten es, und zuletzt glaubte es der Wolfgang selber und erzählte den Leuten, so oft sie's hören wollten, daß der Blitz seinen Schatz erschlagen. Allein er glaubte sein Märlein doch nur bei Tag und in der Nacht; am Abend glaubte er's nicht. Er konnte nämlich das Avemaria nicht mehr läuten hören und schlich sich allemal aus dem Wirtshause, sobald die Stunde kam. Denn als er das Mädchen erschlagen und die Stille hier oben noch einmal so still geworden war, da trug der Wind plötzlich das Abendläuten ganz leise vom Thal herauf. Ueber dem Wetterkreuz, sagt man, gibt's keine Sünde, weil wir hier oben so ganz allein sind und keiner sieht, was wir thun; aber das Avemarialäuten war heraufgekommen, wohl tausend Fuß über das oberste Wetterkreuz, und Wolfgang meinte, die Glocke sei sein einziger Zeuge gewesen, die Glocke werde ihn verraten. Und als die Glocke schwieg, da war das Gewitter hereingebrochen und Wolfgang hatte die Hütte angezündet, daß ihn die Glocke nicht verriete. Aber als die Hütte eben lichterloh brannte, da ward es im Westen schon wieder hell und die Sonne ging feurig unter hinter den schwarzen Wolken und warf ihr Feuer auf die Schneespitze des Gamskahrs, und der Schnee warf sein Feuer in den Spiegel des schwarzen Bergsees, und Wolfgang glaubte, das Feuer der Hütte brenne in den Himmel hinauf und in die Hölle hinunter, in dem Wasser, in der Luft, auf der Erde, daß alle die drei Elemente durcheinander im Feuer glühten, wie am jüngsten Tag. Wenn nun Wolfgang auch zu jeder

Stunde sich einredete, daß der Blitz das Mädchen erschlagen, so glaubte er's doch nicht beim Abendläuten, und wenn er zu jeder Stunde schwur, der Blitz habe die Hütte angezündet, so glaubte er's doch nicht, wenn er das Alpenglühen in Luft und Wasser gespiegelt sah. Dann verschwand die gelogene Wahrheit und die wahre Wahrheit kam über ihn, und zuletzt zeigte er sich selbst dem Richter an, weil er das Avemariaglöcklein nicht mehr hören und kein Alpenglühen mehr sehen konnte. Ach, es gibt Dinge, die so wahr und klar in unserem Herzen stehen, daß wir sie mit der Wurzel nicht herausreißen können, wenn wir auch tausendmal heute nicht wissen, was wir gestern gethan, ja, die uns heute, wo sie geschehen, nicht ganz wahr und klar waren, aber in Jahr und Tag werden sie uns so wahr, daß wir vergehen möchten, so leibhaftig schrecken und quälen sie uns!"

Dem Grafen war es ernsthaft zu Mute. Erst schwieg er weichgestimmt; dann fand er diesen Ernst unbequem und er deuchte sich fast kindisch, daß ihn das Mädchen so weich habe stimmen können; — sie war ja im Grunde doch nur eine hübsche Kuhhirtin.

Er nahm Abschied und versprach baldige Wiederkehr. Heute zum erstenmal sagte er nicht wann.

Miedei wartete Tag für Tag. Der Jäger blieb aus.

Auf Aegidi fuhr sie mit ihrer Herde zu Thal und forschte unten im Dorfe versteckt nach dem Jäger aus Franken, — denn für einen solchen hatte sich der Graf auf der Sennhütte ausgegeben —: niemand wußte von ihm. Das Kloster lag in einem anderen

Thalgebiet, das hieß für jene Hochgebirgsbauern in einer anderen Welt.

Das Mädchen harrte monatelang in Geduld, hatte sie doch längst auf den einsamen Bergen das Warten gelernt. Mit Schrecken erlebte sie die Wahrheit ihres eigenen Wortes, daß es Dinge gibt, die so wahr in unserem Herzen stehen, daß wir sie niemals wieder mit der Wurzel herausreißen können, ja die uns immer wahrer und klarer werden, je weiter sie hinter uns liegen.

Der Jäger hatte ihr die Ehe versprochen; so wenigstens verstand sie damals seine dunkeln, schönen Worte in ihrem einfältigen Sinn und glaubte daran, wie ans Evangelium. Es fiel ihr schwer aufs Herz, daß auch sie in des Jägers Nähe gedacht, über dem Wetterkreuz gebe es keine Sünde: hatte er vielleicht denselben Gedanken gehegt, um doppelt an ihr zu sündigen?

Doch verbiß sie ihre Qual und entdeckte sich keinem Menschen.

Als der Schnee im Thale schmolz, konnte Miedei wenigstens ihre Sünde vor den Leuten nicht mehr verbergen, ob sie ihnen auch den Mitschuldigen verschwieg. Der Bauer, bei dem sie von Kind an diente, nahm sie hart vor, aber sie verriet den Jäger nicht; sie wollte warten, bis er selber komme.

Sie dachte, auch ihm müsse jetzt ihre Liebe immer wahrer werden, je mehr die Zeit verstrich, so steigend wahr und klar, wie ihr selber Qual und Kummer.

Als die Matten grün wurden und der Himmel

blau, starrte Miedei oft stundenlang in den wolkenlos blauen Himmel und konnte nicht fassen, wie der Himmel so schön sein könne und die Erde so schön und doch so unendlich viel Jammer zwischen Himmel und Erde.

In den ersten Maitagen schrieb der Bader den Totenschein für das schöne Miedei und bemerkte als Todesursache: „An den Folgen einer Niederkunft gestorben." Ein Bader braucht von Amts wegen nicht zu wissen, daß man auch am gebrochenen Herzen sterben kann. Der Bauer, bei welchem Miedei so lange und bis zum letzten Jahre tadelfrei gedient, zog das Kind der elternlos und ungefreundet Verstorbenen um Gottes willen groß.

Der Graf war in die Heimat zurückgekehrt, wo sich ihm eine glänzende Laufbahn öffnete. An den deutschen Fürstenhöfen war er ein gefeierter Gast, man warb um seine diplomatischen Dienste. Gelehrte und Schöngeister bewunderten die Kenntnisse, den philosophischen Geist und die Voltairische Sprachgewandtheit eines so hochgeborenen Mannes. Ich brauche Kennern der damaligen Flugschriftenlitteratur nur die anonymen „Briefe über den Pariser Hof" von 1765 zu nennen, eine Schrift voll überraschender Enthüllungen, und sie werden zugestehen, daß jene Bewunderung mehr als bloße Schmeichelei war. Das Büchlein ist sehr selten; denn der Graf ließ es nur für Freunde drucken, weil es ihm zu bürgerlich schien, auf den Buchhändlermarkt zu treten. Er schrieb es namenlos; denn der Name auf dem Titelblatt deuchte ihm

doch etwas gar zu impertinent Bestimmtes. Vielmehr findet sich statt des Namens ein fragendes Motto aus der Schrift, das Wort des Pilatus: „Was ist Wahrheit?" Joh. 18, 38. Es ist dies freilich die einzige Bibelstelle im ganzen Buch.

Daß der Graf, dem Schreiben, das bestimmte Wort schwarz auf weiß, so zuwider war, doch auch einmal ein Buch geschrieben, darf uns nicht wundern; denn indem er sich selber fort und fort untreu wurde, blieb er sich selber ja gerade am treuesten.

Gewann der geschriebene Roman jener Briefe, der sich den täuschendsten Anstrich von Geschichte gab, schon reichen Beifall, so schienen doch die mündlichen Romane aus des Grafen Leben, in den erlesensten Kreisen am Kaminfeuer lässig und doch so geistreich hingeplaudert, noch viel anziehender. Zumeist aber entzückte da allezeit die Geschichte von der Miedei, dem Naturkinde im Hochgebirg, welcher der Graf die französische Philosophie ins Altbayrische übersetzt hatte. Er wußte äußerst drollig zu schildern, wie er unten den Mönchen und oben der Sennerin dieselbe Weisheit, nur in verschiedenen Zungen gepredigt, und um die Antithese noch spitziger zu stellen, als sie gewesen, drehte er die Novelle so, daß der Abt in seiner Schule zuletzt verliebt geworden, das Hirtenmädchen aber eine grübelnde Denkerin. Durch diesen kühnen Zug vermied er peinliche Erinnerungen, er brauchte die Episode von der verbrannten Alp nicht einzuweben, er brauchte neugierige Fragen über den Ausgang seines eigenen Liebesabenteuers, fünftausend Fuß über der

Meeresfläche, nicht zu beantworten, und wenn sich auch nicht gerade alles genau so zugetragen, wie er's erzählte, so hätte es sich doch genau so zutragen können.

Die Mär vom verliebten Abt und der philosophischen Sennerin wurde ihm von Jahr zu Jahr wahrer, wenigstens redete er sich's also ein. Doch mußte sie ihm noch nicht ganz wahr geworden sein; denn er fürchtete sich lange Zeit, von dem wirklichen Miedei unversehens Kunde zu erhalten, weil ihm dies die allmählich sich festigende subjektive Wahrheit seiner Geschichte hätte lockern können.

Zweites Kapitel.

Zwanzig Jahre waren vergangen. Der Graf stand auf dem Höhepunkte des Mannesalters, und doch begann ihm das Leben schon langweilig zu werden. Er hatte allen Genuß erschöpft und, wie er meinte, auch alle Arbeit. Weil er nämlich seine Kraft auf allen Gebieten ein bißchen versucht hatte, so bot ihm kein Wirken mehr den Reiz des fremdartig Unerhörten. Irgend ein Werk durchzuführen, war nicht nach seinem Geschmack. Mit einer Dame gleichen Standes und verwandten Sinnes verheiratet, lebte er in einer äußerlich glücklichen, inwendig langweiligen kinderlosen Ehe. Wie er früher ruhelos nach Anregung gejagt, so jagte er jetzt nach Zerstreuung.

Ein weichmütiges Zurücksehnen in die Lagen seiner jungen Jahre, ein Wiederaufsuchen allbekannter Orte

und Menschen, die seinem Auge lange entrückt waren, ergötzte ihn noch am meisten. Der sentimentale Zug, auf welchem er sich dabei ertappte, war ihm neu, und der Zauber der Antithese, des Wiederspieles von Sonst und Jetzt, bot auch hier wieder so manche feine Würze. Zudem ließen sich prächtige Studien machen über das biegsame Wachs der sogenannten historischen Wahrheit.

Getrieben von diesem Geiste kam der Graf als gestandener Fünfundvierziger dann auch wieder einmal in das bayrische Hochgebirge. Das Kloster ließ er links liegen; denn er wollte unerkannt bleiben. Dagegen stieg er in die Berge zur Riedereckalpe, nicht um das Miedei wiederzusehen — denn wie sollte sie nach zwanzig Jahren noch da droben sitzen — sondern bloß um der Scenerie willen, in welcher er das Geschöpf seines phantasievollen Witzes so oft und glücklich hatte spielen lassen. Er wollte sich die Hütte nur von weitem betrachten und mit flüchtigem Bleistift abzeichnen, er wollte das Herdengeläute gerade hier einmal wieder hören, den frischen Odem der Bergluft gerade hier einmal wieder schmecken, daß die lustigen alten Abenteuer aufs neue recht leibhaftig vor seiner Seele stünden. Begegnete er ja wider Erwarten dem alten Miedei wieder am alten Ort, so durfte sie ihn doch kaum wieder erkennen. Und wenn auch! Hatte er ihr doch vor zwanzig Jahren so manches schöne Geschenk gemacht, dessen klingenden Wert das einfältige Kind damals gar nicht ahnte, und jetzt konnte er ihr zwanzigmal mehr schenken, und vierzigjährige Kinder wissen dergleichen wohl besser zu schätzen als zwanzigjährige.

Beim Ansteigen nahm er sich besonders in acht; es war ihm, als könne er heute noch fallen. Aber so leicht und sicher wie nur je in alten Tagen kam er über die gefährlichen Stellen hinweg. Schon war er um eine Felsecke gebogen und sah die wohlbekannte Hütte am jenseitigen Hang der Bergkuppe.

Da hörte er plötzlich über sich ein Pfeifen, dann ein Geprassel von rollenden kleinen Steinen, die ihm über den Pfad hüpften. Er blickte hinauf. Fünf Gemsen waren es; von seinem Fußtritt aus dem Knieföhrenbusch gescheucht, erklommen sie in den keckſten Sprüngen die schräge Wand. Wie das lustig aussah! Noch nie hatte der Graf diese Tiere so nahe, noch nie auf so halsbrechender Flucht geschaut. Er verfolgte sie mit leuchtendem Auge; schon hatten sie fast die Spitze erreicht, wohl fünfhundert Fuß über ihm! Da krachte unversehens ein größerer Stein hernieder, von dem Tritt der Tiere gelöst. Erst in kürzeren, dann in weiteren Bögen sprang er wie eine Bombe die Wand abwärts, und der Graf merkte erst die Gefahr, als ihm der Stein mit furchtbarer Kraft den linken Fuß geprellt hatte und sausend fort zum Abgrunde fuhr.

Der Graf taumelte vor Schmerz; er mußte sich niedersetzen. Aber vergebens versuchte er wieder aufzustehen. Der Fuß schwoll an, daß der Verletzte eilends Schuh und Strumpf zerschnitt, damit der rasende Schmerz nicht noch schneidender brenne. Der beschauliche Erinnerungstag war also etwas unsanft unterbrochen. Doch unser Graf war der Mann nicht,

welcher gleich Kopf und Mut verlor. Er wollte noch eine Weile den ersten überwältigenden Schmerz austoben lassen, um dann zur Sennhütte hinüberzuhinken und zu kriechen, so gut es eben ging; denn schon sank die Sonne hinter den Bergen.

So saß er wie an den Felsen geschmiedet und schaute nach der Hütte. Sie deuchte ihm jetzt ganz anders denn vorher, sie blickte ihn an genau wie vor zwanzig Jahren. Hart an der Hütte weidete das Vieh; das waren ja noch dieselben Kühe wie dazumal: voran die braune und die scheckige, alle anderen überragend! Dann besann sich aber der Graf wieder und bedachte, daß jene Kühe ja längst geschlachtet und gegessen seien und daß es mehr als eine scheckige Kuh gibt. Es wirbelte Rauch aus der Hütte: der konnte doch noch immer von Miedeis Herdfeuer kommen. Jetzt hörte der Graf ganz nahe das landesübliche Jauchzen: genau so glockenhell hatte Miedeis Stimme geklungen, genau denselben Tonfall hatte sie angeschlagen. Der Graf zitterte.

Da trat eine weibliche Gestalt um die Ecke, leicht und keck wie eine Gemse. Im roten Sonntagskleid, den Bergstock in der Hand, schaute sie forschend über die dämmerigen Schluchten — bei Gott, das war Miedei selber! nur fast noch schöner, fast noch jugendfrischer wie vor zwanzig Jahren. Genau so hatte sie dagestanden und ausgesehen, als ihr der fremde Jäger die Schmeichelworte sagte, daß sie eine Königin des Lichtes und der Schönheit sei, welche über allen Häuptern throne, um die Welt mit ihrem Stabe zum lich-

ten, schönen Tag zu wecken! Aber damals war es Morgen gewesen und jetzt ging der Tag zu Ende und auch des Grafen Tag neigte sich; nur Miedei stand noch morgendlicher heute im Abendglühen als damals im Frühschein.

Der Graf schrak tief in sich zusammen. War es das Wundfieber des verletzten Fußes, welches ihm dies Traumbild vorgaukelte? Er griff an den Puls und starrte seitwärts in den Abgrund. Es war zum erstenmal in seinem Leben, daß er's nicht wagte, einem schönen Mädchen in die Augen zu blicken.

Jetzt bemerkte ihn das Kind. „Hast du den heiligen Jakobus nicht gesehen?" rief sie ihm entgegen. Die Stimme schnitt dem Grafen durch Mark und Bein: das war Miedeis Stimme.

Den heiligen Jakobus? Die rätselhafte Frage rief ihn wieder zur Besinnung. „Welchen heiligen Jakobus?" stammelte er.

„Nun, den bayerischen heiligen Jakobus!" sprach das Mädchen fast verwundert. Der Graf fuhr an seine Stirn: war er verrückt, oder war es das Mädchen?

Die Sennerin wartete eine Weile. „Man merkt, daß du fremd bist hier zu Land," sagte sie dann. „Dort an der Tiroler Grenze steht die Kapelle mit den Holzbildern der zwei heiligen Jakobus. Der Pfarrer nennt den einen den Major und den anderen den Minor, wir aber heißen den einen den bayerischen und den anderen den tiroler heiligen Jakobus. Denn weil die Grenze gerade durch den Altar geht, so glaubt man, daß der Major auf der bayerischen Seite die

Bayern besonders beschütze und der Minor auf der tiroler Seite die Tiroler. Nun war am letzten Sonntag eine herzhafte Rauferei zwischen den bayerischen Burschen und den Tirolern, und wir haben die Tiroler übel heimgeschickt. Da haben uns die Heimtücker am Montag zur Rache unseren heiligen Jakobus gestohlen und hier in die Berge versteckt, damit er uns nicht helfen könne, wenn er nicht auf seinem Altare steht. Die gottlosen Kerle haben das schon öfter gethan, aber der Heilige ist von den Bayern immer wieder gefunden worden, du mußt auch mit suchen; denn das ganze Thal ist auf den Beinen und spürt jede Ecke aus."

Aber der Fremde erhob sich nicht, und das Mädchen bemerkte nun erst den nackten linken Fuß, rot und blau und geschwollen. In abgerissenen Worten erzählte der Graf seinen Unfall. „Laß du," so schloß er, „deinen hölzernen Jakobus; — er kann dich doch nicht schützen, wenn dich kein Stärkerer schützt; — rufe Leute herbei, daß sie mich ins Thal tragen."

„Da könnt' ich lange rufen," erwiderte die Sennerin. „Hier oben über dem Wetterkreuz muß jeder sich selbst helfen. Ich will dich zur verbrannten Alp führen, die liegt am nächsten und gehört jetzt auch zum Niedereck; dort haben wir einen leeren Stall, in welchem du heute nacht bleiben kannst."

„Miedei! Nicht zur verbrannten Alp," rief der Graf abwehrend.

„Fürchtest du dich vor dem Platz?" fragte sie staunend.

„Nein! nein! Aber führe mich zum Niedereck, wenn es auch viel weiter wäre.“

„Wie?“ sprach das kluge Kind, „du weißt, daß ich Miedei heiße, und fürchtest dich vor der verbrannten Alp und bist doch ein Fremder, der nicht einmal den bayerischen heiligen Jakobus kennt? Wie reimt sich das?“

„Ich habe eine Sage gehört von dem schwarzen See bei jener Alp und wie es gekommen, daß er allein so hoch oben auf den Bergen liege, und entsinne mich ihrer nicht mehr,“ sagte der Graf, um das Mädchen auf eine andere Fährte zu leiten. „Kennst du die Sage nicht?“

„Bist du katholisch oder lutherisch?“ fragte das Mädchen zur Antwort.

„Katholisch; versteht sich.“

„Nun, dann weißt du auch, daß einmal die Sündflut gewesen ist, die über alle Berge ging, und davon ist der See übrig geblieben. Vor der verbrannten Alp aber brauchst du dich nicht zu fürchten; denn die Geschichte von des Weberbauern Wolfgang und dem Mord, dem Brand und dem Blitz glauben nur noch ein paar alte Weiber, und der neue Schulmeister hat uns erklärt, daß sie ein Märchen ist, und die Alp vom verbrannten Gras den Namen hat.“

„Ach, die Geschichte ist dennoch nur allzu wahr!“ seufzte der Graf; denn es war ihm im Augenblicke schier, als sei er selber der Wolfgang und habe die Sennerin umgebracht, und um keinen Preis wäre er jetzt zur verbrannten Alp gegangen; er hätte gefürch-

tet, das leise Abendglöckchen dort hören zu müssen und das Alpenglühen im See gespiegelt zu sehen. So furchtbar hatte die Gestalt und Stimme des Miedei, wie sie vor zwanzig Jahren gewesen, seine Phantasie aufgewühlt.

„Du bist ein wunderlicher Christ," entgegnete das Mädchen. „Den alten Spuk glaubst du; an der Schutzkraft des bayerischen heiligen Jakobus aber schienst du zu zweifeln."

„Glaube du nur an deinen Heiligen!" sprach der Graf fast feierlich. „Was du selber aus ganzem Herzen für wahr hältst, das ist und bleibt die Wahrheit für dich; was ficht dich die Wahrheit aller übrigen Welt an?"

Halb getragen von des Mädchens kräftigen Armen schleppte sich der kranke Mann zur Niedereckalpe. Hätte er je an Geister geglaubt, er würde sich vor dem schönsten Kinde als vor einem Gespenste gefürchtet haben. Und doch schauerte ihm die Haut, wie er den warmen Pulsschlag des jungen Lebens fühlte; es war ihm, als sei der Tod lebendig geworden oder als sei diesem rätselhaften Wesen die Zeit nicht Zeit, und Gott habe ihm zwanzig Jahre unverwelkter Jugend verliehen zu *seiner* Strafe.

Endlich wagte er eine Frage, die ihm schon lange auf den Lippen schwebte; aber er brachte sie kaum heraus; denn er erwartete die Antwort wie einen Richterspruch: er fragte seine Führerin nach ihrem Namen.

„Du hast ihn ja schon selber genannt! Miedei

Stainer heiße ich und diene beim Hofbauern in Rohnbach, dem das Riedereck gehört und die verbrannte Alp."

Das war genau der Name seines Miedei, die beim Hofbauern diente. Kaum hörbar stammelte der Graf: „Und wie alt bist du?"

„Zwanzig Jahre seit dem ersten Mai."

„Gottlob!" rief der Graf, und die Führerin sah ihn verwundert an. Hätte sie „vierzig Jahre" gesagt, er wäre zu Boden gesunken. Wie ein Blitz fuhr es ihm durch den Sinn, daß er sich auf den Arm seines eigenen Kindes stütze. Aber die Frage nach der Mutter wagte er nicht; sie schnürte ihm die Kehle zu.

So kamen sie zur Hütte, und schon war es dunkel geworden. Im Kuhstall lag Heu aufgehäuft zum Nachtlager für den Buben, der die Butter und das Schmalz allwöchentlich zum Bauern hinuntertrug. Dorthin bettete Miedei den Grafen und schlug ihm ein nasses Tuch um den verwundeten Fuß. Durch die offene Thür konnte er in das enge Gemach der Sennerin sehen, wo rechts der Herd mit dem großen Käskessel, links das hochgetürmte Bett stand. Miedei waltete emsig am lodernden Feuer. Wie sie da auf und nieder schwebte im Wechsellichte der unstäten Flamme, wogte es auch in der Seele des Grafen gleich der vom Luftzug bewegten Glut, und die alte Zeit stieg vor ihm auf, als könne er sie mit Händen greifen. Die Hütte, der Herd, die Geräte, das Beil über dem Bett, die alte Sackuhr neben dem kleinen Heiligenbildchen, alles war, wie es gewesen; es schien, als reiche die lösende

Macht der Jahre nicht herauf zu dieser einsamen Höhe. Und dann mußte sich der Graf wieder besinnen, ob denn das Mädchen am Feuer auch wirklich nicht sein altes Miedei, ob er selber nicht noch der junge Graf sei?

Wie zerriß und zerflatterte ihm da gleich einem Spinngewebe der Roman, den er mit so sicherer Hand um diese Hütte gesponnen! Was er seit Jahren vergessen und aus seinem Gedächtnis hinweggedichtet, das lag wieder sonnenklar vor seinen Sinnen. Die kleinsten Züge lebten auf; furchtbar hell erkannte er die zermalmende thatsächliche Wahrheit, mit welcher Gott uns richtet in unserem Gewissen.

Nur ein derb geschnitztes Muttergottesbild, welches den Thürpfosten schmückte, war dem Grafen fremd. Miedei sah, wie er sein Auge darauf heftete. „Das hat mir der Toni von Tölz geschnitzt," sagte sie. — „Und der Toni ist wohl dein Schatz?" — „Ei freilich. Aber heiraten können wir uns nicht." — „Und warum nicht?"

„Ich bin ein lediges (uneheliches) Kind," erwiderte Miedei ganz unbefangen, „und arm dazu. Der Toni ist ebenso arm. Wie sollten wir uns heiraten! Meine Mutter habe ich nie gesehen, und wer mein Vater ist, das weiß kein Mensch; der Hofbauer hat mich um Gottes willen großgezogen."

„Das weiß kein Mensch!" murmelte der Graf für sich. Dennoch verstand Miedei die unbewußt entschlüpften Worte.

„Ja," sagte sie, „das weiß kein Mensch. Die Mutter hat es nie gesagt, ob man sie gleich peinigte bis aufs Blut, und als ich geboren war, starb sie. Ein Bauer aus dem Klosterdorf brachte zwar die Lüge auf, ein reicher fremder Mann sei mein Vater, und meine Mutter habe sich über ihn zu Tod gegrämt, weil er sie sitzen gelassen. Das ist aber nicht wahr, und die Klosterbauern haben die Geschichte mir nur zum Spott aufgebracht, denn sie sind uns feind und nennen mich die Prinzessin."

„Es kann doch wahr sein!" rief der Graf und verbarg sein Gesicht. Ihm war, als senkten sich die Balken der Hütte auf seine Brust und drückten ihm den Atem aus.

„Du willst eben alles besser wissen als andere Leute," rief Miedei fast zornig. „Die Geschichte vom heiligen Jakobus, die doch wahr ist, bezweifelst du, die Geschichte von der verbrannten Alp aber, die doch ein Märchen, hältst du für wahr, und das Spottgerede der Klosterbauern, das doch eine Lüge ist, wird dir am Ende zum Evangelium. Und doch bist du fremd in dieser Gegend. Woher weißt du Rechthaber denn, was bei uns zu Lande wahr ist?"

Der Graf richtete sich auf, schaute in das Feuer und es schwamm ihm vor den Augen, daß er das Mädchen nicht sah, noch die Hütte, sondern ihm war, als stünden alle die hochgebildeten, geistvollen Herren und Frauen um ihn her, denen er so oft und fein das Richtige der historischen Wahrheit dargethan, und

auch der Abt mit seinen Mönchen lauschte im Hintergrund.

Wie im Traume sprach der kranke Mann:

„So lauteten *ihre* Worte vor zwanzig Jahren: Es gibt Dinge, die so wahr und klar in unserem Herzen stehen, daß wir sie mit der Wurzel nicht herausreißen können, wenn wir auch tausendmal heute nicht wissen, was wir gestern gethan, ja die uns heute, wo sie geschehen, nicht ganz wahr und klar waren, aber in Jahr und Tag werden sie uns so wahr, daß wir vergehen möchten, so leibhaftig schrecken und quälen sie uns. Genau so lauteten ihre Worte. Ob ich dieselben gleich oft bei mir zu verdrehen gesucht, weiß ich sie doch noch Silbe für Silbe. Dem Gedächtnis wären sie entfallen, *wenn sie nicht das Gewissen zu Protokoll genommen hätte*. Es gibt eine thatsächliche Wahrheit, die können wir nicht verrücken, wenn uns auch jeder Tag das Alte neu erfassen, neu erzählen lehrt: das ist der sittliche Kern unseres Handelns, den das Gewissen zu Protokoll nimmt, die Thaten, welche uns vor Gott entschuldigen oder verdammen. So gibt es auch eine unvertilgbare thatsächliche Wahrheit in der Weltgeschichte. Die großen sittlichen Kämpfe der Völker leben treu im Gedächtnis der Nachkommen, wenn auch tausend Einzelzüge, die den Mitlebenden wichtig deuchten, verdunkelt, verzerrt, vergessen werden. Es gibt eine historische Wahrheit, die dem Gedächtnis nicht entfällt, weil sie das Gewissen der Nationen zu Protokoll nimmt. Wer sie leugnen will, der leugnet Gottes Walten;

denn unser Herrgott läßt uns viel lügen, im Großen und Kleinen, aber wie und wohin Er die Herzen der Menschen und der Völker lenkt, das läßt er sich nicht hinweglügen."

Miedei dachte, der fremde Herr rede stark im Fieber, und staunte, wie seine verrückte Rede so gescheit sei, wenn man sie nur verstehen könne. Sie war recht froh, daß er allmählich vom wachen Traum zum wirklichen Traumreden eines fieberhaft unruhigen Schlafes überging.

Zwei Tage noch verbrachte der Graf in der Hütte. Sein Leiden ward so schlimm, daß man ihn früher nicht ins Thal hinuntertragen konnte. Doch kehrte er bald, leidlich geheilt, nach Hause zurück. Oft hing sein Auge in jenen zwei Tagen liebevoll an dem Mädchen, die sein Kind war, und niemand wußte es, als Gott und er allein. Er forschte vorsichtig nach tausend Dingen, die ihm das Herz zerschnitten. Aber er blieb der fremde Mann und wollte es bleiben. Das kostete ihm heißen Kampf. Sollte er das Kind aus ihrem vollen, wahren und naturgemäßen Dasein in eine glänzende Stellung führen, die doch für sie wie für ihn nur aus Lüge und Halbheit konnte aufgebaut werden? Er lohnte ihr als ein Fremder den Liebesdienst, aber er lohnte reich und gab ihr die Mittel, den Holzschnitzer zu heiraten und ein behäbiges Bauernhaus zu gründen. Die Ortsnachbarn wunderten sich, daß der fremde Herr die leichte Hilfe und kurze Pflege so fürstlich vergütet habe. Sie ahnten nicht, daß er am Kinde sühnen wolle, was er

an der Mutter verbrochen. Er kam nicht mehr in die Gegend und Miedei sah ihn niemals wieder. Aber unbemerkt wachte er doch von fernher über dem friedlichen Lebensgang des jungen Paares und wußte durch dritte Hand helfend und fördernd einzugreifen. Miedei segnete oft den fremden Mann, dem ihre Mutter nicht geflucht hatte.

Die niederrheinischen Freunde waren überrascht, den Grafen hinkend heimkehren zu sehen. Sie glaubten anfangs, es sei jenes vornehm anziehende Hinken, welches zeitweilig Mode war bei Männern, die wenigstens noch durch ein kleines Gebrechen auffallen wollten, wenn sie es durch ihre Schönheit nicht mehr konnten. Allein man merkte bald, daß es diesmal ernst sei mit dem Hinken und daß den Grafen überhaupt der Ernst rätselhaft tief gepackt habe. Er erkannte mit einemmale sein verfehltes Leben, jetzt, da es zu spät war. In der Zeit der frischen Thatkraft hatte ihm die Wahrheit gefehlt, und nun er endlich die Macht der Wahrheit ahnte, fühlte er seine Thatkraft vorzeitig bereits gebrochen. Unheilbarer Trübsinn befiel ihn. Wenn man ihn fragte, worüber er so lange schweigend sinne, so antwortete er: über die historische Wahrheit und über die Lüge der Geschichte. In den Bergen sei ihm ein Hirtenmädchen begegnet, die den bayerischen heiligen Jakobus gesucht, da habe er an ihrem Arme statt des Heiligen die erste Spur der historischen Wahrheit gefunden.

Die Freunde schüttelten den Kopf und zogen sich zurück von dem traurigen Träumer. Sie meinten, seine

Orakelsprüche würden neuerdings so übergeistreich, daß sie kein Mensch mehr verstehen könne.

Hätten nicht fern in den Bergen zwei Herzen dankbar für ihn geschlagen, der Graf wäre ungefreundet gestorben und unbeklagt.

Jörg Muckenhuber.

1860.

Erstes Kapitel.

Im Jahre 1594 hatte der Stadtschreiber von Nördlingen einen seltsamen Besuch. Ein etwa zwanzigjähriger, baumstarker fremder Bursche, verwahrlost und zerlumpt, kam eines Morgens auf die Amtsstube, pflanzte sich ohne Gruß dem Schreiber gegenüber und starrte ihn schweigend an.

Auf die barsche Frage: „Was willst du?“ antwortete er ebenso barsch: „Einen Strick!“

Der Stadtschreiber sagte, da sei er fehlgegangen, der Seiler wohne links um die Ecke. Der Bursche aber erwiderte, den Seiler brauche er nicht, sondern den Henker; er wolle gehenkt sein. Dem Stadtschreiber gruselte es, denn er glaubte, der fremde Kerl sei verrückt. Er rief daher einen handfesten Knecht herbei, ehe er das wunderliche Gespräch weiter führte.

Der Fremde bekannte sich nun als einen heimatlosen Landstreicher, von seinen Genossen Jörg Muckenhuber geheißen, und da seine Sprache aus ebenso vielen Lappen von allerlei Mundart zusammengeflickt war, wie sein Rock aus alten Tuchlappen, so mußte man ihm auch wohl ohne Heimatschein glauben, daß er überall und nirgends zu Hause sei.

Er erzählte dann kurz und kalt, daß er vor mehreren Wochen einen reisenden Krämer auf Nördlinger Gebiet ermordet, auch zwischen Augsburg und Kaufbeuren einen welschen Juden umgebracht habe. Der Jude und der Krämer ließen ihm aber nachts keine Ruhe mehr: darum wolle er gehenkt sein, und da er den letzten Mord auf Nördlinger Grund und Boden begangen, so könne sich der Rat dieser Reichsstadt auch nicht weigern, ihn an den Nördlinger Galgen zu hängen.

Der Stadtschreiber schimpfte gewaltig und meinte, da könne jeder gelaufen kommen; die Stadt habe ihren Galgen für ihre eigenen Bürger gebaut und nicht für fremdes Gesindel, ließ aber doch den Muckenhuber in Gewahrsam führen und trug den Handel dem Rate vor.

Der Rat in corpore konnte zwar anfänglich auch nicht daraus klug werden, ob der Bursche ein Narr sei oder ein verzweifelnder Bösewicht. Da man aber damals Verrückte ohnehin in dasselbe Loch zu werfen pflegte, in welchem Diebe und Mörder saßen, so lag Jörg Muckenhuber einstweilen gut und sicher im Turm, und die Sache war jedenfalls richtig eingefädelt, mochte auch weiter ans Licht kommen, was da wollte.

Der Folterknecht, der Pfarrer und der Feldscherer, welche den Gefangenen der Reihe nach besuchten und jeder nach seiner Weise sondierten, erklärten einmütig, daß der Bursche zwar äußerst roh und verwahrlost sei, allein von sehr klarem Verstande, und daß er bei seinem Geständnis beharre.

Inzwischen durchlief die Neuigkeit natürlich rasch die Stadt, und die guten Bürger stritten heftig darüber, ob man auch einen auf sein bloßes Geständnis und dringendes Begehren hängen könne, selbst wenn sich die That, deren er sich anklage, weiter gar nicht erweisen lasse. Denn nirgends war eine Spur von dem angeblich an dem reisenden Krämer verübten Morde aufzufinden.

Auch als man den Muckenhuber unter starker Wache und großem Zulauf hinausführte, daß er den Ort bezeichne, wo er den Krämer erschlagen und die Leiche verscharrt, wußte er zwar durch die feinsten Gründe und Ausreden seine Richter zu verwirren und stutzig zu machen, allein eine thatsächliche Urkunde des Frevels entdeckte man nicht. Der Gefangene aber blieb steif und fest bei seinem Satz, daß er den fremden Krämer auf Nördlinger Boden umgebracht habe und also am Nördlinger Galgen gehenkt werden müsse.

Obgleich die deutschen Reichskleinstädtler zu jener Zeit an hochgewürzte kriminalistische Dramen gewöhnt waren wie ans tägliche Brot, so wuchs doch die Spannung über diesen unerhörten Fall von Tag zu Tag; namentlich konnte man die Antwort des Augsburger und Kaufbeuerner Magistrates kaum erwarten, denen das Nördlinger Gericht die Akten zugesandt hatte mit dem freundnachbarlichen Ersuchen um genaue Forschung nach dem angeblich zwischen beiden Städten an einem welschen Juden verübten Mord. Allein auch hier hatte man weder von einem welschen Juden noch von einem Morde das mindeste aufgespürt.

Weil nun aber im peinlichen Verfahren des sechzehnten Jahrhunderts das eigene Geständnis hoch über jedem anderen Beweise stand, so konnten sich die Richter nicht beruhigen, zumal der Bursche mit immer neuen Gründen den Mangel aller äußeren Anzeichen zu erklären wußte.

Man schritt also zum schärfsten Prüfstein der Wahrheit, zur Folter. Hatte man schon so oft bei Leuten, die keine Verbrecher sein wollten, das Geständnis der Schuld herausgefoltert, warum sollte man nicht auch einmal umgekehrt bei einem Manne, der schlechterdings ein Verbrecher sein wollte, das Geständnis der Unschuld herausfoltern können?

In der Folterkammer aber kam der Nördlinger Rat erst recht vom Regen in die Traufe. Denn bei den Daumschrauben blieb Jörg Muckenhuber bei seinem alten Lied, und als man ihm zur Steigerung weiter die spanischen Stiefel anlegte, begann er sogar noch eine Liste von Räubereien dazu zu bekennen, von denen jede einzelne für sich schon den Galgen verdient hätte. Der Untersuchungsrichter hatte zwar auch noch einen Ritt auf dem scharfkantigen Esel für den Inquisiten in Aussicht genommen, allein aus Furcht, der unbeugsame Jörg möge da wohl gar noch etliche Brandstiftungen als Zugabe drein schenken, ließ man's bei den zwei ersten Graden der peinlichen Frage bewenden und führte den triumphierenden Burschen wieder in sein Loch zurück, indes der Rat ratloser war als zuvor.

Denn obgleich den Klügeren nun ein ziemlich helles Licht aufging, daß Jörg Muckenhuber die ganze Reichs-

stadt zum besten habe, so war doch ein solcher Galgenhumor ganz beispiellos. Auch konnte niemand einen Grund ersinnen, weshalb der struppige Gesell mit einem Mut und einer Willenskraft ohnegleichen seinen Hals dem Strick und seine Glieder der Folter darbot. Das war doch selbst für den boshaftesten Spaß zu viel. Dazu kam, daß nicht bloß das angebliche Verbrechen, sondern auch die ganze Person dieses Muckenhuber wie über Nacht aus dem Boden gewachsen erschien. Denn von seiner Herkunft ließ sich ebensowenig eine Spur auffinden, wie von seinen Verbrechen. Einige behaupteten kurzweg, es sei der Teufel selber, der sich den Spaß mache, in dieser Maske ganz Nördlingen an der Nase herumzuführen.

Allein hiermit war der schwierigste Teil der Frage doch nicht gelöst, nämlich, was man denn überhaupt nun mit dem Landstreicher anfangen solle?

Die öffentliche Meinung neigte damals so ziemlich zu dem Satze, daß es im Zweifelsfalle besser sei, drei Unschuldige zu hängen, als einen Schuldigen laufen zu lassen. Und überdies war Jörg Muckenhuber unter allen Umständen schuldig. Denn hatte er jene Mordthaten verübt, dann verdiente er den Galgen; hatte er sie aber nicht verübt, dann verdiente er erst recht den Galgen, weil er den ganzen Rat einer Reichsstadt so fabelhaft zum Narren gehalten hatte. Da man sich aber durchaus nicht einigen konnte, auf welche von diesen beiden Arten er den Galgen verdient habe, so ließ man ihn einstweilen ruhig in seinem Loche sitzen.

Zweites Kapitel.

Dort sah es nicht gar freundlich aus. Die Zelle war halb über, halb unter der Erde in einem kleinen Turm, der nach drei Seiten in einem sumpfigen Wassergraben stand; an Licht hatte das Gemach gerade keinen Ueberfluß, doch fiel durch ein schmales Fensterchen wenigstens so viel Helldunkel herein, daß man an einem sonnigen Mittage einen Tisch von einem Stuhl hätte unterscheiden können, wenn nämlich derlei Luxusgeräte vorhanden gewesen wären. Desto besser war die Nachbarschaft. Unter der Fensterscharte sangen die Frösche im Sumpfgraben sehr mannigfaltig und vollchörig. Zur Seite aber grenzte ein anderes Gefängnis, von einem alten Weibe bewohnt, welches hartnäckig leugnete, daß sie eine Hexe sei. Ihr sogenanntes Fenster ging gleichfalls auf den Graben, und wenn beide Nachbarn zu ihren Fenstern hinaussprachen, so konnten sie sich recht gut unterhalten, doch ohne einander zu sehen, und niemand, außer den Fröschen, belauschte ihre Zwiesprach.

Auf ganz eigene Art hatte dieser Verkehr begonnen. Jörg erhielt nämlich die erste Kunde von seiner Nachbarin, indem er sie laut beten hörte. Es war kein weiches, demütiges Beten, sondern heftig, fast stürmisch, als ob die Alte eher Befehle als Bitten an unseren Herrgott zu schicken habe. Jörg hatte nie beten gelernt, weder laut noch leise, und anfangs deuchte ihm die Andacht der Alten sehr wunderlich; allmählich aber imponierte es ihm, daß ein altes

Weib so nachdrücklich mit Gott zu sprechen sich getraue, und er meinte, die da neben müsse wohl baumstark sein und zehn Männer im Zaum halten können.

Er gab übrigens seinerseits nicht das erste Wort zum Gespräch, sondern wartete, bis die Nachbarin seine Anwesenheit erlauschte und ihn anredete. Auch heroische Weiber plaudern gern. So brachte eine Rede die andere, und bald waren die beiden Leidensgenossen recht vertraut miteinander, ohne daß sie sich jemals gesehen hatten. Das Ohr mußte zugleich Auge sein. Anfangs warf Jörg der Nachbarin manchen trotzigen und spöttischen Satz in die freundliche Ansprache; allein die Alte antwortete immer so mild und doch so überlegen, daß Jörgs Uebermut bald gezähmt war.

Die vorher verhöhnte Zwiesprach mit der Unbekannten ward ihm zum süßen Bedürfnis. Drei Dinge begannen ihm das harte Herz zu bewegen: die Stille des Kerkers, in welcher er sich selber fand, die Stimme der Natur, tief unten herauf von den Fröschen im Graben, die ihm manchmal wie ein Lockruf zur verlorenen Waldesfreiheit des Landstreichers klang, und die Stimme nebenan aus mitfühlender Menschenbrust.

Doch blieb er fest bei seinem Satze, daß er auf Nördlinger Grund und Boden gehenkt werden wolle.

Nach etlichen Tagen kannte Jörg schon haarklein die Schicksale seiner Nachbarin, doch schwieg er immer noch hartnäckig über sein eigenes.

Die Alte war die reiche, kinderlose Witwe des Kronenwirts, Maria Hollin. Mit sechzig Jahren mußte sie den Jammer erleben, als Hexe angeklagt zu wer-

den. Eine reiche Hexe ist eine Rarität. Man hatte aber in Nördlingen seit fünf Jahren fast alle häßlichen und armen Weiber weggebrannt, und da jede Hexe Mitschuldige angeben mußte und der Eifer der Hexenrichter mit der Zahl der Scheiterhaufen wuchs, so kam die Reihe zuletzt auch an die schönen, jungen und reichen Frauen. Unglückliche Frauen gab es da genug, aber so unglücklich und so heldenhaft zugleich wie Maria Hollin war keine zweite. Sie hatte achtundfünfzigmal auf der Folterbank gelegen und doch nichts gestanden! Wohl hatte Jörg Muckenhuber aus dem Ton ihres Gebetes richtig herausgehört, daß sie zehn Männer im Zaum halten könne. Die Richter waren in Verzweiflung; denn eine achtundfünfzigmal Gefolterte freizusprechen, das ging doch nicht an, und sie ohne Geständnis zu verurteilen, ebensowenig.

Dazu kam, daß die Kunde von der Standhaftigkeit der Hollin ins Volk gedrungen war und ihr viele verstohlene Teilnahme erweckt, auch ein leise anwachsendes Murren gegen die gefürchteten Hexenrichter erregt hatte. Bisher war alles so glatt und nett abgelaufen. Zweiunddreißig Weiber waren angeklagt, gefoltert, überführt, verbrannt worden: keine hatte große Umstände gemacht. Höchstens daß man die eine oder andere einmal mit Fußgewichten so lange am Strick ausgerenkt mußte schweben lassen, bis die Richter gefrühstückt hatten. Kamen sie dann vom Frühstück zurück, so erfolgte allemal das offenste Geständnis. Und nun war durch die Halsstarrigkeit dieser Hollin der ganze schöne Rechtsgang auf einmal ins

Stocken geraten! Denn außer ihr war noch eine große Zahl verdächtiger Frauen eingesperrt. Bei dem wachsenden Mißvergnügen des Volkes wagte man aber nicht, neue Prozesse auf den Rocken zu stecken, bevor nicht der alte abgesponnen war.

Nun mußte gar noch obendrein der Skandal mit dem Muckenhuber aus blauer Luft herunterfallen!

Die eine wollte ihre Schuld nicht bekennen, und man hätte sie doch so gern verurteilt; den anderen hätte man so gern laufen lassen, aber selbst auf der Folter gab er seine Unschuld nicht zu! Der Stadtschreiber meinte, wenn nur der Jörg Muckenhuber auch ein Weibsbild wäre, dann könnte man durch einen kühnen Mißgriff jenen als Hollin verbrennen und diese als Muckenhuber laufen lassen, so hätte ein jedes seinen Willen und das Gericht sein Recht.

Das Aergerlichste drohte aber dem Rat zu alle diesem von fernher. Am südöstlichen Horizont, von Regensburg herüber, stieg nämlich ein schweres diplomatisches Unwetter auf. Maria Hollin war nicht von der Gasse aufgelesen, sondern eines Ulmer Amtmannes Tochter, und ihre angesehene Verwandtschaft in jener Reichsstadt, von der Unschuld der Beklagten überzeugt, hatte den Ulmer Magistrat vermocht, beim Nördlinger Rate Fürsprach einzulegen. Doch das half nicht viel. Denn der Stadtschreiber meinte, es sei gefährlich für die Reputation eines Gerichtes, jemand achtundfünfzigmal zu foltern und ihn schließlich nicht einmal etwas anbraten, geschweige verbrennen zu dürfen. Die Ulmer gaben aber keine Ruhe. Zu Regensburg war im sel-

bigen Jahre ein wichtiger Reichstag und Kaiser Rudolf II. in Person gegenwärtig; der Gesandte von Ulm erhielt von seiner Stadt den Auftrag, bei dem Gesandten von Nördlingen zu Gunsten der Hollin zu intercedieren, und da er auch hier anfangs abfuhr, so drohte er, Kaiser und Reich gegen die Nördlinger Rechtspflege in Harnisch zu setzen.

Kannte die Hollin diesen Stand der Sache auch nicht genau, so wußte sie doch, daß mächtige Freunde für sie thätig waren, und diese Ueberzeugung machte ihren Mut erst recht stahlhart. Um so genauer kannten dagegen die Richter den Stand der Sache, und weil sie nicht vorwärts gehen konnten und nicht rückwärts gehen wollten, so blieben sie stehen, ließen den Prozeß hängen und sämtliche Arrestanten sitzen. Durch ein diagonales Entgegenwirken der verschiedensten Kräfte gab es plötzlich unfreiwillige Rechtsferien in Nördlingen.

Auf den Jörg Muckenhuber machte die Geschichte der Hollin einen gewaltigen Eindruck. Vor seinen Richtern hatte er sich bisher einen Helden gedünkt, vor dieser wahren Heldin dagegen kam er sich vor wie ein böser Bube. Aus Trotz und Stolz hatte er vor jenen seine wirkliche Geschichte verschwiegen; vor diesem Weibe schwieg er aus Scham. Doch konnte er der festen, teilnehmenden Stimme der unsichtbaren Genossin auf die Dauer nicht widerstehen. Sie klang ihm manchmal wie eine Stimme vom Himmel, denn es war eine echte Menschenstimme, und die war ihm zur Zeit noch so neu wie der Himmel selber.

So ward er endlich zahm und begann der Alten seine wahre Geschichte zu beichten, und ob er wohl wußte, daß die Untersucher gern Gefangene anstiften, um verstockte Mitgefangene auszuhorchen, so wußte er doch auch, die Hollin werde sein Geständnis so treu bei sich behalten wie die Frösche, welche unten im Sumpf lauschten. Nur fand er schwer den rechten Anfang.

Zuerst fragte er, ob sie nicht einmal ein paar verbissene Hunde gesehen, die ihre Zähne so fest ineinander geschlagen hätten, daß sie sich immer fester packten, je mehr man sie auseinanderprügeln wolle? Er und seine Richter seien ein Paar solcher verbissener Hunde. Der Stadtschreiber allein habe gescheiten Rat erteilt, indem er gleich am ersten Tag auf Daumschrauben angetragen. Dann hätte er wohl gestanden. Als er aber einmal verbissen gewesen sei mit den Richtern, da habe die Folter so wenig genützt wie der Prügel, den man auf einen verbissenen Hund wirft. Doch nein, das sei nicht der rechte Anfang.

Nachdem sich Muckenhuber hierauf lange wieder besonnen, erzählte er der Hollin, daß er von Kind auf mit seinen Eltern das frechste Landstreicherleben geführt habe und alle die wilden Freuden eines ruhelos schweifenden Tagediebs ausgenossen, aber auch alle Mühsal, Entbehrung und Schmach. Gemordet habe er nie, auch nie geraubt oder gestohlen, sondern nur mitgenommen, was er gebraucht. Solch ein Treiben werde man bald satt. Er sei zerfallen mit seinen Verwandten und Freunden und mit sich selbst. Herum-

ſtreifen wollte er nicht länger und feſtſitzen konnte er auch nicht. Das Leben war ihm entleidet, allein ſich ſelber umzubringen, daß man ihn aus dem Waſſer gefiſcht oder im Walde gefunden hätte wie ein krepiertes Vieh, das war auch nicht nach ſeinem Geſchmack.

Nun hatte er oft den Tod am Galgen als den ſchönſten preiſen hören, und wenn ſeine Genoſſen von den „beſten Männern" und „Helden" erzählten, ſo waren dieſe Helden immer Leute, welche auf der oberſten Sproſſe der Galgenleiter die höchſte Stufe ihrer Laufbahn erſtiegen hatten. Sich hängen laſſen, hieß bei den Genoſſen Hochzeit halten; der Delinquent war der Bräutigam, der Galgen die Braut, der Henkersknecht der Kranzelherr und der Henker der Pfarrer, welcher mit der ſtärkſten Kopula, dem Strick, kopulierte; der Tanz in der Luft der Hochzeitstanz.

Um dem Leben, welches ihm reizlos geworden, ein glänzendes und ehrenvolles Ende zu machen, ging Jörg nach Nördlingen, als einer wegen hurtiger Juſtiz damals berühmten Stadt, und meldete ſich.

Uebrigens, ſagte Jörg, er würde ſelbſt dann keinen Menſchen, ja nicht einmal einen Juden umgebracht haben, wenn er auch vorher gewußt hätte, daß man hier ſo viel Umſtände mache. Zuletzt ſchloß er dann wieder mit dem Satze, womit er begonnen: er habe ſich nun verbiſſen mit den Ratsherren und wolle recht behalten; hätte man ihn gleich am erſten Tage peinlich gefragt, ſo würde man die Wahrheit herausgepreßt haben, ja, es hätte damals nur eines Buckels voll Schläge bedurft, aber eines recht tüchtigen Buckels

voll. Jetzt möge man ihn mit glühenden Zangen zwicken, und er werde seine gelogenen zwei Mordthaten aufrecht halten. Diese gehörten ihm jetzt eigen, sie seien sein unantastbarer Besitz, den er mit seinen Schmerzen gekauft und bezahlt habe.

Die Hollin hielt dem Jörg hierauf eine fürchterliche Bußpredigt. Er glaubte nach dem Ton ihrer Stimme, sie müsse jetzt wie der Engel mit dem feurigen Schwert in ihrer dunklen Zelle stehen. Trotzdem rührte ihn diese Predigt nicht besonders. Viel tiefer zerknirschte es ihn, wenn er in der schweigenden Nacht den Heldenmut der Hollin und ihre Todesverachtung mit seiner eigenen Geschichte verglich, denn sein starrer Trotz dünkte ihm dann nur die Fratze jenes edeln Mutes. Darum gab er auch der Frau Nachbarin in allen Stücken recht, wenn sie ihm mit derber Hand am Gewissen rüttelte; nur den anderen Leuten konnte er nicht recht geben. Und wenn ihn die Hollin verdammte, so schreckte ihn dies fast, als ob er beim jüngsten Gericht verdammt werde; allein *vor* dem jüngsten Tag wollte er doch erst noch den Nördlingern den Possen spielen und an ihrem Galgen gehenkt sein.

Inzwischen verstrichen Monate. Die beiden Nachbarn kamen sich ungesehen immer näher. Jörg hatte nie einen Menschen so lieb gehabt wie Frau Hollin, vor der er sich doch so tief schämte und die ihn so erbärmlich abkanzeln konnte, und die alte Frau entdeckte so manch vergrabene Tugend in dem Gemüt des wilden Naturburschen, daß es ihr fast Gewissens-

angst machte, sie höre des Guten zu viel aus dem bösen Buben heraus. Zum Trost gelang es ihr, der verstockten Hexe, ihm, dem vor Gericht sich selbst anklagenden Büßer, wenigstens ein klein Stück Christentum beizubringen, so viel nämlich durch zwei schmale vergitterte Kerkerfenster sich hindurchzuzwängen vermag. Jörg nahm alle Glaubensartikel willig an, blieb aber auch bei seinem eigenen Glaubensartikel, daß er auf Nördlinger Grund und Boden gehenkt werden müsse.

Drittes Kapitel.

Jörg hatte sich mit dem Rate verbissen und der Rat mit Jörg: aber der Rat hatte sich auch in sich selbst über den Jörg verbissen.

Es bestanden zwei Parteien, die sich dermaßen stritten, daß der Gegenstand des Streites über dem Streit als solchem ganz vergessen ward. Die einen wollten, wie schon oben erwähnt, den Jörg hängen, weil er gemordet, die anderen, weil er nicht gemordet habe. Nur der Stadtschreiber bildete — aber ganz im stillen und für sich allein — eine dritte, vermittelnde Partei. Er wollte den Jörg laufen lassen. „Denn," so sprach er zu sich selber, „hätte man den Inquisiten gleich am ersten Tage torquiert, so wäre wohl die Wahrheit ans Licht gekommen; jetzt ist es zu spät; warten wir aber ab, bis die beiden Parteien sich geeint haben, aus welchem Grund der Muckenhuber gehenkt werden solle, so kann er in-

zwischen im Turm an Altersschwäche sterben. Den Schaden aber hat die Stadt, welche dem hergelaufenen Kerl so lange freie Kost und Obdach gibt." Da nun der Stadtschreiber mit seiner Menschenkenntnis weiter schloß, Jörg möge nach so vielen Wochen wohl mürbe und die schmale Küche des Eisenmeisters satt geworden sein, so deuchte ihm die beste Lösung, dem Burschen so ganz von ungefähr die Thür offen zu lassen, daß er davonlaufen könne. Mit dem Gegenstande des Streites werde dann auch der Streit verschwinden, ja jedermann werde sich wundern, wie man sich über solch einen Halunken so lange habe den Kopf zerbrechen können, die Ehre der Justiz sei gerettet und die Rechtfertigung des nachlässigen Eisenmeisters wolle er, der Stadtschreiber, schon auf sich nehmen.

So veranlaßte er es denn, daß die Riegel an Jörgs Kerkerthür zum öfteren nicht vorgeschoben wurden. Jörg merkte es wohl, blieb aber doch sitzen; er wollte auf Nördlinger Grund und Boden gehenkt sein.

Als er jedoch eines Tages seiner Nachbarin von der wachsenden Nachlässigkeit des Eisenmeisters erzählte, kam die Sache in ein anderes Geleis. Mit dem bloßen Gedanken der offenen Thür (wenn auch nicht des eigenen Gefängnisses) erwachte bei Frau Hollin die ganze mächtige Liebe zur Freiheit. „Wenn ich hinaus könnte!" rief sie, „nicht entfliehen wollte ich; ich wollte fortgehen, um wiederzukommen, um meinen Ulmer Freunden alle die erlittene Schmach zu erzählen, wiederzukommen mit den Zeugnissen und Zeugen meiner Unschuld, — ich will gar nicht einmal

die Freiheit, ich will nur meine Ehre und Reputation retten — —!" Sie brachte den Satz nicht recht zu Ende, doch hatte ihn Jörg verstanden.

Schon lange arbeitete er daran, die dünne Scheidewand zwischen den beiden Kerkern zu durchbrechen; er war bisher, bloß mit einem kleinen Stückchen Eisen bewehrt, nur langsam vorgeschritten; nach jenem Ausruf der Hollin aber schaffte er Tag und Nacht mit Riesenkraft, und in der dritten Nacht konnte er's versuchen, durch das Loch, welches er im dunkelsten Winkel geöffnet, hindurchzukriechen.

Da war keine Zeit zu verlieren. Heute nacht stand Jörgs Thür wieder offen: also gab es kurzen Abschied. Frau Hollin kroch herüber in des Nachbars Zelle. Da umfaßte Jörg, am ganzen Leibe zitternd, des alten Weibes Kniee und rief — als wolle er in dieses einzige Wort die ganze Fülle seines Gehorsams und seines Dankes schütten —: „Mutter!" — und sie fuhr ihm mit der Hand übers Gesicht, im schwarzen Dunkel seine Züge befühlend, und rief: „Mein armer, unglücklicher Sohn!"

Dann trennten sich die beiden Freunde, die sich nie gesehen und doch so nahe gestanden. Die kinderlose Witwe hatte in dieser Stunde zum erstenmal mit der vollen Empfindung einer Mutter den Kindesnamen ausgesprochen, und der Landstreicher, welcher nie seine Mutter gekannt, zum erstenmal den Mutternamen in tiefster kindlicher Ehrfurcht.

Frau Hollin verbarg sich in derselben Nacht noch bei treuen Freunden, um mit dem nächsten Tage nach

Ulm zu entkommen. Jörg aber schlüpfte hinüber in das leere Hexenkämmerlein, und als am Morgen der Eisenmeister an die Thüre kam, um die karge Speise durch einen Schieber herein zu befördern, kauerte er sich, in den zurückgelassenen Mantel der Frau gehüllt, in die hinterste Ecke, und als der Mann dann weiter zu der Thüre seines eigenen Kerkers ging, schlüpfte er geschwind durch das Mauerloch hinüber und nahm nun als Jörg Muckenhuber die andere Portion in Empfang. So trieb er es fast eine Woche mit vielem Geschick und stillem Vergnügen, wenn ihm nicht der Gram über den Verlust der treuen Nachbarin die Freude erstickt hätte.

Eines Tages öffnete sich jedoch nicht bloß der Schieber, sondern die ganze Thür, und herein trat der Stadtschreiber mit dem Eisenmeister und forderte die Hollin auf, ihm zur Gerichtsstube zu folgen. Jörg spielte seine Rolle weiter, so lange es gehen wollte, drückte sich wie aus höchster Angst in den dunkeln Winkel und wies die Andringenden mit stummer Gebärde zurück. Als aber der Stadtschreiber ermunternd rief: „Weib, folge uns getrost, ich führe dich nicht mehr zur Folter, sondern zur Freiheit!“ da vergaß der Muckenhuber völlig seine Maske, warf den Mantel weg, sprang trotzig hervor und erwiderte, die Fäuste in die Hüften gestemmt, dem erschrockenen Stadtschreiber: „Das werdet ihr wohl bleiben lassen, gehenkt will ich sein und zwar auf Nördlinger Grund und Boden!“

Der Stadtschreiber zerraufte sich das Haar vor

Wut und Aerger, als er sah, daß die Hexe davongelaufen und der Landstreicher sitzen geblieben war. Er wollte in der That die Hollin zur Freiheit führen, aber zur Freiheit unter gewichtigen Bedingungen, und nun war sie ganz bedingungslos verschwunden, Jörg dagegen, der bedingungslos hätte verschwinden sollen, saß dem Rate nun wieder auf dem Nacken. „Kerl, du bist gar nicht umzubringen!“ schrie der Stadtschreiber dem Muckenhuber in schäumendem Zorn entgegen. Dieser aber erwiderte ganz kalt: „Das eben ist ja meine Klage, daß Ihr's niemals probieren wollt!“

Mit dem Prozeß der Hollin stand es nun aber folgendergestalt. In Regensburg drängte und drohte man so gewaltig, daß die Mehrheit des Rates stutzig wurde und gegen die drei Mitglieder, welche die ganze Hexentragödie aufgebracht und seit fünf Jahren als wahre Schreckensherrscher fortgespielt hatten, Front zu machen begann. Die immer stürmischeren Beschwerden des Volkes, welches wie aus einem Fiebertraum erwachte, ermutigten jene Mehrheit, und die Hexenrichter sahen nur zu klar, daß ihr Regiment zu Ende gehe und daß sie an ihre eigene Sicherheit denken müßten. Sie wollten daher die Hollin freigeben unter der Bedingung, daß selbige eine Urkunde unterschreibe und beschwöre folgenden Inhalts: Sie nehme ihre Freiheit als Gnade für Recht, wolle niemals anderweit Klage erheben gegen ihre Richter, noch sich persönlich an ihnen rächen, die Stadt binnen vierundzwanzig Stunden verlassen, dazu gelobe sie über den

ganzen Verlauf des Prozesses ewiges Stillschweigen. Von einem geängsteten alten Weib, welches hinter sich die Folter hatte und vor sich den Scheiterhaufen sah, glaubte man leicht Schwur und Unterschrift zu so billigen Bedingungen erhalten zu können. Groß war daher der Schreck, als man hörte, die Hollin sei entflohen; denn nun konnte sie von außen her Beschwerde führen und das Volk aufhetzen, so viel sie wollte.

Der Stadtschreiber stand wie ein begossener Pudel vor seinen Amtsbrüdern, als er ihnen statt der Alten den Jörg Muckenhuber auf die Gerichtsstube brachte. Die Ratsherren machten sich gegenseitig die bittersten Vorwürfe, erst leise, dann lauter, zuletzt wuchs der Sturm, und alle schrieen durcheinander, wie in der Judenschule. Da schaffte der Stadtschreiber, mit seinem tiefen Baß das ganze Stimmengewirr übertönend, plötzlich Ruhe und einigte die Zänker durch ein Wort wie mit einem Schlag. Er rief: „An alle diesem Unheil ist nur der Muckenhuber schuld. Hängt ihn auf, wenn er nicht augenblicks seine alten Geständnisse widerruft!“ Jörg entgegnete: „Ich widerrufe nicht!“ und als ihn der Stadtschreiber zum zweitenmal fragte: „Jetzt widerruf' ich erst recht nicht!“ und zum drittenmal — —

Da stand, wie aus dem Boden gewachsen, die alte Hollin in der Stube, geführt von zwei der angesehensten Bürger aus Nördlingen und Ulm. Sie sah dem Muckenhuber scharf ins Auge und sagte ihm mit festem Ton: „Jörg, du wirst dein falsches Geständnis widerrufen!“ Die Stimme traf den ver-

bissenen Burschen wie ein Donnerstreich. Er schwieg lang und schlug die Augen nieder. Alles schwieg; man hörte nur die leisen Atemzüge — dann sprach er: „Keine andere Macht der Welt hätte mich zum Widerruf bringen können, aber dieser Frau kann ich nicht ins Gesicht lügen; — ich widerrufe!"

Inzwischen wuchs von außen das Getümmel der Menge, welche unter den wildesten Drohungen gegen den Rat die augenblickliche Freilassung der Frau Hollin begehrte. Die Herren spürten Gefahr auf dem Verzug. Nach kurzem geheimem Wortwechsel las daher der Stadtschreiber der Alten im artigsten Ton jene Urkunde vor, welche sie beschwören sollte. Frau Hollin aber erwiderte, sie fordere Recht und keine Gnade, sie habe sich auch nur gestellt, damit man ihren Prozeß in aller Form zu Ende führen könne; diese Schrift beschwöre sie nicht.

Die Herren vom Rat machten sehr lange Gesichter und wollten sich aufs Ueberreden legen, wußten aber schon von früher, daß bei dieser Frau Ueberreden nicht viel verfange.

Da sah die Alte, daß der Eisenmeister dem Muckenhuber schwere Ketten anlege, um ihn in festeren Gewahrsam zurückzubringen, und der gebrochene Blick, mit welchem er zu ihr herüberschaute, fiel ihr schwer aufs Herz. Nach kurzem Besinnen sprach sie zu den Richtern: „Ihr Herren habt euch bei mir aufs Unterhandeln gelegt, ihr seid also gar keine ordentlichen Richter mehr; denn Richter unterhandeln nicht. Seid ihr aber keine Richter, so könnt ihr mir auch kein Recht

mehr schaffen. Wohlan, auch ich lege mich aufs Unterhandeln: Gebt mir dort den bösen Buben frei, ich will ihn an Kindesstatt annehmen und mit mir nach Ulm führen und sehen, ob ich ihn besser erziehen kann als ihr. Mein Vermögen hat tot gelegen während der elf Monate, da ich im Turme saß, ihr solltet mir wohl die Zinsen vergüten, die ich inzwischen verloren habe: gebt mir diesen bösen Buben mit, ich will ihn als den Zins nehmen, welchen Gott während meines Leidens meinem Besitztum hat zuwachsen lassen. Unter dieser Bedingung beschwöre und unterzeichne ich eure Schrift."

Schon stürmten drohende Volkshaufen in die Vorhalle des Hauses. Dem Rat wäre keine Wahl geblieben, auch wenn die Hollin ganz andere Dinge begehrt hätte.

Als sie die Urkunde unterzeichnete, fand sie noch die Rechnung beigelegt über ihre Verköstigung während der elfmonatlichen Haft. Sie reichte jedoch das Blatt mit artigem Lächeln dem Stadtschreiber zurück, und da die Menge bereits an der Thür pochte, so zerpflückte derselbe die interessante Beilage möglichst geschwind und streute die Stückchen unter den Tisch.

Dem Jörg hatte man derweil die Ketten wieder abgenommen; er schaute umher wie im Traum und ließ sich alles schweigend gefallen.

Frau Hollin nahm ihn bei der Hand und ging zur Thür, wo beide von der hereindrängenden Menge jubelnd empfangen wurden. Der Stadtschreiber wollte auch jetzt noch zeigen, daß er doch nicht gar aufs Maul geschlagen sei, und rief halblaut den Abgehenden

nach: „Nun findet dies edle Pflegkind in Ulm doch wenigstens einen Galgen, an welchem es heimatberechtigt ist.“

Frau Hollin hatte ihn wohl verstanden, darum kehrte sie sich in der Thür noch einmal zurück und rief mit erhobenem Ton: „Stadtschreiber, man sollte Euch auch einmal elf Monate einsperren, damit Ihr des Menschen Herz kennen lerntet. Ihr würdet dann vielleicht finden, es gibt Leute, die verachten den Tod und begehren ihn zugleich, so öd und reizlos ist ihr rohes Leben, andere dagegen haben die wahre Herrlichkeit des Lebens so reich geschmeckt und so gewaltigen Lebensmut dadurch gewonnen, daß sie darum den Tod verachten, den sie nicht gesucht. Jene schreckt der Tod nicht, weil sie noch gar nicht leben gelernt haben; diese aber schreckt er noch viel minder, weil sie so ganz zu leben verstehen. Ich will diesen meinen Sohn nun leben lehren, damit er den Tod, welchen er in der ersten, wilden Weise so wohl zu verachten gewußt, auch in der anderen, feinen Weise eines wahren Christen verachten lerne.“

Die Alte hielt Wort. Jörg ward in ihrem Hause ein redlicher und tapferer Mann, der seiner neuen Vaterstadt Ulm im ersten Jahrzehnt des dreißigjährigen Krieges große Dienste leistete, daß man dort seines Namens noch lange in Dank und Ehren gedachte. Die Nördlinger Hexenrichter aber mußten ihr Amt niederlegen, der ganze Magistrat ward gereinigt und erneuert, und auf jene fünf Jahre des Schreckens folgte ein besseres Jahrzehnt, in welchem Recht und Gerechtigkeit wieder herrschten in der altehrwürdigen Reichsstadt.

Der Leibmedikus.

1861.

Erstes Kapitel.

Fürst Kasimir III. war seinem hochseligen Herrn Vater, Fürst Kasimir II., auf dem Throne gefolgt. Obgleich sich nun der Name des neuen Fürsten vom alten bloß durch den Zuwachs eines kleinen Striches unterschied, so war der Strich, welcher Hofleben und Politik des Vaters und Sohnes trennte, dafür um so größer. Kasimir II. hatte, wie so viele kleine Reichsfürsten des achtzehnten Jahrhunderts, breit und glanzvoll Hof gehalten, viel gelebt und wenig geherrscht. Sehr gründlich dagegen beherrschten *ihn* samt dem Land Maitressen und Günstlinge. Der Sohn aber, welcher die Schmach dieser Wirtschaft von Jugend auf schweigend mit anschauen, die Last des Prunkes und Zeremoniells tragen und obendrein ein allezeit vergnügtes Gesicht dazu machen mußte, schlug beim Regierungsantritt stracks zum vollendeten Widerspiel seines Vaters um. Der halbe Hofstaat ward entlassen, die Feste eingestellt, die Günstlinge verschwanden; ein ganzes Dutzend von Vertrauten hatte das Ohr des alten Kasimir besessen, das Ohr des neuen Kasimir besaß kein Mensch; er regierte selber, und nicht einmal sein Kammerdiener konnte sich persönlicher Ein-

flüsse rühmen. Welch fabelhafte Neuerung für das ganze Land: ein Fürst, der selbst regierte, und ein Hof, an welchem es keine Einflüsse gab! Hätte nicht der große Komet im Frühjahr Unerhörtes vorbedeutet, die alten Hofleute würden solche Dinge nicht für möglich gehalten haben, selbst jetzt nicht, als sie längst schon wirklich waren.

Das Schloß schien verwaist. Der junge Fürst war noch unvermählt, seine Mutter längst gestorben, die Schwester auswärts verheiratet; es war ein Hof ohne Frauen. Kein Wunder, daß es in den alten Mauern so still wurde wie im Kloster. Das einzige Vergnügen Kasimirs war die Jagd, aber nicht in der damals beliebten Form prahlerischer Parforcejagdfeste, sondern die einsame Weidmannslust im verschwiegenen Waldesdickicht.

Nun geschah es einmal, daß der junge Fürst an einem tückischen Spätherbstabend statt des vergebens erlauerten Wildes ein Fieber mit nach Hause brachte. Seit den frühen Kindertagen war er nicht krank gewesen, er konnte wohl mit Grund auf seine stahlharte Leibesnatur bauen, die der Härte seiner Willenskraft entsprach, und es war darum kein Wunder, daß er beim Regierungsantritt neben anderen Hofbediensteten auch den alten Leibmedikus als überzählig entlassen hatte. Er meinte damals, die Arbeit und das Weidwerk solle ihm den Doktor und Apotheker sparen und hielt überhaupt mit seinem Lieblingsdichter Moliere nicht sonderlich viel von der medizinischen Fakultät. Nun war er dennoch krank geworden, und das er-

schreckte ihn zehnmal mehr als andere Leute, weil er's so gar nicht gewöhnt war. Da gelang es dem Hofmarschall, einem tief gedemütigten Ueberbleibsel des früheren Hofes, dem im Augenblick besonders stark vom Fieber geschüttelten hohen Patienten das Versprechen abzuringen, er wolle ärztliche Hilfe suchen, auch jedenfalls wieder einen Leibmedikus in aller Form anstellen. Die ungeheure Selbstüberwindung, zu welcher sich der Fürst bei diesem Entschluß aufraffte, wirkte wundersam. Unmittelbar nachdem er dem Hofmarschall das Wort gegeben, brach ein heftiger Schweiß aus, dem alsbald ein tiefer Schlaf folgte, und als Fürst Kasimir am anderen Morgen erwachte, fühlte er sich fieberfrei.

Nun erschrak er freilich über das gestern dem Hofmarschall gegebene Wort und hielt seine Genesung fast für zu teuer erkauft. Doch nach kurzem Besinnen biß er die Lippen zusammen, sprach zu sich selbst: „Ein Mann, ein Wort!" und verfügte die Bestallung eines Leibmedikus. Trotz solches mannhaft ehrlichen Sinnes lauerte aber dennoch der Schalk im Hintergrund. Denn während der Hofmarschall seinen Freunden bereits triumphierend ins Ohr flüsterte, daß das neue System gebrochen sei und der alte Hofstaat wieder erstehe, sann der Fürst, wie er durch die Person des Leibarztes selber den leibärztlichen Posten zu eitel Trug und Schein machen wolle.

Zwei berühmte Aerzte der Residenz wurden von der öffentlichen Stimme als die einzig möglichen Kandidaten der beneideten Würde bezeichnet. Der Fürst

aber wählte einen dritten, an welchen kein Mensch gedacht. Die ganze Stadt fiel aus den Wolken über diese Wahl, und wenn überhaupt einer mehr aus den Wolken fallen kann als andere, so fiel der Gewählte selbst am meisten aus den Wolken. Er war ein blutjunger Bursche, kaum von der Hochschule heimgekehrt, von wo er neben einer Braut auch den Doktorhut mitgebracht; außerdem war wenig von einem Doktor an ihm zu verspüren. Als frischer, artiger Lebemann stadtbekannt, wurde er in jede lustige Gesellschaft gerufen, allein niemand berief ihn ans Krankenbett; übrigens besaß er ein ausgezeichnetes Punschrezept, welches er für die Hausfrauen der halben Stadt abschreiben mußte; andere Rezepte begehrte man nicht von ihm. Von sehr bürgerlicher Herkunft, konnte er in vetterschaftlicher Gunst und Nachhilfe keinen Ersatz für seine unerworbenen Kenntnisse suchen, ja der unglückliche Mensch hatte nicht einmal einen ordentlichen unterscheidenden Namen; denn er hieß Johann Jakob Müller! Und diesen Dr. Johann Jakob Müller berief der rätselhafte Fürst zu seinem Leibarzt! Man konnte im Doppelsinne des Wortes sagen: der Fürst war dieses Leibarztes „erster" Patient.

Müller hatte jedoch eine für Aerzte besonders schätzbare Eigenschaft: er wußte, daß er nichts wußte, und da er ebenso offen und ehrlich gegen andere als bescheiden in sich selbst war, so stieg er, zur ersten Audienz berufen, die Marmortreppe des Schlosses mit dem festen Vorsatz hinan, dem Fürsten seine Unfähigkeit gerade heraus zu bekennen und ihn um aller-

gnädigstes Verschonen mit der zugedachten Würde zu bitten. Allein zu seinem Erstaunen nahm ihm der Fürst die Gedanken aus der Seele, indem er ihn folgendergestalt anredete:

„Mein lieber Doktor Müller! Er muß sich nicht einbilden, daß ich Ihn wegen seiner ärztlichen Kunst zu meinem Leibmedikus ernannt habe. Ich weiß, daß Er auf Universitäten nichts gelernt hat. Allein die Doktores sind allesamt Charlatans, und wer, gleich Ihm, keine Praxis kriegt, der kuriert wenigstens niemanden zu tot, und ist also fast in seiner Art der beste. Weil Er Mutterwitz und Bescheidenheit hat, darum soll Er mein Leibarzt sein, nicht wegen seiner Wissenschaft, um welche ich mich den Teufel kümmere. Ich lasse die Natur walten, als den größten Arzt, und Er soll mir nicht drein reden. Es ist altherkömmlich an unserem Hofe, daß der Leibmedikus jeden Morgen präzis acht Uhr im Kabinette des Fürsten erscheint, und da ich nach altem Brauch nun wieder einen Leibmedikus habe, so will ich Ihn auch jeden Morgen zur rechten Stunde vor mir sehen. Im übrigen kümmere Er sich nicht um meine Gesundheit und schweige Er, bis ich Ihn frage. Sei Er klug, stille und bescheiden, mein lieber Doktor, und Er kann sein Glück machen."

Durch diese Anrede war Müller aus dem Konzept gebracht; er konnte nun nicht mehr ablehnen, denn just aus demselben Grund, aus welchem er sich für unwürdig seines neuen Postens hielt, erklärte ihn ja der Fürst als dessen ganz besonders würdig. Auch

erwachte bei den gnädigen groben Worten des Herrn sein natürlicher Leichtsinn wieder; er dachte im stillen, für einen Fünfundzwanziger, der weiter nichts besitze als eine Braut, sei solch ein Anfang nicht übel, und was der Fürst da von ihm fordere, das könne er so gut leisten wie jeder andere. Statt abzulehnen, dankte er also unterthänigst für die fürstliche Gnade und ward von dem wortkargen Herrn in aller Huld aus der Audienz entlassen.

Als die beiden jungen Männer einander gegenüberstanden, war jeder scheinbar recht zufrieden mit sich und seiner Rolle. Allein beide waren redliche Gemüter. Darum packte den Fürsten so gut wie den Doktor Scham und Aerger über das Spiel, sowie sie sich getrennt hatten. Der Fürst empfand es nur zu klar, daß er sein Wort doch nur dem Buchstaben nach gehalten, dem Sinne nach aber gebrochen hatte, und dies deuchte ihm gar nicht fürstlich. Indem er äußerlich sich treu geblieben, war er inwendig von sich abgefallen. Ja noch mehr: um der Rückkehr zum alten Hofwesen zu trotzen, hatte er bei dessen faulstem Auswuchse wieder angefangen, — er hatte die erste Sinekure geschaffen. Allein sein Eigensinn war genau so stark wie seine Ehrlichkeit: also hielt auch die Schadenfreude über den getäuschten Hofmarschall genau dem Aerger die Wage, welchen er über sich selbst empfand. Der Doktor seinerseits stieg auch gar beschämt die Marmortreppe hinab, die er so gehobenen Mutes hinangestiegen war. Zum erstenmal im Leben empfand er die ganze Schmach der arbeitslos vertändelten Lehr-

jahre. Wäre er wirklich ein rechter ausstudierter Doktor gewesen, er hätte seinem edleren Sinne gemäß den also dargebotenen Leibmedikus rund zurückgewiesen und lieber als Landarzt im ärmsten Dorfe elend gelebt, denn nun als ausgemachte beruflose Hofschranze in der Residenz. Er schämte sich sogar um der in seiner Person entwürdigten Wissenschaft willen, obgleich dies doch eigentlich gar nicht *seine* Wissenschaft war; denn er war ja gerade darum nicht in der Lage, die dieser Wissenschaft geziemende Würde zu behaupten, weil er nichts wußte von dieser Wissenschaft. Allein mit solch bitterer Selbsterkenntnis kam ihm auch zum erstenmal das klare Bewußtsein der hoffnungslosen Zukunft, die vor ihm lag, wenn ihm der Fürst nicht den Leibmedikus an den Kopf geworfen hätte. Heute erst erkannte er den Abgrund, an welchem er bisher leichtsinnig einhergeschwebt, und hielt sich darum verpflichtet, dem plötzlich erschlossenen Pfade der Umkehr nicht auszuweichen. Anderen öffnet das Unglück die Augen, ihm das unverdiente Glück. Aehnlich wie beim Fürsten hielten zwei ganz widersprechende Motive seinen Willen in der Schwebe: auch er mußte inwendig von sich abfallen, um zunächst wenigstens äußerlich zu sich selber kommen zu können. Weil er nichts gelernt hatte, schämte er sich seines neuen Amtes, und doch mußte er auch wieder bei diesem Amte ausharren, weil er nichts gelernt hatte. Fürst und Doktor aber kamen zu dem gleichen Entschluß, die vollendete Thatsache hinzunehmen und ruhig abzuwarten, was sich etwa daraus entwickele, und ein jeder schwur sich im stillen

heiligstes Schweigen über die wahre Lage der Dinge und den inneren und äußeren Vorgang der ersten Audienz.

Der Doktor begann nun seine täglichen Besuche im Schloß. Vom höfischen Leben und höfischer Klugheit wußte er gar nichts. Nur eine orientalische Hofregel war ihm beigefallen, die er früher einmal in einem alten Buche gelesen, und diese murmelte er an jedem Morgen vor sich hin, wenn er die Marmortreppe hinanstieg. Die Regel lautete:

„Kommst du in des Königs Haus,
Geh blind hinein und stumm heraus."

Und dieser Spruch ward ihm zum schützenden Zauber.

Die ärztliche Konsultation verlief Tag für Tag folgendergestalt: Leibmedikus Müller erschien Schlag acht Uhr im Arbeitszimmer des Fürsten, der schon oft seit Tagesanbruch hinter Akten und Büchern saß. Das übrige Dienstpersonal mußte sich beim Eintritt des Arztes entfernen, wie es wohl alter Brauch am Hofe war. Allein der jetzige Fürst hielt doppelt streng auf diesen Brauch; denn er hatte bekanntlich guten Grund, seine Umgebung im Dunkeln zu lassen über den wunderlichen Dienst des neuen Leibmedikus. Und da er vollends wahrnahm, daß er hierdurch die neugierige Seele des Hofmarschalls auf die Folter spannte, that er doppelt geheimnisvoll mit den ärztlichen Konsultationen. Trat der Doktor in das stille Zimmer, so fragte ihn der hohe Herr zuerst nach dem Wetter und dann nach seinem Befinden. Die Antwort auf

die erste Frage wechselte mit Regen und Sonnenschein, die zweite Antwort blieb immer die gleiche. Denn der junge Doktor war ebenso kerngesund wie der junge Fürst. Niemals aber wagte es der Leibmedikus, nun auch seinerseits den Fürsten nach dessen Befinden zu fragen. Denn er hatte sich, eingedenk des Mahnwortes der ersten Audienz, fest vorgesetzt, nur zu antworten, kurz und bündig, wenn er angeredet werde, und niemals ein weiteres Wort über die Lippen zu bringen. Nachdem also der Fürst erfahren, daß sein Leibarzt gesund sei, arbeitete er ruhig weiter und ließ den Doktor noch beiläufig so eine halbe Stunde im Zimmer stehen. Dieser heftete insgemein seinen Blick unverwandt auf die Gobelintapete der gegenüberstehenden Wand, welche eine Saujagd mit gepanzerten Hunden darstellte, zählte die Hunde, die Jäger und Jägerinnen, und die Blätter an den großen Bäumen des Vordergrundes, wagte es aber beileibe nicht, den Blick in andere Regionen des Zimmers umherschweifen zu lassen. Nach Ablauf der halben Stunde wurde er huldvoll verabschiedet.

Die Hofleute, vom Hofmarschall bis zum letzten Lakaien, platzten schier vor Neugierde über die tägliche geheime Konferenz des Fürsten mit dem Arzte; sie lauschten an den Schlüssellöchern und hörten nichts; es war totenstill im Kabinett; die beiden mußten sich wohl ganz leise im hintersten Winkel besprechen, und so folgerte man denn nicht ohne Grund, daß Doktor Müller der erste und einzige Vertraute des Herrn sei, der einzige Günstling, welchen Kasimir unter

der ostensibeln Würde eines Leibarztes zu sich herangezogen.

Natürlich wandten sich die Neugierigen dann auch bald verblümt, bald offen an Müller selber, sie schmeichelten, stichelten, quälten, legten ihm Kreuz- und Querfragen vor, allein der sonst so offene und redselige junge Mann war und blieb verstockt und verschlossen. So meinten die Frager. In der That aber gab er ganz offene und ehrliche Auskunft wie immer. Denn er sagte einem jeden, der Fürst rede mit ihm fast nur vom Wetter, sein Dienst sei gleich null, er besitze nicht entfernt das Ohr des Herrn, er habe nicht den mindesten Einfluß und es sei die unverdienteste Ehre von der Welt, wenn man ihn einen Vertrauten Seiner Durchlaucht nenne. Kein Mensch glaubte ihm das; alle hielten sein Schweigen und Leugnen für die Kunst eines geborenen Hofmannes und man wunderte sich nur, daß man dieses eminente Talent des diplomatischen Geheimnisses nicht früher schon bei dem lustigen Doktor geahnt habe. Müller lachte im stillen über die wunderlichen Leute, welche gerade da die feinste Kunst der Lüge spürten, wo er doch nur die ungekünstelte Wahrheit sprach. Am ergötzlichsten aber deuchte es ihm, daß er selber, der die Neugierde der ganzen Stadt entflammte, von einer ganz ähnlichen unbefriedigten Neugier geplagt war. Denn fürs Leben gern hätte er doch wissen mögen, was eigentlich den Fürsten bewogen, ihn so unerhört zu gleicher Zeit öffentlich auszuzeichnen und insgeheim zu demütigen. Allein er war klug genug,

die Lösung dieses Rätsels in Geduld und Schweigen abzuwarten.

In wenigen Wochen durchtönte der Ruf von dem Einflusse des neuen Leibmedikus bereits das ganze Ländchen. Als erstes Zeugnis seines wachsenden Ruhmes kam der Brief eines entfernten Vetters aus einem entlegenen Dorf mit einem höchst ergebenen Gesuch. Der Vetter führte einen Spezereikram und wollte schon längst neben Kaffee und Zucker auch Schnittwaren verkaufen. Das wehrte ihm der Schultheiß, weil dessen Vetter im nächsten Flecken mit Schnittwaren handelte. Nun wandte sich der Vetter des Leibmedikus an letzteren, daß er vom Fürsten einen Machtspruch zu seinen Gunsten erwirke und dem schandbaren vetterschaftlichen Protektionswesen des Schultheißen ein Ende mache. Doktor Müller belehrte den Vetter umgehend: „Fürsten pflegen sich nicht um den Schnittwarenverkauf zu kümmern, auch besitze ich selber keineswegs den persönlichen Einfluß, welchen man mir fälschlich zuschreibt, und bedaure also, in dieser Sache gar nichts thun zu können.“ Doch siehe — nach vierzehn Tagen wurde der ehrliche Leibmedikus durch ein warmes — Dankschreiben des Vetters überrascht, begleitet von dem köstlichsten sechspfündigen Käselaib. Der Vetter hatte inzwischen wirklich die ersehnte Konzession erhalten und glaubte, der Doktor habe sie ihm doch ganz heimlich in aller Eile herausgefochten und nur aus Politik den ablehnenden Brief geschrieben; denn schwarz auf weiß müsse ein Hofmann allerdings vorsichtig reden. Und in der That war auch der Leib-

medikus die unschuldige Ursache, daß der langjährige Wunsch des Vetters sich nun so rasch erfüllte. Denn dieser hatte im ganzen Dorfe dermaßen mit der Macht seines vetterlichen Gönners geprahlt, daß der Schultheiß Angst kriegte und beigab, bevor noch das gefürchtete Machtwort des Fürsten ankam. Der Schultheiß schrieb nun aber auch an den Leibmedikus, rühmte seinen eben bewiesenen guten Willen, der Müllerschen Familie allezeit zu dienen, und bat reumütig, daß man Vergangenes vergessen und vergeben und ihm doch auch in Zukunft die hohe leibärztliche Gunst nicht versagen möge. Er sei zu jedem Gegendienste ergebenst bereit. Doktor Müller verschenkte und verzehrte seine sechs Pfund Käse in aller Stille und hob die beiden Briefe auf zum ergötzlichen Beweise der Thatsache, daß man wider Wissen, Willen und Verdienst der Mann des Einflusses sein und bleiben müsse, wenn man eben einmal wider Willen und Verdienst Leibmedikus geworden. Wie übrigens das Gerücht aus der Stadt ihm die Macht eines Günstlings auf dem Dorfe gegeben, so drang jetzt das Gerücht von dieser Dorfgeschichte, unterwegs ins Großartigere ausgemalt, in die Stadt zurück und stärkte hier wiederum den Glauben, daß Doktor Müller der allvermögende Freund des Fürsten sei.

Hatte in den ersten vierzehn Tagen nur der Vetter Krämer um seine Gönnerschaft geworben, so kamen in der dritten Woche schon angesehene Bürger und Beamte und in der vierten gar der fürstliche Kammerdirektor, eine Art von Finanzminister des Ländchens.

Er wünschte eine Steuererhöhung durchzusetzen und erbat sich des Leibmedikus Fürwort bei Seiner Durchlaucht. Doktor Müller beteuerte, wie alle Tage, daß er gar nicht im stande sei, ein solches Fürwort einzulegen. — „Die Redensart kennen wir schon!“ dachte der Kammerdirektor und lächelte so freundlich ungläubig wie nur möglich. „Uebrigens,“ fügte Müller hinzu, „geht die allgemeine Rede, daß unser gnädiger Herr fortwährend auf Minderung der Steuern sinne, und seine ganze bisherige Politik scheint dies zu bestätigen. Daher dürfte es wohl sogar Ihnen als einer der ersten Finanzautoritäten im ganzen römischen Reich schwer fallen, seinen eisernen Willen für höhere Steuern umzustimmen, und was soll da vollends mein unberufenes Fürwort nützen!“ Der Leibarzt war der einzige, welcher dem Finanzmann das Urteil des ganzen Landes trocken zu sagen wagte; alle seine Freunde hatten ihm mit lügnerischer Hoffnung geschmeichelt. Er fiel dann auch mit dem Antrage glänzend durch und warf nun einen stillen tiefen Haß auf den unschuldigen Doktor. „Hütet euch vor diesem übermütigen Menschen,“ flüsterte er seinen Freunden ins Ohr; „jetzt habe ich wenigstens ergründet, daß er, der mit dem gnädigen Herrn stets nur vom Wetter zu reden vorgibt, er allein die geheimen Pläne des Fürsten kennt und sein unbegrenztes Vertrauen besitzt, und diese sichere Kunde ist schon einmal einen Durchfall wert!“

So mußte Doktor Müller der fürstliche Günstling sein, nicht bloß, weil einige Bittsteller, die sich an ihn gewandt, Erfolg gehabt, sondern mehr noch, weil

ein anderer, der ihn begrüßt, mit langer Nase abgefahren war. Und wenn sich der Leibmedikus auf den Kopf gestellt hätte, er wäre dennoch der Günstling geblieben.

Die ganze Stadt teilte sich in zwei Parteien: in offene Anhänger und in stille Widersacher Müllers. Denn laute Widersacher wagten sich noch nicht hervor. Auf seiten des Doktors stand die Aristokratie, die Gegner lauerten unter der Bürgerschaft. Und doch war Müller ein ganz bürgerlicher Charakter und weit entfernt von aristokratischen Grundsätzen und Neigungen. Allein der Hofmarschall, welcher sich ja mit Grund rühmte, die leibärztliche Stelle eröffnet zu haben, prahlte nun auch ohne Grund, daß sein Fürwort gerade diesen Müller in die Gnade des Fürsten gebracht. Als echter Hofmann gab er die ohne sein Zuthun vollführte Thatsache für das reine Ergebnis seines Einflusses aus. Er wollte lieber, daß man ihm die verkehrteste Wahl vorwarf, denn daß man dieselbe als wider sein Wissen und Wollen erfolgt ansähe. So galt nun der arme Müller vollends gar für eine Kreatur des Hofmarschalls! Zwar ärgerte sich dieser insgeheim nicht wenig über das ganz unnahbare, verschlossene Wesen seines angeblichen Schützlings, war aber klug genug, den Aerger nicht merken zu lassen und hoffte den Doktor doch über kurz oder lang mit seinen Netzen zu umstricken. Die Aristokratie folgte der falschen Fährte des Hofmarschalls und betrachtete den Leibmedikus überdies als ein teures Pfand, daß die alte Günstlingswirtschaft nun doch

wieder ihren Anfang genommen habe und hoffentlich auch bald ihren breiteren Fortgang finden werde. Da adelige Söhne sich nicht zum Pulsfühlen und Rezepteschreiben herabzulassen pflegen, so stand der bürgerliche Günstling hier auch über dem Neid erhaben oder richtiger unter dem Neid.

Die alten Freunde und Genossen des Doktors wurden freilich um so mißtrauischer. Sie fanden ihn zurückgezogener, zugeknöpfter als vorher und nannten das Hochmut. Und doch war eigentlich tiefe Demut die Quelle dieses stilleren Wesens. Denn Müller entzog sich der Gesellschaft jetzt, weil er, wunderbar genug, Medizin zu studieren begann. Ohne Unterlaß nagte der Gedanke an ihm, daß er nur darum eine so viel beneidete und doch so unwürdige Rolle spiele, weil er nichts gelernt habe. Der arme Teufel saß hinter Lehrbüchern und Kollegienheften, während man glaubte, er regiere das Land, und schlich sich ganz zerknirscht ins Armenspital, um die versäumten Stunden der akademischen Klinik nachzuholen, indes seine Zechgenossen im Wirtshause räsonnierten, daß er aus Hoffart nun wieder nicht beim frohen Gelage erschienen sei. Es war ihm, als müsse das tolle Spiel plötzlich mit Schande und Schrecken enden, wenn er nicht inzwischen wirklich ein ausgelernter Doktor werde und durch solche Buße das drohende Schicksal beschwöre.

So lagerte auf allen Seiten Dunkel, Verwirrung, Irrtum und Selbsttäuschung. Der Fürst war im Dunkel über den Aufruhr der Geister, den er in Stadt und Land erregt; denn keiner wagte in seiner Gegen-

wart von dem rätselhaften Leibmedikus zu sprechen. Während er um der öffentlichen Meinung willen alles Günstlingswesen vermeiden wollte, hatte er sich gerade bei der öffentlichen Meinung einen Günstling gegeben, von dem er selber gar nichts ahnte. Der Hofmarschall tappte im Dunkeln über den Leibmedikus, der Adel über den Hofmarschall, der Leibmedikus über den eigentlichen Plan und Willen des Fürsten und das ganze Land über den Fürsten, den Leibmedikus, den Hofmarschall und den Adel miteinander. Weil der Doktor so ehrlich war und so verschwiegen, stiftete er die tollsten Intriguen, und weil er von deutschen Hofregeln gar nichts wußte als einen türkischen Spruch, war er der vollendetste Hofmann im Lande.

Allein dieses Wirrsal sollte mit einem Schlage zerhauen werden, und zwar durch weibliche Hand, durch die Braut des Leibmedikus.

Zweites Kapitel.

Die Braut war eine arme junge Waise aus altadeligem Haus, Anna von Lehberg. Ihre vornehmen Verwandten wollten einen Bräutigam, der sich Johann Jakob Müller schrieb, anfangs natürlich gar nicht anerkennen. Doch seit dieser gewisse Müller Leibmedikus und Vertrauter des Fürsten geworden und der Hoffnungsstern des Residenzadels, wandte sich das Blatt. Das Verdienst kann sogar einen Müller adeln. „Hätte ich etwas gelernt," sprach dieser zu sich selbst, „so

hätte ich kein Verdienst, ich wäre nicht Leibmedikus geworden oder doch gewiß nicht der Vertraute des Fürsten; hätte ich etwas gelernt, so würde man mir fort und fort meine Braut abstreiten. Es ist kein Ding so schlimm, es ist zu etwas gut." Er begann mitunter schon zu glauben, daß er wirklich der Vertraute des Fürsten sei, allein den nächsten Besuch brauchte nur das Gespräch mit dem Wetter einzuleiten, so fiel er sofort aus der Täuschung. Einen Laubfrosch, den er lange besessen, schenkte er weg, weil ihn derselbe zu sehr an das Wetter erinnerte. Auch brachte ihn der Anblick des Tieres allzu oft auf den Gedanken, daß er selber nicht eigentlich der Leibmedikus, sondern nur der Hoflaubfrosch Seiner Durchlaucht sei.

Anna, welche auf dem Land bei einem alten Oheim lebte, erfuhr so wenig von dem Geheimnis ihres Bräutigams als irgend eine andere Seele. Sie glaubte ja gern dem allgemeinen Gerücht, das ihre Lage so glücklich gewendet hatte. Allein bei aller stillen Sanftmut ihres Wesens war sie doch äußerst scharfblickend und konnte darum nicht klug werden aus des Bräutigams Briefen. Denn während er ihr an jedem Samstag in einer zwei bis drei Bogen starken Epistel nicht bloß all sein Denken und Empfinden, sondern auch jedes kleine Erlebnis der abgelaufenen Woche getreulich darlegte, schwieg er über das Haupterlebnis, den Verkehr mit dem Fürsten. Das Fräulein klopfte leise auf die Hecke, aber der Doktor hörte es nicht; er berichtete ihr anfangs dieselbe nackte Wahrheit,

welche er aller Welt sagte, und als sie weiter in ihn drang, schrieb er bloß das vieldeutige Orakelwort: „Hofgespräche taugen nichts für junger Mädchen Ohren.“ Um so dringender wollte nun natürlich das junge Mädchen näheres von diesen Hofgesprächen wissen, und sprach zuletzt zu sich selbst: hier waltet ein Geheimnis, welches ich um jeden Preis ergründen muß. Fast noch verdächtiger erschien ihr eine andere Lücke in des Doktors neueren Briefen. Vordem, da der Zeitpunkt des ersehnten Ehebundes noch am fernen Horizonte einer unabsehbaren Zukunft verschwamm, brachte jeder Brief des hoffnungsarmen Bräutigams einen Stoßseufzer über diese verzweifelt ausgedehnte Fernsicht; jetzt dagegen, wo der fürstliche Leibmedikus täglich hätte heiraten können, ja wo selbst die ganze hochwohlgeborene Familie Lehberg mit einemmale gnädig ihm zulächelte, jetzt schrieb er keine Silbe mehr von naher oder ferner Heirat. Der Grund dieses Schweigens war höchst ehrenwert: der Leibmedikus in Amt und Würden erkannte sich als in der That berufslos und folglich auch zur Ehe noch ganz unberufen; der berufslose junge Doktor dagegen hatte gar nie so tief gedacht, und, wie in alle Lebensheiterkeit, sich auch in das reizende Gedankenbild einer Ehe mit dem wirklich heißgeliebten Mädchen hineingeträumt, ohne den nüchternen Ernst solchen Beginnens auch nur zu ahnen.

Diesen Grund hätte Anna freilich niemals erraten. Allein sie war feinfühlig genug, um sich über die zwiefache Lücke in des Bräutigams Briefen recht gründlich zu ängstigen, andererseits aber auch wieder

zu feinfühlig, um sich durch Fragen und Vorwürfe Licht zu verschaffen. Echt weibliche Naturen sind jedoch in der Regel entschlossenen Geistes, und je weniger man hinter ihrem stillen Walten Willenskraft und Eigensinn vermutet, um so mehr besitzen sie. So war es auch bei dem sanften, bescheidenen Fräulein. Sie wollte durchaus klar sehen, und weil ihr die Briefe immer neues Dunkel statt neuen Lichtes brachten, so bearbeitete sie den alten Oheim, daß er mit ihr zum Residenzstädtlein reiste, um das Haus eines Freundes mitten im Winter mit einem mehrwöchigen Besuch zu überraschen, den man eigentlich erst im kommenden Sommer erwartet hatte. Sie dachte: bin ich nur erst einmal auf der Bühne, dann will ich auch hinter die Kulissen sehen.

Schreck und Freude mischten sich wundersam in dem gutmütigen Gesichte des Leibmedikus bei der unverhofften Begegnung mit der Braut. Dies entging dem verstohlenen forschenden Auge des Mädchens keineswegs; sie fand ihren Argwohn bestätigt und faßte sofort den klügsten Plan. Sie wollte Schweigen durch Schweigen brechen, aber nicht durch das Schweigen des Trotzes, sondern durch das Schweigen der Güte. Nur ein leiser Anflug verhaltenen Grames sollte es den verstockten jungen Mann fühlen lassen, wie tief er mit seinem Geheimnis das treueste Herz betrübe.

Sie hatte richtig empfunden und gehandelt: ihre schonende Zurückhaltung und ihr stiller Dulderblick schnitt schärfer in die Seele des unglücklichen Doktors, als es die verfänglichsten Fragen und die lautesten Vorwürfe vermocht hätten.

So verlief die erste Woche. Da geschah es eines Tages, daß die beiden jungen Leute mit dem Oheim im Schloßgarten lustwandelten. Die Pracht der sonnenbestrahlten Schneelandschaft und der herzerquickende Odem der reinen Winterluft gab den Gemütern höheren Schwung; der Leibmedikus fühlte sich mit einemmale so stark und entschlossen, daß er seiner Braut die offenste Beichte hätte ablegen und doch nicht vor Scham in die Erde sinken mögen, wäre nur der Oheim nicht zugegen gewesen, und er nahm sich mannhaft vor, bei der Heimkehr in den unbewachten Minuten der Dämmerstunde die volle und ganze Wahrheit ehrlich zu bekennen. Aus diesen Gedanken ward er plötzlich aufgestört durch das Erscheinen des Fürsten; auf schmalem Pfade ging er an ihnen vorüber, und sein Auge weilte bei der Gruppe mit langem forschendem Blick. Nachdem sie die verschlungenen Gartenpfade eine Strecke weiter gewandelt, begegnete ihnen abermals der Fürst, und fast deuchte es dem Doktor, er habe ihnen geflissentlich den Weg abgeschnitten, um sie noch schärfer als vorher zu betrachten. Ja beim Ausgang aus dem Garten sahen sie ihn zum drittenmal etwas seitab an der Schloßtreppe.

Dieses auffallende dreimalige Erscheinen des gestrengen Herrn erschreckte den Doktor wie ein Gespenst und machte ihn so scheu und kleinmütig, daß er in den unbelauschten Minuten der Dämmerstunde seines mannhaften Entschlusses ganz und gar vergaß. Allein bei Anna hatte der frische Gang ähnlich ermutigend gewirkt und der Anblick des Fürsten war ihr keines-

wegs wie eines Gespenstes gewesen; auch sie hatte sich, während beide sinnend nebeneinander im Garten gingen, eine offene Frage an den Bräutigam vorgesetzt und wagte sich tapfer heraus mit der Sprache. Die Antwort war eine Selbstanklage Müllers. „Ich weiß," sprach er, „daß Schweigen auch Lügen sein kann, ja, indem wir die nackte Wahrheit sagen, können wir lügen, wenn wir wissen, daß andere unsere Rede anders deuten werden als nach dem Wortsinn. So habe ich dich und die halbe Welt belogen, indem ich geschwiegen und die nackte Wahrheit geredet habe. Aber fordere nur jetzt nichts weiteres von mir als dieses bittere Bekenntnis. Gönne mir nur noch wenige Tage Frist, und du sollst über meine Stellung zum Fürsten und über unser beider Zukunft alles erfahren, was ich selber zu sagen weiß." Er sprach dies so bestimmt und zugleich so schmerzbewegt, daß Anna nicht weiter zu forschen wagte. Sie ward aber durch seine Rätselworte noch verwirrter als vorher. Denn sie hatte bisher keineswegs geargwohnt, daß ihr Bräutigam zu wenig, sondern daß er zu viel beim Fürsten gelte, indem er sich mit verrannt habe in die sittlichen Irrgänge des Privatlebens, wie man sie auch dem reinsten Charakter auf dem Throne so gerne anzudichten pflegt. Mit diesem Vorurteil konnte sie nun Müllers Worte in keiner Weise reimen.

Des andern Morgens, als der Leibmedikus zum Schlosse ging, ward er vom Hofmarschall aufgehalten. Der alte Hofmann bat ihn förmlich um eine Gunst. Die Schwester des Fürsten war zu Besuch gekommen,

es waren endlich einmal wieder Frauen am Hof, und trotzdem fort und fort das alte Karthäuserleben! Jetzt oder nie galt es, den Zauberbann zu brechen und dem Fürsten wieder Lust zu wecken an Spiel und Fest und Prunk. Die lebensfrohe Prinzessin hatte vergebens den gestrengen Bruder zu verlocken gesucht und den altbefreundeten Hofmarschall zum Vertrauten ihres vereitelten Wunsches gemacht. Dieser brannte vor Begier, sich mit einem Schlage der Prinzessin zu verpflichten und zugleich den ganzen Hof in das längst ersehnte alte Geleis zurückzuführen. Allein er wußte, daß man im Palast den Hebel tief unten ansetzen muß, wenn man auf die oberste Spitze wirken will. Darum bestürmte er den Leibmedikus, daß dieser vereint mit ihm den Fürsten am Gewissen packe; als Arzt müsse er dem Herrn Bälle und Feste wider seine Hypochondrie verordnen, er wolle dann zugleich als Hofmarschall dem Fürsten die Pflicht der Courtoisie vorhalten, die Anwesenheit der hohen Schwester nicht in so tödlicher Langeweile vorübergehen zu lassen ohne Sang und Klang. Der trockene alte Mann ward ganz beredt: es war das erstemal, daß sogar er, der Hofmarschall, des Doktors Gönnerschaft ansprach, und während er die bekannte ablehnende Antwort lächelnd anhörte, zitterte er zugleich vor innerer Wut, daß dieser Mensch wirklich ihn vergebens könne bitten lassen. „Dann aber," dachte er und lächelte dem Medikus recht freundlich ins Gesicht, „dann soll diese halsstarrige Canaille fallen, und müßte ich selber mit ihr zu Grunde gehen!"

Begleitet von solch frommem Wunsche trat Müller vor den Fürsten. Kasimir III. fragte heute nicht nach dem Wetter noch nach dem Befinden seines Leibmedikus. „Wie heißt das Frauenzimmer, mit welchem Er gestern im Garten spazierte?“ rief er dem Eintretenden entgegen. Der Medikus war so sehr an die tägliche Wetterfrage gewöhnt, daß er rasch erwiderte: „Durchlaucht, Nordost mit Schneegestöber!“ Und als der Fürst ungeduldig die erste Frage wiederholte, fuhr dem Doktor über diese unnatürliche Neuerung ein Schreck durch die Glieder, wie wenn ihm etwa eine Turmuhr um Mittag, statt zwölfe zu schlagen, plötzlich „Gesegnete Mahlzeit“ entgegengerufen hätte. Und als er den Sinn der Frage klar begriff, folgte ein zweiter Schreck. Er stammelte den Namen des Fräuleins zur Antwort, verschwieg aber, daß sie seine Braut sei. Der Fürst, welcher alles Stadtgespräch geflissentlich seinem Ohre fern hielt, wußte noch nichts von dieser Brautschaft und begann nun ein auffallend genaues Verhör, wie lange das Fräulein schon hier sei, wer der alte Herr an ihrer Seite gewesen, und so fort. Müller antwortete wie ein Angeklagter vor dem Untersuchungsrichter. Halb wie im Selbstgespräche rief dann der Fürst: „Warum versäumt Baron Lehberg, mir seine Aufwartung zu machen? Der Adel meines Landes soll nicht an meinem Hause vorübergehen! Ich wünsche, daß man sich bei mir melde. Warum fliehen die Damen meinen Hof? Doch freilich, ich lade sie ja nicht ein! Aber das soll anders werden. Der Besuch meiner Schwester fordert neue Geselligkeit. Die alten

Hofbälle sollen wieder beginnen, sparsamer und nur ausnahmsweise, aber sie sollen wieder beginnen, gleich in nächster Woche!“

Dem Leibmedikus ging plötzlich ein helles Licht auf: der Anblick Annas schien den wunderbaren Umschlag beim Fürsten erzeugt zu haben; denn die starrsten Weiberhasser pflegen gerade am raschesten und wie durch Zauberei von Weiberaugen besiegt zu werden. In seiner Herzensangst vergaß darum der arme Doktor alle Klugheit und die Bitte des Hofmarschalls obendrein, und platzte mit dem ärztlichen Rate heraus, daß Seine Durchlaucht doch nicht allzu jäh das gewohnte Arbeits- und Jägerleben mit dem schwülen Getümmel der Repräsentations- und Ballsäle vertauschen möge. Der Fürst sah bei diesem unerbetenen Gutachten den Doktor fast ebenso erstaunt an, wie vorher der Doktor den Fürsten, erhob drohend den Finger, rief: „Schweigen, bis ich frage!“ und beschloß mit diesem Worte die kurze Audienz.

Am Abend desselben Tages besuchte der Hofmarschall den Leibmedikus, nicht etwa zu Fuß, nein, er kam bedeutsam und zum Wunder der Nachbarn mit einem Bedienten vorgefahren und sagte dem Günstling Dank für seine Fürsprache, die so schnell des Fürsten ehernen Willen gewendet. Und nicht bloß *seinen* Dank brachte er, sondern auch den Dank der Prinzessin. Denn was des Fürsten eigener Schwester und dem ältesten Hofmanne nicht gelungen, das hatte, so meinte er, dieser verdammte Müller, sein „lieber Müller“ vermocht, und zwar in der kürzesten

Audienz, deren sich die lauernde Dienerschaft jemals entsann. Doktor Müller aber dachte bei sich: so bin und bleibe ich denn verdammt, zu protegieren; wenn ich nichts thue, protegiere ich, wenn ich abrate, protegiere ich, ja, wenn ich zum erstenmal den Mund öffne, um *gegen* die Wünsche der Leute zu reden, so protegiere ich sie dennoch.

Inzwischen kam, was er voraussah: der Oheim fuhr zu Hofe und ward mit der schönen Nichte zum nächsten Hofball geladen. Und am Tage nach dem Ball hörte der Medikus dann auch genau, was er zu hören angstvoll erwartet hatte. Der ganze Adel der Stadt war voll Neid auf die grüne Landpomeranze, die Lehberg; denn für sie allein schien der Fürst nur Blick und Rede zu haben. Viele meinten zwar, das komme daher, weil sie die Braut des Günstlings sei, allein die Klügeren versicherten, der Fürst habe ganz gewiß von dem plebejischen Bräutigam kein Wort geredet und dieser werde seinen Freund und Fürsten bald in den gefährlichsten Nebenbuhler verwandelt sehen. Dem Medikus drohe jetzt eine Krisis, bei welcher ihm zwischen zwei äußersten Gegensätzen die Wahl bleibe; entweder er sei klüger als verliebt, dann werde seine Günstlingsschaft jetzt erst recht wie in Erz gegossen sich festigen, ja er könne sogar als ostensibler Ehemann der fürstlichen Geliebten (etwa mit dem Namen eines Herrn von und zu Müllerburg) in den Adelstand erhoben werden; sei er aber verliebter als klug, dann werde der Günstling wieder zusammensinken zu der namenlosen Gestalt eines Dr. Müller ohne Praxis.

In des Leibmedikus Seele aber kreuzten sich die Schreckgedanken der Eifersucht mit der Furcht, eine Stellung zu verlieren, die er eigentlich nie besessen und von welcher trotzdem das Glück seines Lebens abhing. Es galt rasch zu handeln; Schweigen und Harren konnte von heute an nicht mehr das Stichwort seiner Politik sein.

Er eilte zur Braut und eröffnete dem staunenden Mädchen, daß sie jetzt oder nie zum Abschluß des Ehebundes drängen müßten. Zwar sei der Fürst ein solcher Weiberhasser, daß er selbst seiner Umgebung und Dienerschaft das Heiraten versage, allein er, Müller, habe sich ein Herz gefaßt, er werde morgen schon dem Herrn in offenem, warmem Wort seine Lage schildern, und der Mann müsse von Eis oder Stein sein, wenn er ihm, dem treuesten Diener, die Ehe mit einem so liebenswürdigen Fräulein nicht gestatten wolle. „Und doch fürchte ich," fügte er kleinlaut hinzu, überrascht von dem Selbstbetrug, auf welchem er sich in seinen eigenen Worten ertappte, „ich fürchte, es wird alles schief gehen!" Anna aber tröstete ihn, meinte, der Fürst sei ja gar nicht der Weiberfeind, wie man ihn male, und habe sich gegen sie zumal über die Maßen artig und teilnehmend auf dem Balle erwiesen. Mit diesem zweideutigen Troste des arglosen Kindes rüstete sich der Doktor zu dem schweren Gang.

Als er folgenden Tages die Marmortreppe hinanstieg, brummte ihm beständig das allerhöchste Wort im Ohr: „Schweige Er, bis Er gefragt wird!" und als er auf der obersten Stufe stand, mußte er stille halten,

um wieder zu Atem zu kommen, so bleischwer lag ihm die Angst auf der Brust. Doch der Anblick des Fürsten gab ihm wieder festen Mut und während des unvermeidlichen Wettergesprächs nahm er wieder ganz seine fünf Sinne zusammen. Er bat also um eine Minute gnädiges Gehör und entschuldigte sich, daß er ein Gesuch mündlich vorzubringen wage, welches nach der Regel schriftlich einzugeben sei. Der Fürst unterbrach ihn: „Keine Vorrede, lieber Doktor, komme Er gleich zum Text. Was will Er? Sage Er's frischweg in drei Worten!" — „Ich will heiraten." — Der Fürst lächelte über die buchstäblichen drei Worte und fragte recht gnädig: „Wen?" — „Fräulein Anna von Lehberg!" — Bei dieser Antwort lächelte Serenissimus nicht mehr und gnädig sah er auch nicht mehr aus, sondern wie versteinert von Zorn und Ueberraschung; er schritt eine Weile schweigend durch das Zimmer und maß den Doktor mit durchbohrendem Blick. Dann fragte er, ob ihn denn das Fräulein wolle, und ob er sich denn einbilde, daß die Lehbergs eine solche Mißheirat zugeben würden? Als der Medikus ein festes „Ja" entgegnete, wuchs das Staunen des Fürsten. Es gab wiederum eine lange Pause; aber Müller konnte diesmal nicht wie bei den alltäglichen großen Pausen die Hunde auf der Schweinsjagd und die Baumblätter an der Tapete zählen, es verschwamm ihm alles vor den Augen. Endlich sprach der Fürst, in der Leidenschaft ebenso kurz und gemessen wie im ruhigen Verkehr: „Erstlich dulde ich nicht, daß einer meiner Diener heirate, also bleibe

Er entweder ledig oder gehe aus meinem Dienst. Zweitens dulde ich keine Mesalliancen bei meinem alten Adel; wenn Er also fortgehen und schlechterdings heiraten will, so suche Er sich eine andere als die Lehberg. Und drittens braucht Er überhaupt nicht wiederzukommen zum täglichen Besuch, bis ich Ihn rufen lasse. Gott befohlen!"

Wie Müller nach dieser Audienz den Heimweg gefunden, wußte er selber nicht. Genug, er fand sich selbst und seine Gedanken mit einemmal in seinem Zimmer wieder. Das Ende mit Schrecken war nun also wirklich da. Nie hatte er Einflüsse üben wollen, nie auch nur eine Bitte an den Fürsten gewagt, dennoch war er der Gönner und Fürsprecher aller Welt, und seine eingebildete Gönnerschaft hatte ihm und anderen nur Nutzen, niemals Nachteil gebracht. Jetzt aber, da er zum erstenmal eine wirkliche Fürsprache wagte, fiel er aufs schrecklichste durch, sein ganzes Lebensglück stand auf einer verlorenen Karte, er war beschimpft vor aller Welt, am meisten jedoch vor seiner Braut und ihrer Familie.

Es war der herbste Bußtag seines Lebens und die Stunde, wo er seiner Braut berichtete, die herbste Stunde dieses Tages. Man hätte wohl denken sollen, die Unterlassungssünden seiner vergeudeten Lehrjahre seien nun genug gesühnt.

Inzwischen wurde es stadtkundig, daß der Leibmedikus in Ungnade gefallen sei. Die Gegner jubelten schadenfroh, die Freunde erschraken zwar heftig, freuten sich aber doch nebenbei, denn einem hervorragenden

Manne gönnen die meisten Leute den Sturz von Herzen, auch wenn sie selber die Folgen dieses Sturzes fürchten sollten.

Beim Fürsten hatte bisher niemand über den Doktor zu reden gewagt; denn ihn anzuschwärzen getraute sich keiner, weil dies bei der geheimnisvollen Zuneigung gefährlich schien, rühmen wollte ihn aber auch niemand, denn sonst hätte ja Serenissimus am Ende noch größere Stücke auf den Günstling gehalten. Und auf alle Fälle war es mißlich, mit dem hohen Herrn ein unerbetenes Wort zu reden. Jetzt aber lösten sich die Zungen. Zuerst gratulierte die Prinzessin ihrem Bruder, daß er sich aus den Schlingen des Arztes befreit. Sie erzählte, das ganze Land atme auf nach dem Sturze des Günstlings, und bemerkte nebenbei, daß sogar an den Nachbarhöfen das Müllersche Regiment das peinlichste Aufsehen erregt habe, ja mehrere verwandte Fürstenhäuser seien auf dem Punkte gewesen, den Fürsten Kasimir brieflich abzumahnen von der Fortführung so unziemlichen Verkehrs mit einem gemeinen bürgerlichen Doktor.

Der Fürst fiel aus den Wolken. Also unbefugte Einflüsse hatte dieser Müller geübt, im stillen ein Günstlingsregiment geführt, das ganze Land in Parteien gespalten! Ohnehin mißtrauischen Gemütes, ahnte der Herr mit einemmal ein Gewebe der schamlosesten Ränke, welches dieser junge Mensch, beispiellos kühn und verschlagen, hinter seinem Rücken gesponnen. Auch über die rätselhafte Heirat mit der Lehberg ging ihm nun plötzlich ein neues Licht auf. Er ließ den

Hofmarschall rufen und fragte ihn, wie es möglich sei, daß die stolze alte Familie Lehberg einer Verbindung mit dem plebejischen Doktor Müller zugestimmt habe. Und der Hofmarschall, welcher jetzt wieder in seinem eigensten Elemente schwamm, säumte nicht, dem Fürsten vollends die Augen zu öffnen. „Lediglich um Ew. Durchlaucht willen hat die Familie eingewilligt; denn da Müller das unbedingteste fürstliche Vertrauen genoß und sozusagen als des gnädigen Herrn nächster Freund vor dem ganzen Land stand, so hat das Haus Lehberg seinen Familienstolz Ew. Durchlaucht selber zum Opfer gebracht.“ Dem Fürsten waren diese Worte wie Salz und Pfeffer auf eine frische Wunde, und der Hofmarschall, den Zorn wohl erkennend, welcher versteckt, aber tief hinter den kalten Zügen seines Herrn arbeitete, säumte nicht, nun auch den ganzen Sagenkreis von Müllers Günstlingsherrschaft als geschichtliche Wahrheit zu erzählen. Warum auch nicht? War es doch selbst den schärfsten Köpfen dunkel, was hier Sage, was Geschichte sei.

Rasch zur That, beschloß der Fürst, an dem entlarvten Betrüger, der so lange und geschickt die falsche Rolle seines Vertrauten gespielt und ausgebeutet, ein Exempel zu statuieren und ließ ihn sofort in Arrest bringen. Der arme Leibmedikus hatte ohne sein Zuthun das unverdiente Glück eines Günstlings genossen; er sollte jetzt ebenso unverschuldet von einer Höhe herunterstürzen, auf welcher er niemals hatte stehen wollen, geschweige, daß er wirklich oben gestanden hätte.

War aber der Fürst auch Despot im Stile seiner Zeit und persönlich hart aus Grundsatz, so besaß er doch keineswegs das verknöcherte Herz und den beschränkten Geist eines Tyrannen. Darum kämpfte sein Zorn bald mit zwei anderen Regungen seiner Seele. Es dünkte ihm unritterlich, mit blinder Härte gegen einen Mann vorzugehen, der doch zunächst als Bräutigam des Fräuleins seiner nicht allzu ehrenhaften Leidenschaft im Wege stand; ja es begannen peinigende Zweifel bei dem Fürsten aufzusteigen, ob denn überhaupt sein Groll nicht mehr dem Bräutigam gelte, als dem Leibmedikus, welcher mit seinem fälschlich angemaßten Vertrauen Wucher getrieben. Daneben begann er sich auch schon der fliegenden Hitze jener Leidenschaft herzlich zu schämen. Andererseits ward dieser Müller, der bisher aller Welt, nur ihm nicht, ein Rätsel gewesen, nunmehr ihm selber das allergrößte Rätsel. Er wollte mit eigenen Augen sehen, ob sich wirklich mit so treuherzigem Aeußeren solch eigennützige Schlauheit verbinden könne, er wollte selber in der Seele dieses Heuchlers lesen, bevor er ihn verdammte, um alsdann desto gründlicher die Menschen durchschauen und verachten zu lernen.

Also rief er den arretierten Doktor noch einmal vor sich und nahm ihn scharf ins Gebet, daß er dem Frevler Stück für Stück das Geständnis seiner Umtriebe aus dem Munde zöge. Doch dessen bedurfte es gar nicht. Der Doktor begann, seiner wahrhaften Natur gemäß, die ganze Geschichte der stets abgeleugneten und stets wieder aufgedrungenen Einflüsse zu erzählen, wie sie uns be-

kannt ist, vom Briefe des Vetters bis zum Bittgesuch des Hofmarschalls. Anfangs zweifelte der Fürst, dann begann er zu staunen und zu glauben, und zuletzt lachte er gewaltig. Doktor Müller aber schloß höchst ernsthaft mit den Worten: „Wer nur immer Fürsten nahe kommt, den stempelt das Volk sofort zu einem Manne des Einflusses, er mag sich stellen, wie er will. So wird dann freilich der Fürst für tausend Dinge verantwortlich gemacht, von denen er keine Silbe weiß, und die ganze Umgebung sündigt auf seinen Namen. Nun sollte man meinen, da möge der Teufel — entschuldigen Ew. Durchlaucht — Fürst sein. Allein die Sache ist trotzdem nicht so schlimm, wie sie aussieht. Denn die Umgebung, welche dem Fürsten im einzelnen so oft schadet, nützt ihm doch viel mehr im ganzen. Weil sie manchmal auf des Fürsten Namen sündigt, so wird sie im Volksmunde dann auch der Sündenbock für alle wirklichen Fehltritte des Herrschers. Ist der Fürst gut, so sagt man, er wäre noch viel besser, ja der beste, wenn er nicht in so schlechter Umgebung lebte; ist er aber schlecht, so sagt man, der Herr selber wäre so übel nicht, aber die schlimmen Freunde und Räte, die verderben alles. Kurzum, der Fürst mag treiben, was er will, so ist er immer besser als seine Umgebung; diese aber mag schlafen oder wachen, so übt sie doch immer Einflüsse. Und also dürfen Ew. Durchlaucht auch mir meine Einflüsse wider Willen nicht allzu hoch anrechnen; im Grunde wurden sie doch nur durch Ew. Durchlaucht selber geschaffen, indem Sie mich

zu einer so geheimnisvollen Art von Leibmedikus gemacht."

Der Fürst freute sich bereits im stillen über das ehrliche, gescheite Wesen des Doktors, denn er sah nun doch, daß ihn sein Blick bei diesem Manne von Anbeginn nicht betrogen. Allein er wollte nicht wiederum voreilig handeln, darum schickte er ihn einstweilen mit tröstendem Wort nach Hause und forschte der Sache weiter nach. Trotz aller Verleumdungen, die jetzt hageldick auf den gefallenen Günstling regneten, fand Kasimir dennoch die Wahrheit der Erzählung des Arztes immer klarer bestätigt. Nach etlichen Tagen ließ er ihn darum wieder zu sich rufen und sagte, er habe ihn in fünf Dingen als einen seltenen Mann erfunden: erstlich sei er bescheiden und voll Selbsterkenntnis, zweitens verschwiegen, drittens wahrhaftig, viertens wolle er keine Einflüsse üben und fünftens sei er bei alledem durchtrieben schlau und voller Mutterwitz wie der älteste Politikus. Die Welt habe ihn zu seinem Vertrauten gemacht, da er es nicht gewesen, von nun an solle er es wirklich sein, da die Welt ihn für gestürzt und verungnadet halte. Er befahl darum dem Leibmedikus, an jedem Morgen wieder zum ärztlichen Besuch zu erscheinen, fragte aber nicht mehr bloß nach dem Wetter und Befinden, sondern forderte seinen Rat in allen wichtigen Regierungsangelegenheiten. Der Doktor hängte inzwischen seine verspäteten medizinischen Studien völlig an den Nagel und suchte sich ganz unter der Hand mit staatsrechtlichen und politischen Dingen bekannter zu machen,

wozu in selbiger Zeit und für den Hausbedarf eines kleinen Reichsfürsten noch nicht so viel gehörte als heutzutage. Nach Jahresfrist entpuppte sich der Leibmedikus zum größten und letzten Staunen des Ländchens zum fürstlichen Kabinettsdirektor, und als solcher heiratete er dann auch Fräulein von Lehberg. Der Fürst war der liebenswürdigen Dame noch immer herzlich gewogen, nur nicht mit so stürmischer Leidenschaft wie am Anfang.

Die Leute wollten es lange nicht glauben, daß Doktor Müller wieder zu vollen Gnaden gekommen sei, und als es ihnen endlich im Dekrete des Kabinettsdirektors schriftlich beurkundet wurde, meinten sie, äußerlich habe der Doktor allerdings Genugthuung gefunden, aber den ungemessenen persönlichen Einfluß wie in der ersten Zeit, die volle Freundschaft des Fürsten, wie vor dem Sturze, besitze er doch nicht mehr. Müller war klug genug, das ganze Land in diesem Glauben zu lassen, und wurde viel weniger bestürmt und beneidet, als er wirklich im nächsten Vertrauen des Fürsten stand, denn zu der Zeit, da man ihm dieses Vertrauen bloß andichtete.

Der Dachs auf Lichtmeß.

1861.

In einer kleinen schwäbischen Reichsstadt zeigte man vordem zwei Wahrzeichen: ein mächtiges zweihandiges Ritterschwert, welches im Rathause aufbewahrt wurde — man nannte es „des Dachsburgers Schwert“ und einen sieben Fuß langen Sandsteinblock vor der Schmiede am Marktplatz — man nannte ihn „des Dachsburgers Bett“. Wer der Spur dieses Namens weiter nachging, der fand die Trümmer der Dachsburg mehrere Stunden nordwärts im Gebirge und zwischen der Burg und der Stadt eine Waldschlucht, „die Dachsfalle“ genannt.

Das ehemalige Reichsstädtlein ist inzwischen fast zu einem Dorfe heruntergekommen, das Schwert vom Rathause ward an den Juden verkauft, der es dann weiter in das Raritätenkabinett eines Engländers verhandelte, und der Stein vor der Schmiede, auf welchem seit undenklicher Zeit die Schulkinder gespielt, wurde zerschlagen und in den Sockel des neuen Spritzenhauses vermauert. Nur die „Dachsfalle“ hat sich noch als Namen eines Waldbezirkes auf den Flurkarten der Gemeinde erhalten und von der Dachsburg blieb ein mäßiger Trümmerrest. Eine Sage dagegen, welche Burg, Falle, Bett und Schwert miteinander verknüpft,

lebt in voller Frische fort trotz allen Wandels der Geschlechter bis auf diesen Tag.

In den alten Ritterzeiten, so erzählt sie, wurden die Bürger arg gequält von dem Ritter von Dachsburg, welchen man meistens kurzweg „den Dachs" hieß. Wo er ihnen auflauern und Hab' und Gut wegschnappen konnte, da that er's. Am liebsten hätte er gleich das ganze Städtlein eingesteckt, allein es war doch etwas zu groß für seine Taschen. Auch deuchte es ihm kurzweiliger, auf scharfem Roß ins Weite zu schweifen, als Mauern und Türme zu berennen. So lange daher die Bürger hinter ihrem Stadtgraben blieben, hatten sie Ruhe; zog aber einer auch nur ein paar Stunden über Feld, so standen Geld und Freiheit auf dem Spiel.

Ein solcher Stadtarrest kann auf die Dauer auch dem geduldigsten Deutschen zu arg werden. Da sich die Bürger aber zu schwach fühlten, für sich allein dem Dachs zu Leibe zu rücken, so schlossen sie heimlich ein Schutz- und Trutzbündnis mit mehreren Nachbarstädten; allein der Ritter kam ihnen auf die Schliche und verbündete sich nun auch seinerseits mit mehreren benachbarten Rittern. So ward aus der Wegelagerei ein kleiner Krieg.

Da webte und wimmelte es nun auf einmal in dem Städtchen wie in einem Ameisenhaufen, wenn ein Knabe mit dem Stock hineinstößt; denn die sonst so friedsamen Bürger fühlten wohl, was es heiße, als kriegführende Macht auf die Bühne zu treten. In den Kramläden und Werkstätten war allgemeiner Feier-

tag, auf den Gassen dagegen, in den Schenken, im Zeughaus, im Rathaus wie nicht minder im Ratskeller wogte jung und alt geschäftig durcheinander. Ein jeglicher hatte Pläne, Warnungen und Prophezeiungen in der Tasche, jeder wollte reden, einige sogar hören, was andere redeten, und vom Schusterjungen bis zum Bürgermeister erschienen alle als geborene Heerführer und Staatsmänner, deren Gaben bisher nur verborgen geruht. Vorab aber galt es als das Zeichen eines wahren Patrioten, völlig zu vergessen, daß es noch irgend ein ander Ding in der Welt gebe als die drohende Fehde mit dem Dachs und seinen Spießgesellen.

Von alle diesem war nur ein einziger Mann ausgenommen: der Schmied Michael am Marktplatz. Er schmiedete in seiner Werkstatt weiter, als ob gar kein Dachsburger im Lande sei, ging nur dann zur Schenke, wann er Durst hatte, trank seine Kanne und redete wenig, pfiff und sang sogar noch seine alten Liedlein, während die ganze übrige Bürgerschaft bloß Kriegsmärsche pfiff, und verließ sein Haus nur, wenn es draußen wirklich etwas zu thun gab.

Ja noch mehr. Er hatte stadtkundigerweise eine Liebschaft mit einer Bauerndirne, gut eine Stunde vor dem Thor, und blieb verliebt vor wie nach und besuchte sogar seinen Schatz dreimal in der Woche, wie er schon lange zu thun pflegte, als noch kein Mensch von einem Krieg träumte.

Die anderen schalten ihn darum einen lässigen Bürger, einen schlechten Christen ohne Gemeingeist und faßten dies nach landesüblicher Weise bündig in ein

Wort, indem sie ihn „Michel Leimsieder" nannten. Doch hätte man ihm seine politische Leimsiederei vielleicht noch verziehen, wäre er wenigstens in ein eingeborenes Stadtkind verliebt gewesen; allein seine Trude war ein Bauernkind, und nicht einmal eines Vollbauern, sondern eines eingewanderten Söldnerbauern Tochter, zählte also selbst unter dem Bauernvolk zum hergelaufenen Pack. Und um einer solchen Dirne willen vergaß der reichsstädtische Zunftmann fürs Heil der Stadt zu zechen, zu raten und zu reden! Die Liebschaft konnten sie dem unpatriotischen Schmied nicht wehren, aber das Heiraten wenigstens wollten sie ihm versalzen; so gelobten sich's die Ratsleute und die Zunftgenossen.

Die Stadt, vom Hügel zum Flüßchen niedersteigend, hatte oben einen trockenen Graben und unten einen nassen und dementsprechend zwei Thore, das Bergthor und das Bachthor. Nach altem Brauch war der Verteidigungsplan auf die Zunftordnung gegründet, so daß jede Zunft ihr besonderes Stück Stadtmauer zu besetzen hatte. Die trockene Bergseite war von Natur minder fest als die Bachseite; es fügte sich darum ganz bequem, daß man die zahlreichen Zünfte, welche im Trockenen arbeiten, die Schmiede, Schuster, Schneider, Bauleute, Bäcker und Metzger an die trockene Seite postierte, dagegen die kleine Schar der Gerber, Fischer, Brauer, Schenkwirte und ähnliche feuchte Berufe an die Bachseite. Die wichtigsten Punkte waren jedenfalls die beiden Thore; am Bachthor hielten darum die fauststarken Gerber Wacht, am Bergthor die noch nervigeren Schmiede.

Nun galt freilich vordem Michael der Schmied für den stärksten und kühnsten Mann in der ganzen Stadt, und man hätte ihm gerne den Befehl am Bergthor übertragen, wäre er nicht neuerdings Michel der Leimsieder geworden. So aber hielt der Rat dafür, daß ein so gleichgültiger, stummer und selbstgenügsamer Mann für den gefährlichsten Posten nichts tauge, und stellte ihn in die Reserve zu den alten Leuten und unbärtigen Jungen. Der Schmied nahm das ganz ruhig hin, als ob sich's von selbst verstünde, und schmiedete ruhig fort an seiner Esse.

Inzwischen war dem Rat die geheime Kunde geworden, daß der Dachsburger nächste Woche auf Lichtmeß mit seinen Freunden zusammenstoßen und in also vereinter Macht einen Hauptstreich wider das Städtlein führen werde. Es galt, dieser Vereinigung der Gegner zuvorzukommen, und zwar stand die Sache derart auf Spitz und Knopf, daß man den Dachs entweder in dem Augenblick überfallen mußte, wo er seine Burg verlassen, den Sammelplatz der Gefährten aber noch nicht erreicht hatte, oder, wenn diese einzige Stunde versäumt würde, Verzicht leistete auf jeden Angriff und hinter den schwachen Mauern alle Plage einer sehr bedenklichen Belagerung auf sich nahm.

Um dem Ritter den Weg zu verlegen, mußten aber die Bürger wenigstens den Sammelplatz wissen, gegen welchen er auf Lichtmeß von seiner Burg ziehen wolle. Sie schickten zu dem Ende drei Kundschafter aus: einen Metzgerknecht, einen Schustergesellen und einen Schneiderjungen.

Allein die Späher kamen nicht wieder, sondern statt ihrer ein Bote des Ritters, vermeldend, sein Herr habe jene drei auf verdächtigen Wegen ertappt und festgenommen, sei aber bereit, sie gegen sehr billiges Lösegeld auszuliefern. Wolle ihm der Rat statt des Metzgers ein paar fette Mastochsen, statt des Schusters ein paar fette Schweine und statt des Schneiders, der gar leicht und mager sei, ein paar zarte junge Zicklein senden, nebst sechs Maltersäcken Korn als Brot zum Fleische, dann könnte er die drei Bursche im Stadtwald gegen Quittung wieder in Empfang nehmen.

Die Bürger waren außer sich über diesen neuen Schaden samt dem Spott; dazu drängte die Zeit, denn morgen bereits stand Lichtmeß im Kalender. Schon früh am Tage hielt man Kriegsrat auf dem Rathause. Im engeren Ringe standen die Hauptleute der Zünfte wie auch die Führer einiger fremden Mannschaft, die von den befreundeten Nachbarstädten herübergeschickt worden war, im weiteren Ring die anderen bewaffneten Bürger als Zuhörer.

Es drohte aber eine bedenkliche Spaltung; denn einem Teile war die Nachricht, der Dachsburger wolle auf Lichtmeß ausziehen, nachgerade so verdächtig worden, daß sie behaupteten, der Ritter selber habe sie ausgesprengt, um die Stadt irre zu führen, und die Gefangennahme der Späher sei bereits die erste Frucht seiner gelungenen List. Die anderen dagegen hielten die Kunde für echt und begehrten den Ausmarsch auf morgen, nur konnte keiner genau sagen, wohin man eigentlich marschieren solle.

Um den Streit zu schlichten, forschte man nun — freilich etwas spät — genauer nach, woher denn eigentlich jene geheime Kunde gekommen.

Der Bürgermeister sagte, er habe sie vom Zunftmeister der Gerber, der Zunftmeister, er habe sie von seinem Wachposten am Bachthor, der Wachposten, er habe sie von einem fremden Bauern, der in voriger Woche frühmorgens zwischen Licht und Dunkel ans Thor gekommen sei, woher sie aber der Bauer habe, das wisse er nicht.

Nun hatten die Zweifler gewonnen Spiel. „Auf solche Gewähr," riefen sie entrüstet, „ängstet man die ganze Stadt und will uns gar vors Thor führen, daß wir dem Dachs desto sicherer in den Rachen laufen!"

Da schallte aus den hintersten Reihen der Zuhörer eine dröhnende Baßstimme: „Die Nachricht ist dennoch echt; morgen zieht der Dachs aus seiner Höhle!"

„Wollt Ihr etwa bürgen für den fremden Bauersmann?" fragte strafend der Bürgermeister den unberufenen Redner.

„Ja! denn der Bauer war ich selber!" antwortete die Stimme, und zugleich sah man die hohe Gestalt Michaels des Schmieds aus der Menge sich emporrichten.

„Und wer hat Euch jene Mär aufgebunden?"

„Ich erlauschte sie von des Ritters Leuten, da ich vorige Woche, wie gewöhnlich, des Abends als Bauer verkleidet den Söldnerbauer und seine Tochter besuchte."

„Das ist kein zuverlässiger Bote, der auf Liebesabenteuer zieht, indes wir hier, wie auch ihm ziemte,

den Schlaf uns abbrechen, um die Stadt zu bewachen!" rief der Gerberzunftmeister, der Befehlshaber am Bachthor.

Ruhig erwiderte Michel Leimsieder: „Hättet ihr wirklich die Stadt bewacht, so hätte ich nicht auf Liebesabenteuer ausziehen können. Denn seht, ich bin in den letzten vierzehn Tagen sechsmal bei Nacht über die Mauer gestiegen und durch den Graben gewatet, hart neben eurem Bachthor, und keiner hat mich erblickt."

Diese kurze Zwiesprach begann die Stimmung der Menge bereits zu wenden. Man drängte und schob den Schmied in den engeren Ring; vielen dämmerte es schon, daß der Leimsieder allein schweigend gehandelt habe, während die anderen bloß redeten, wie man handeln solle, und daß der einzige Politikus in der Stadt ein Verliebter sei. Alle lauschten atemlos den weiteren Antworten Michels, die so kurz und schwer fielen, wie Hammerschläge auf den Amboß.

„Warum," fragte der Bürgermeister, „habt Ihr mir nicht sofort pflichtmäßig Anzeige gemacht von dem erlauschten Geheimnis?"

„Weil ich gern meine eigenen Pfade im stillen gehe, und den nächtlichen Weg zum Söldnerbauer hättet ihr mir doch gar zu gerne verlegt. Uebrigens glaubtet ihr ja alle, was ich dem Wachposten entdeckte, ungeprüft. Also konnte ich schweigen. Heute, wo man laut zu zweifeln beginnt, rede ich."

„Da Michel alles weiß, so kann er uns vielleicht auch sagen, welchen Weges morgen der Dachsburger ziehen wird?" sagte der Gerbermeister in zornigem Spott.

„Allerdings," erwiderte der Leimsieder trocken.

„Und habt Ihr das auch von den Knechten des Ritters?"

„Nein, sondern vom Ritter selber." Und wiederum schwieg er, als harre er weiterer Fragen.

„Himmel und Welt!" rief der Bürgermeister, „lauf' doch einer in die Werkstätte des Schmieds und hole die große Zange, daß wir ihm die Worte etwas leichter aus dem Munde ziehen können!"

„Die Zange brauchen wir jetzt nicht," sagte Michel, „aber den Hammer werden wir brauchen, morgen früh vorab, wenn es wider den Dachsburger geht. Und jetzt höret das Uebrige. Ich selber habe dem Ritter unsere drei Kundschafter fangen helfen. Das kam nämlich so: es ließ mir keine Ruhe, ich mußte Näheres erforschen über den Plan unseres Feindes. Ich schlich mich daher in einem Bauernkittel zum Müller in der Lohe, wo der Dachs mit seinen Knechten und einer Schar Bauern hielt, die er dorthin entboten, um mit ihrer Hilfe ein weidgerechtes Treibjagen auf die drei städtischen Kundschafter anzustellen. Die Bauern kennen mich alle, aber keiner wird mich verraten, denn wegen des Söldnerbauern Gertrud halten sie mich für ihresgleichen. So wurde ich also mit ihnen im Treiben aufgestellt. Natürlich hatte ich die Absicht, unsere drei Leute auf meiner Linie auskommen zu lassen, und das wäre auch geschehen, wenn sie nicht gar zu selbstgewiß all meine Winke verachtet hätten. Mögen sie's also haben. Nach vollführtem Fang bewirtete uns der Ritter auf der

Mühle, und als er nach manchem tiefen Trunk etwas stark redselig wieder zu Pferde stieg, blickte er nach dem Mond und sagte zu mir, der ich das Roß am Zügel hielt: ‚Wachsend Licht und Ostwind — das gute Wetter wird standhalten. Sonnenschein auf Lichtmeß! Der Dachs wird seinen Schatten sehen, wenn er aus der Höhle tritt. Bäuerlein! Wie heißt der Spruch vom Dachs auf Lichtmeß?‘ Da erwiderte ich: ‚Sieht der Dachs auf Lichtmeß seinen Schatten, so kriecht er auf vier Wochen wieder in den Bau zurück.‘ Der Ritter lachte und rief zu seinen Leuten, indem er dem Pferd die Sporen gab: ‚Heuer wird der Dachs den Spruch zu Schanden machen!‘ Ich verstand wohl, was er meinte, und schlich in meiner Angst dem Reiterzuge nach, der im Schritt den steilen Berg hinanklomm. Indem ich nun so im Schatten des Waldsaumes nebenher huschte, vernahm ich, wie der Ritter von der Klosterwiese als dem Sammelplatz sprach, wo er auf Lichtmeß am Vormittag mit seinen Freunden zusammentreffen wolle. Von der Burg zur Wiese gibt es aber nur einen Weg für berittene Mannen, nämlich durch die Schlucht im Rauchholz. Dort müssen wir morgen zur rechten Stunde lauern oder nirgends; und nun wisset ihr alles, was ich selber weiß.“

Michael wollte bescheiden wieder auf seinen Platz zurückgehen, aber die anderen duldeten das nicht; jeder wollte ihn ausfragen, beloben, seinen Rat hören: der Leimsieder war mit einemmale der Mann der Volksgunst geworden, obgleich sich doch alle vor ihm hätten schämen sollen, als vor ihrem leibhaften bösen Ge-

wissen, welches ihnen wie ein Spiegel, nur im verkehrten Bild, die eigenen Mängel vorhielt. Keiner zwar zupfte sich an der eigenen Nase, sondern ein jeder seinen Nebenmann, und es gab ein babylonisches Gewirr, in welchem das Lob des Schmieds mit den gegenseitigen Vorwürfen der einzelnen zusammenfloß.

Nun fand sich's auch urplötzlich, daß es in der Rüstkammer fehle und im Proviantgewölbe; denn alle hatten geredet, keiner gerüstet, alle gezecht, keiner gehandelt, den Leimsieder ausgenommen, der sein Haus bestellt hatte für jeden Fall, während er ganz still seinem Tagewerk und seiner Liebschaft nachging.

So endete er auch jetzt den greulichen Tumult, indem er seinen Harnisch zeigte, der gefestet und blank geputzt, und sein Schwert, das scharf geschliffen war, und sich erbot, dem Dachsburger selber in der Waldschlucht zu Leibe zu gehen, wofern ihn nur zwölf tüchtige Bursche begleiten wollten. Die fanden sich bald, und die Befehlshaber redeten auch kein Wort wider das Wagnis, denn sie fürchteten schon, der Leimsieder möge ihnen allen über den Kopf wachsen; werde er etwa vom Ritter geduckt, so sei es gerade kein Unglück.

Am anderen Morgen zog Michael zum Thor aus, nicht mit zwölf, sondern mit dreißig Genossen, denn Thatkraft lockt zur That. Ein größerer Haufe marschierte in der Richtung der Klosterwiese, um, mit Vermeidung eines Gefechts, die dort sich versammelnden anderen Ritter zur Seite zu locken, daß sie nicht etwa dem Dachsburger entgegenritten. So hatte es der Leimsieder schon längst im stillen ausgedacht.

Lautlos strich er mit seiner Schar in der frühen Dämmerung durch den Wald und stellte in der Schlucht die Zünftler ins Versteck hinter die Bäume und Felsstücke. In der Rechten hielt er den wuchtigen Schmiedehammer, das Schwert ruhte in der Scheide, über der Rüstung trug er den Bauernkittel, in welchen er sich so oft zu ganz anderen Abenteuern verhüllt hatte. „Sonnenschein auf Lichtmeß!" war der Feldruf der Städter an diesem Tage.

Als eben die späte Februarsonne hellglänzend durch die laublosen Wipfel aufstrahlte, nahte sich der Ritter, sorglos den engen, steinigen Pfad herabreitend; die Knechte folgten ihm, einer hinter dem anderen, denn der Weg bot nicht Raum für zwei. Der Harnisch des Dachses glühte im goldenen Licht und der Schatten von Roß und Mann fiel langgestreckt vor ihm her.

Da trat ihm auf zwölf Schritt der Schmied aus dem Gebüsch entgegen. „Sonnenschein auf Lichtmeß!" rief er. „Herr Ritter, Ihr macht ein Sprichwort zu Schanden: Der Dachs sieht seinen Schatten, aber er kehrt nicht mehr in seinen Bau zurück!" Und bei diesen Worten warf er den Hammer im Bogen dem geharnischten Mann entgegen; — er hatte den Wurf oft daheim geübt, während die anderen auf dem Rathaus Reden übten. Der Hammer sauste dem Gegner an den Kopf; doch schlug er ihm nur den Helm herab, welcher lose und bequem aufgesetzt gewesen. Allein das Roß scheute, bäumte, und ehe der erschrockene Reiter des erschrockenen Tieres Meister ward, stürzte es im Gestein des abschüssigen Pfades. Mit dem

Sturz aber kamen dem kampfgewohnten Manne die Sinne wieder; im Nu war er aus den Bügeln, auf den Beinen, zog das Schwert und sprang dem Schmied entgegen, der kaum rasch genug sein eigen Schwert aus der Scheide reißen konnte. Sie prallten beide gleichzeitig aneinander.

„Sonnenschein auf Lichtmeß!" schrie der Leimsieder und hämmerte in fürchterlichen Naturhieben auf des Gegners Harnisch, als hätte er glühendes Eisen auf dem Amboß.

„Ich will dir den Sonnenschein auf ewig verdunkeln!" erwiderte der Ritter und gab ihm zugleich die Hiebe kunstgerechter, doch nicht minder kräftig heim.

„Sonnenschein und Sturm zugleich!" rief der Michel. „Wenn's auf Lichtmeß stürmt und tobt, der Bauer sich das Wetter lobt!" und schlug dem Ritter einen Querhieb ins Gesicht, daß das Blut die Backen herunterrann.

Nun kam auch dem Dachs der Humor: „Lichtmeß hell, gerbt dem Bauer das Fell!" entgegnete er und zog dem Michel einen Hieb über die linke Schulter, daß er dachte, er habe den Bauer durch und durch gespalten. Aber der Harnisch, an welchem der Leimsieder gehämmert, während seine Mitbürger Stroh gedroschen, fing den Streich auf und nur der Bauernkittel, in Fetzen geschlagen, fiel von der Schulter, daß der Schmied plötzlich in blanker Rüstung wie ein Junker vor dem Ritter stand.

„Lichtmeß dumper, macht den Bauer zum Junker!" donnerte Michel nun, die richtige zweite Halb-

strophe zu der eben gesprochenen ersten des Ritters fügend.

„Wird der Bauer zum Junker, geht die Welt unter!" rief der Dachs mit entsprechendem Streich.

„Für dich geht sie unter heut auf ewig," antwortete der Leimsieder mit entsprechendem Gegenstreich. Und mit der Losung „Sonnenschein auf Lichtmeß!" fiel er immer wütender den Ritter an.

„Auf Lichtmeß sieht der Bauer lieber den Wolf in der Herde als die Sonne am Himmel!" brüllte der Ritter. „Ihr sollt den Wolf haben und die Sonne zugleich!" und schwang sein Schwert gewaltig über Michels Kopf.

Der Ritter behielt das letzte Wort: der Schmied wußte keinen Wetterspruch von Lichtmeß mehr, aber er behielt den letzten Hieb. Denn kaum hatte der Dachsburger jenes Wort gesprochen, so spaltete ihm der Leimsieder den Schädel und rief: „Schweigen ist auch eine Antwort!"

Der Fall des Führers entschied den Tag. Des Schmiedes Genossen hatten leichtes Spiel mit den Knechten des Ritters. Roß und Rüstung, welche diesen im offenen Felde so oft den Sieg verschafft über die Städter, wurden in der engen Felsschlucht ihr eigenes Verderben. Als sie vollends den Herrn fallen sahen, wandten sie sich zur Flucht. Doch wurden etliche niedergemacht und gefangen.

Die Bundesgenossen auf der Klosterwiese harrten bis Mittag ihres Freundes, da meldete ihnen gleichzeitig das Jubelgeschrei und Glockengeläute von der Stadt herüber und ein versprengter Knecht, der aus

der Schlucht entronnen war, des Dachsburgers Schicksal. Sie gingen für diesmal auseinander und kamen so bald nicht wieder.

Die Bürger aber in der Schlucht, welche von Stund an die „Dachsfalle“ hieß, luden die Leiche des Ritters samt Schwert und Rüstung auf sein Pferd und führten dieses Siegeszeichen zur Stadt; Michael der Leimsieder ging mit dem Hammer an der Spitze des Zuges. Als sie an dem Hause des Söldnerbauern vorbeikamen, nahm er den Alten zur Rechten und die Gertrud zur Linken. Den zerfetzten Bauernkittel trug der jüngste Lehrjunge der Schmiedezunft ganz hinten auf einem Spieße wie ein erbeutetes Banner.

So schritt die abenteuerliche Rotte zum Thore herein. Am Marktplatz machte man Halt und legte die Leiche des Ritters auf dem Stein vor der Schmiede wie auf einem Paradebett aus, daß jeder sich überzeugen konnte, es sei auch wirklich der Dachsburger und kein anderer, den Michael gefällt. Es zeigte sich, daß der Ritter aufs Haar so lang war wie der Stein, nämlich sieben Fuß, gleich als sei der Stein, der schon seit undenklicher Zeit dort lag, eigens für ihn zurecht gehauen worden. Das alte zweihandige Ritterschwert, wie es damals schon kein Mensch mehr zu führen pflegte, ward zu ewigem Gedächtnis im Rathaus aufbewahrt. Es kam von da der Brauch auf, neu eingeschworenen Bürgern dieses Schwert zu zeigen, damit sie im Andenken an Michael den Leimsieder erkennen möchten, daß wenig reden und viel handeln die erste Bürgertugend sei. Als Lösegeld für den gefangenen

Metzger, Schuster und Schneider schickte man die Leiche des Dachsburgers seiner Familie zurück. Er hatte bekanntlich die Gefangenen gegen Mastochsen, Mastschweine und junge Geißböcke ausliefern wollen. Ein Mönch im Städtlein fand diese Wendung so bedeutsam, daß er am nächsten Sonntag sehr erbaulich darüber predigte.

Michael heiratete seine Gertrud ohne Einsprache, wie sich von selbst versteht. Seine Freunde behaupteten noch lange nachher nie im Leben, nicht einmal an seinem Hochzeitstage, sei er so gesprächig gewesen wie in der Dachsfalle, als er mit Hieben gewettert und mit Wetterregeln dreingehauen habe. Und doch sei er auch dort das letzte Wort schuldig geblieben, nicht aber den letzten Hieb. Der Spitzname des Leimsieders ward, wie das damals so oft geschah, zum Familiennamen. Die Familie blieb in hohen Ehren, soll jedoch in späterer verfeinerter Zeit jenen Namen abgelegt haben, so daß mehrere große Männer deutscher Nation, die ohne Zweifel aus dem Hause Michaels stammten, den Zusammenhang mit ihrem Ahnherrn nicht mehr durch den Namen, sondern bloß durch ihre Thaten nachweisen konnten, ganz im Geiste Michaels.

In unseren Tagen, wo man zu jeder alten Sage sofort eine noch viel ältere Parallelsage aufspürt, wollen sogar einige Gelehrte behaupten, nicht Michael Obertraut aus dem dreißigjährigen Kriege, sondern dieser Michael Leimsieder sei der ursprüngliche deutsche Michel gewesen, der verspottet schweigt, wenn die weisen Politiker reden, aber zu allerletzt das Wort und den Hieb führt, wenn jenen ihr Latein ausgeht.

Der Fluch der Schönheit.

1862.

Erstes Kapitel.

Daß der Schneidermeister Haselborn von Weilburg den schönsten Buben in der ganzen Stadt kriegen würde, ein so bildschönes Kind, wie man seit Menschengedenken keines gesehen, das hätte niemand gedacht. Und doch war es so.

Nun hat es freilich mit der Schönheit neugeborener Kinder nicht viel auf sich, denn welch verkümmerte Blüte kann sich nicht rasch aus der lieblichen Knospe entwickeln, und wer fragt überdies bei einem Knaben, und gar bei einem Schneidersohn, zuerst nach der Schönheit?

Allein der kleine Haselborn war so fein und wohlgebildet in allen Gliedern und kam mit einem so vollkommenen Engelsköpfchen zur Welt, daß schon die Hebamme, als sie den Neugeborenen in das erste Bad legte, bewundernd ausrief: „So bildschön muß das Christkind in der Krippe gewesen sein!" Dieses Lob aber war sicher parteilos; denn die Hebamme galt für eine neidische Frau und war der Schneiderin besonders aufsässig.

Freilich rief sie dann auch gleich nachher: „Ach, welch ein Unglück, daß das Kind so schön ist!" Die

Eltern fragten erstaunt, was das heißen solle? und die Hebamme fand eine Weil' keine Antwort und redete sich dann verlegen aus, es sei ihr eben durch den Sinn gefahren, sie wisse selbst nicht wie, als ob das Kind gar zu schön sei für diese Welt. Auch prophezeie man ja von einem Kinde, welches schon gleich einem fertigen Engel in der ersten Windel liegt, daß es nicht lange bei uns bleiben dürfe. Die Eltern verwünschten im stillen die neidische Kröte, der sie doch für die kaum geleistete Hilfe danken mußten, und hielten nun erst ihr Kind für noch einmal so schön. Doch wachten sie jahrelang mit äußerster Angst über der Gesundheit des Kleinen, damit er ihnen nicht wegen seiner Schönheit hinweggenommen werde, zumal er nicht nur ihr erstes Kind war, sondern auch das einzige blieb.

Der schönste Knabe mußte auch den schönsten Namen bekommen. Die Eltern sannen einen ganzen Tag, welches in ihrer Verwandtschaft der schönste Name sei, und erinnerten sich eines weitläuftigen Vetters Amos Haselborn. Da den Protestanten damaliger Zeit — es war im Jahre 1610 — die alttestamentlichen Namen besonders fromm und kräftig klangen, unter diesen aber „Amos" als recht auffallend fremdartig hervorleuchtete, so wählte ihn der alte Haselborn; denn was weit her ist, das gefiel den Schneidern zu allen Zeiten.

Am dritten Tage ward das Kind in der Stadtkirche auf den Namen des dritten unter den kleinen Propheten getauft. Der Pfarrer hielt die Taufrede

über zwei Stellen des biblischen Namenspatrons. Zunächst Amos am achten, Vers eins bis drei: „Der Herr Herr zeigete mir ein Gesichte, und siehe, da stund ein Korb mit Obst. Und er sprach: Was siehest du, Amos? Ich aber antwortete: einen Korb mit Obst. Da sprach der Herr zu mir: Das Ende ist kommen über mein Volk Israel; ich will ihm nicht mehr übersehen. Und die Lieder in den Kirchen sollen in ein Heulen verkehrt werden zur selbigen Zeit, spricht der Herr Herr: Es werden viel toter Leichname liegen an allen Orten, die man heimlich wegtragen wird."

Das Prophetenwort auf die Gegenwart deutend, sprach der Pfarrer von der betrübten Zeit, welcher jetzt alle sichtbar entgegengingen und die kaum geborenen Kinder vielleicht noch mehr als die Alten. Es war nämlich in den beiden Vorjahren die protestantische Union und die katholische Liga abgeschlossen worden; man rüstete; Spinola mit seinen Spaniern lag bereits in Wesel, und die Kunde von der Ermordung des Franzosenkönigs Heinrichs IV. drang eben durch das deutsche Land. Niemand wußte, was da kommen solle, und eine Ahnung schwerer Tage lastete auf allen Gemütern. Der Pfarrer benützte sie zu mahnendem Wort, wandte sich dann aber zu der anderen Stelle seines Textes, den beiden Schlußversen des Propheten Amos: „Aber ich will die Gefängnis meines Volkes Israel wieder wenden, daß sie sollen die wüsten Städte bauen und bewohnen, Weinberge pflanzen und Wein davon trinken, Gärten machen und Früchte daraus essen. Denn ich will sie in ihr Land pflanzen,

daß sie nicht mehr aus ihrem Lande gerottet werden, das ich ihnen geben werde, spricht der Herr dein Gott." Diese glückselige Zeit — so wünschte der Pfarrer — möge wenigstens der Täufling noch mit leiblichen Augen schauen im deutschen Land, und wenn die Alten auch in der Trübsal hinweggenommen würden, so möge ihnen Gott doch noch viel größere Herrlichkeit bereiten im himmlischen Jerusalem.

Der Schneider und seine Frau fanden die Rede etwas zu schwarz für eine Taufe, auch meinte er, die Nassau-Weilburger wenigstens könnten doch ganz ruhig dem drohenden Weltkrieg entgegensehen, denn Graf Ludwig habe sich ja neutral erklärt, und die Schneiderin dachte im stillen Sinn, das Wort der leidigen Hebamme, welche den wunderschönen Buben mit dem Christkind in der Krippe verglich, hätte wohl auf einen besseren Text geführt als Amos am achten. Doch wagten sie diese Gedanken nicht gegeneinander auszusprechen; denn sie fürchteten sich der Sünde, auch nur unter vier Augen ihres Kindes Taufpredigt zu bekritteln, und als sie Geburts- und Tauftag des jungen Amos auf das letzte Blatt der Hausbibel eintrugen, setzten sie jene Verse des alten Amos daneben zum ewigen Gedächtnis.

Wenn nun die beiden Eheleute den Kleinen, der sich immer schöner auswuchs, so in der Wiege liegen sahen, dann sprach wohl der alte Haselborn: „Der Junge ist viel zu schön, als daß er mir ein Schneider werden dürfte. Geistlich muß er studieren oder Amtmann, oder er kann auch Offizier werden, Feldoberst

meinetwegen, General oder etwas dergleichen.“ Und die Hausfrau nickte bejahend mit freundlichem Schmunzeln. Der Schneidermeister war nämlich zwar nur ein gewöhnlicher Schneider in einer kleinen Stadt, allein er war reich durch das Geld, welches seine Frau, eine Müllerstochter, ihm zugebracht, und hatte darum allezeit, wie man zu sagen pflegt, große Rosinen im Kopf. Da ihn aber die reiche Müllerstochter vorab um seines schönen Gesichtes willen geheiratet hatte, so meinte er, der kleine Amos, welcher zehnmal schöner sei, müsse auch ein zehnmal größeres Glück machen. Und als der Bube nachgerade zu Verstand kam, hörte er so oft, er müsse Stadtpfarrer, Amtmann oder Feldoberst werden, daß er glaubte, er werde dereinst in all den drei Würden zumal glänzen, und so spielte er denn mit seinen Genossen, wie er heute als Oberst zehn Landesverräter und Friedensbrecher einfing, morgen als Amtmann ihnen den Hals absprach und übermorgen die ganze Gesellschaft mit geistlichem Trost zum Galgen begleitete.

Amos war gerade acht Jahre alt, als der gräfliche Hofmaler den Auftrag erhielt, die vier Ecken der inneren Kirchenkuppel mit je zwei schwebenden Engeln al Fresco zu schmücken. Er wußte kein besseres Modell als den wunderschönen Schneidersknaben und malte ihn solchergestalt achtmal nackt und schwebend an die Kirchendecke. Mit leuchtendem Auge sah seitdem der Kleine allsonntäglich nach der Decke, wo er so lustig umherflatterte, und erzählte jedem Fremden mit Stolz, daß er schon einmal als Engel gesessen habe. Bei

den Schulknaben hieß er von da an nur der Kirchenengel; er hörte aber diesen Spitznamen gern, und niemand war so fest wie er selber überzeugt, daß er im Grunde der schönste Mensch in der ganzen Welt sei.

Der alte Haselborn dachte aber, das schönste Kind, welches den schönsten Namen führe und für einen der drei schönsten Berufe erkoren, zudem bereits als Kirchenengel gemalt sei, müsse auch die schönsten Kleider tragen. Und da er reich war und ein Schneider obendrein, so war es ihm leicht, halb in den Geldbeutel, halb in die „Hölle" zu greifen und seinen Amos mit einer roten Kappe, grünem Rock und gelben Hosen prächtig auszustaffieren. Das kostete aber dem Jungen viel bittere Thränen; denn die Schulkameraden, welche ihn schon wegen seiner bewunderten Schönheit neideten und neckten, ließen nun den bunten Vogel vollends keinen Tag ungerupft, und er hätte manchmal in den Lumpen eines Bettelkindes gehen mögen, die niemand verspottete. Der Knabe ahnte noch nicht, daß unsere beneidetsten Vorzüge so leicht unser härtester Fluch werden können, und doch weinte er schon bittere Thränen darob.

Aber da gab es nicht bloß Spott und Thränen, sondern auch derbe Püffe herüber und hinüber; denn Amos war kein schmächtig schönes Milchgesicht, sondern stark und frisch und ragte allen Altersgenossen über die Köpfe. Nur stand er leider fast immer allein im Streit, die Feinde dagegen rückten ihm in dichten Haufen zu Leibe, und so mußte er wohl trotz Kraft und Mut den kürzeren ziehen. Da freute es ihn denn

doppelt, daß ihm öfters ein gleichalteriges Mädchen beisprang, des Schulmeisters Marthe, die führte auch eine kräftige Faust, war wild wie ein Junge und in Wort und That allezeit der Anwalt des schönen Kirchenengels. Konnte sie ihm auch nicht den Sieg gewinnen, so teilten doch beide redlich ihre Prügel, die ausgegebenen wie die empfangenen. Amos nahm die thatkräftige Teilnahme hin, als ob sie sich ganz von selbst verstehe, und wenn ihm Marthe zum Trost für Spott und Schaden heimlich ihr Butterbrot schenkte, so aß er es auch, als ob sich's von selbst verstehe. Von Hause war er gewöhnt, jedes Geschenk, jede Schmeichelei ohne ein Wort des Dankes als gebührenden Tribut zu empfangen, und nur wenn man ihm nichts gab, geriet er in tiefere Gemütsbewegung.

Die Eltern aber, welche dem lieben Amos auspaßten wie die Hechelmacher, sahen sehr scheel zu jener einseitigen Freundschaft. Sie hatten dem Wickelkinde schon seinen künftigen Beruf zugesprochen, also lag es ganz in der Zeitfolge, daß sie bei dem zehnjährigen Buben auch an die künftige Heirat dachten. Der Alte meinte, man habe Beispiele, daß Grafentöchter zu schönen Bauernburschen herabgestiegen seien, warum sollte sich nicht wenigstens ein adeliges Fräulein finden für den schönsten Schneidersohn? Amos hatte bei diesem Gespräch an der Thüre gelauscht, und damit er's wisse, auch wenn er nicht gelauscht hätte, sagte ihm die Mutter, er möge sich nicht zu gemein machen mit des Schulmeisters Marthe, er müsse noch einmal eine Prinzessin heiraten. Als ihm darum Marthe

wiederum ihr Butterbrot als Pflaster auf empfangene Hiebe legte, sprach Amos herablassend: „Marthe, du bist gar gut, und wenn ich einmal eine Prinzessin heirate, werde ich dich als Kindsmädchen in meine Dienste nehmen.“ Es war das erste Wort des Dankes, welches Marthe für so viele Butterbrote erhielt, und doch versteckte sich das arme Kind nachher den halben Tag und weinte bitterlich.

Amos wuchs inzwischen heran vom lieblichsten Kinde zum frischesten, kräftigsten Jüngling: er war gewandt, aufgeweckt, heiter, wenn auch etwas selbstgenügsam, und ein klarer Verstand sprach aus dem klaren blauen Auge. Die Blüte hatte erfüllt, was die Knospe versprochen. Aber auch die am Tauftage geweissagte Kriegszeit hatte sich erfüllt, und die Wehen des unseligen Streites lasteten von Jahr zu Jahr schwerer auf dem Nassauer Land. Die beiden Schneidersehe-leute erinnerten sich manchmal ängstlich der Verse Amos am achten, die sie bei des Sohnes Tauftag in die Bibel notiert, und fragten sich, ob denn das furchtbare Wort in seiner ganzen Schwere wahr werden solle? Ergriffen von solch ernstem Geiste, bestimmten sie den jungen Amos dem Dienste der Kirche und schickten ihn zuvörderst in die lateinische Schule. Da der schöne Schneidersohn nun also zum Gelehrten eingeweiht war, so klang ihm sein ehrlicher deutscher Name Haselborn bald zu ungelehrt, unschön und schneiderhaft; er latinisierte ihn nach damaliger Sitte und schrieb sich fortan: Amos Corylofontanus.

Mit jedem Schuljahr aber wuchs die Not der

Zeit; der alte Haselborn kam merklich zurück, empfand es aber minder tief, weil alle anderen Bürger gleichfalls zurückkamen, und tröstete sich mit der Hoffnung, seinen Sohn in wenigen Jahren als Pfarrer zu sehen, und wenn Amos dann auch gerade keine Gräfin heirate, so werde er doch gewiß ein adeliges Fräulein als Pfarrfrau heimführen.

Da erschien eines Tages der Rektor im Schneiderhause — es war just an Amos siebzehntem Geburtstage — und bat um ruhiges Gehör. Es sei jetzt wohl an der Zeit, meinte er, über den künftigen Beruf des Jungen endgültig zu entscheiden, auch ungebeten halte er sich darum als Lehrer verpflichtet zu einem offenen Wort. Amos sei der wunderlichste Heilige; Geschick habe er zu jedem Dinge, Fleiß zu gar keinem. All sein Lernen sei Laune. Lese er in den Alten von der schönen Helena, von Paris, Achill, Alexander, von Venus oder Apollo, dann spanne er mit allen Sinnen auf den Text; vom häßlichen Sokrates, vom buckligen Aesopus, vom warzigen Cicero und dem kahlköpfigen Cäsar dagegen wolle er gar nichts wissen. Es sei ein Glück, daß der Teufel so garstig aussehe, wäre er hübsch, so verliebe sich der Bursch am Ende gar in den Teufel. Werde eine altlateinische Schulkomödie von Plautus oder Terenz aufgeführt, dann habe Amos zwar nie seine Verse ordentlich gelernt, dennoch aber spiele er die Frauenzimmer und Liebhaber so meisterlich, daß man über der Wahrheit und Anmut seiner Gebärden die halb verschluckten, halb verketzerten Verse vergesse. Der heidnische Amor

liege ihm überhaupt viel näher als der biblische Amos. In den letzten Fasten habe er, der Rektor, seinen Primanern eine frei entworfene lateinische Meditation über die vier Evangelien aufgegeben; der junge Haselborn aber habe ein gar seltsames Stück Arbeit daraus gemacht, indem er von der „Idee der Schönheit in den Evangelien" gehandelt! Da sei zu lesen gewesen, wie rednerisch schön die Bergpredigt, wie himmlisch schön das Antlitz der Jungfrau Maria, wie göttlich schön die Gestalt des verklärten Heilandes, wie königlich schön der zorneseifrige Apostel Petrus, wie festlich schön der Einzug in Jerusalem, ja selbst an Judas Ischarioth habe der schöne Amos etwas Schönes gefunden, nämlich seinen roten Bart. Kurz, alles sei schön gewesen in dem Aufsatze, nur nicht das Latein, denn das sei über die Maßen häßlich.

„Wo sitzt da auch nur ein Fünkchen geistlichen Sinnes!" fuhr der Rektor fort. „Alle Mädchen haben ein Auge auf den Jungen, und er hat zwei wenigstens auf alle schönen Mädchen. Weil kein Spiegel in der Schulstube hängt, beschaut er sich in den Fensterscheiben, und wenn er träumend über meinen Vortrag hinaushört, gleitet sein prüfender Blick vom Buche auf seine zierlichen Finger oder seine stattlichen Beine. Laßt euern Amos einen Maler werden — der alte Hofmaler treibt's ohnedies nicht mehr lange; — zum Pfarrer ist er nicht geboren."

Die Schneidersfrau zitterte entrüstet über diesen Vorschlag; denn ein Maler war in ihren Augen nur ein höherer Vagabund. Und es entschlüpfte ihr halb-

laut das Wort: „Es ist ein Unglück, wenn man so schön ist, wie unser Amos; dann finden sich Neider überall."

Der Rektor aber fing das Wort auf und rief: „Ihr habt einen wahren Spruch gethan; es ist ein Unglück, daß der Junge so schön ist. Wäre er als ein Frauenzimmer zur Welt gekommen oder als ein Kavalier, so würde es ein Glück sein, wenn aber ein Weilburger Schneidersjohn schöner ist als alle anderen Menschenkinder, so ist das ein Unglück, und wenn dieser Schneidersjohn gar seine Schönheit weiß und fühlt und Theologie dazu studieren will, so möchte man weinen über solchen Fluch der Schönheit."

Sprach's und ließ das Elternpaar allein in Zorn und Staunen über seine Rätselworte.

Amos Haselborn oder Corylofontanus aber ward sofort aus der lateinischen Schule genommen: die Mutter meinte, lieber solle er das Studieren lassen, als daß das arme Kind länger dem Neide des häßlichen Rektors preisgegeben sei. Veränderungslustig, wie er war, ließ Amos sich das gern gefallen, nur ärgerte er sich über das einfältige Gerede, welches alsbald in der Stadt umlief; denn die Leute meinten, der schöne Schneidersjohn sei nicht eigentlich fortgegangen, sondern fortgejagt worden von der Schule, und das Gerücht dichtete hinzu wegen einer Liebschaft mit des Schulmeisters Marthe. In der That aber hatte Amos das Mädchen seit Jahren kaum mehr angesehen, und wenn sie ihn ansah, so war es nur verschämt und verstohlen. Das Gerücht aber gewann an

Kraft. Denn in der ganzen tadelnden Stadt war Marthe neben den Schneidersleuten die einzige Seele, welche den verleumdeten Jüngling offen und eifrig verteidigte.

Das kam auch zu Amos' Ohren und that ihm so wohl, daß er beschloß, der Marthe die längst schon fällige Schuld eines Dankeswortes abzutragen. Als er aber die schüchterne Jungfrau sah, verkühlte sich die warm begonnene Rede allgemach und schloß mit einigen gedankenlos verworrenen Gemeinplätzen. Denn er gewahrte erschreckend deutlich, daß ihre Nase etwas zu dick sei, die Augen zu klein und der Mund zu breit, so daß man das Mädchen trotz des freundlichen Mienenspiels und der stattlichen Gestalt doch eigentlich kaum hübsch, geschweige schön nennen könne.

Marthe aber erwiderte, wenn er wahrhaft Dank empfinde, so möge er um Gottes willen ihrem Rate folgen, dem Rektor Abbitte thun, zu seinen Studien umkehren und ehrlich schaffen, daß er ein guter und frommer Pfarrer werde. Das sei er nicht nur sich und den Eltern, sondern auch ihrem eigenen guten Namen schuldig.

Sie sprach diese ernsten Worte so bescheiden und so bewegt, daß sie dem Amos das Herz würden gewendet haben, wenn ihre Nase nur ein wenig zierlicher, das Auge um ein Kleines größer und der Mund nur etwas feiner gewesen wäre. So aber verhallten sie, weil Amos just im stillen seine eigene Nase mit des Mädchens Nase verglich, und als er ihr nicht mehr Aug' in Auge sah, da meinte er, recht grob ge-

schulmeistert habe ihn denn doch die Schulmeisterstochter. Aber häßliche Frauenzimmer predigten allerwege gern. Gelte dasselbe auch von den Männern, dann sei er freilich zu schön zum Pfarrer.

Und sogar die Mutter sprach jetzt mit gleichem Wort: „Der Rektor hat recht, unser Amos ist zu schön zum Pfarrer! Denn wenn man sieht, wie in diesen Kriegsläuften die Pfarrer überall gefangen, geplündert, verjagt werden, daß es fast minder gefährlich ist, Soldat als Pfarrer zu sein, darum war wohl unser Amos zu schön, als daß man ihn in eine Pfarre hätte schlachten dürfen.“ Doch wurde sie verlegen um des Sohnes neue Laufbahn. Kanzler oder Rat konnte er nun auch nicht werden, da er das Studieren aufgegeben. Die Zeit schwand, das mütterliche Geld gleichfalls, und bereits seit einem Jahr streckte der müßige Sohn seine langen Beine, die er gerne den Beinen des vatikanischen Apoll verglich, unter seiner Eltern Tisch.

Da ward eine Schreiberstelle beim Rentamte frei, und Amos ließ sich herab, sie anzunehmen. Die Mutter tröstete ihn über den Schritt, welchen sie eine Mißheirat nannte, und meinte, beim Finanzwesen gebe es doch noch die besten Geschäfte in dieser räuberischen Kriegszeit und wenn er nur einmal plötzlich reich geworden, wie so viele Rentmeister, dann könne man gar nicht ermessen, was alles weiter geschehen möge. Amos wußte wohl, daß die gute Frau bei letzterem Wort an die bewußte Gräfin oder Prinzessin dachte.

Mit überraschendem Geschick und Eifer ergriff er

den neuen Beruf und gewann des Rentamtmannes volles Zutrauen. Da aber selbigesmal am Weilburger Hof und in der Umgegend gerade keine Prinzessin zu haben war, so warf der schöne Schreiber sein Auge vorläufig nur auf des Rentamtmanns hübsche Tochter Dorothea. Die schulmeisterte nicht wie des Schulmeisters schüchterne Marthe, auch waren ihre Augen groß und ihre Nase klein genug, und wo Marthe gezögert hätte, den kleinen Finger zu geben, da gab Dorothea gleich die ganze Hand. So spielten die jungen Leute geraume Zeit einen ganz heiteren Roman: Amos glaubte sich geliebt, und Dorothea ergötzte sich daran, daß er's glaubte. Eines Morgens aber trat der Rentamtmann zu Amos und eröffnete ihm, er sei der vortrefflichste Schreiber, den er je besessen, allein er sei ihm zu schön. Weil er so schön sei, verbiete er ihm — er werde wohl den weiteren Grund erraten — sein Haus, und weil die Schreibstube nun einmal im Hause liege, so müsse er ihm leider auch den Dienst künden.

Amos stürzte hinweg, betäubt von Scham und Zorn. Doch schlich er nach einer Stunde wieder zurück, um wenigstens Dorothea einen Wink und Worte der Treue und des Trostes zu bringen. Diese aber bedurfte des Trostes nicht. Sie hatte nur das Spiel der Liebe gesucht, nicht Liebe, und da aus dem Spiele durch des Alten groben Querstrich ein ärgerlicher Ernst zu werden drohte, so schob sie die Karten beiseite. Sie sah heute ungewöhnlich schön aus, als sie ihrem Amos verlegen stotternd andeutete, er möge sie ver-

gessen, heiraten könne sie ihn ja doch niemals, die Tochter eines gräflichen Dieners einen Schreiber, der nur ein Schneidersſohn. Und dazu hatte die Hexe noch die schönsten Thränen im Auge!

Doppelt geschlagen floh Amos zum zweitenmal aus dem Amthause. Er wußte nicht mehr, was er that, was er fühlte, wo er sich umhertrieb. Heimzukehren zu den Eltern schämte er sich; er stürmte den ganzen Tag durch die Wälder und Felder und schlug sich mit der Faust ins Gesicht, als wolle er ihm Ohrfeigen dafür gegeben, daß es zu schön sei, und als er gegen Abend sich wieder in der Stadt fand, wußte er selber nicht, wie er dahin gekommen und welche Wege er gelaufen war.

Er bog um die Ecke des Marktplatzes am Wirtshause zum Ritter. Da klopfte ihm ein fremder Mann auf die Schulter und rief: „Das ist der schönste Kerl, den ich in meinem Leben gesehen! Kamerad, du mußt eine Kanne Wein mit uns trinken!“

Amos fuhr auf wie aus einem Traum. Vor dem Wirtshause auf dem Marktplatz saßen fremde Soldaten und zechten, sangen und brüllten; einige Bürgersöhne sahen schüchtern von ferne zu, Bauernbursche aus der Umgegend tranken mit den Soldaten; von der Schwanengasse herüber hörte man Trommelschlag. Es waren Werber von dem Regimente, welches Markgraf Hans Georg von Brandenburg damals in den Nassauischen Landen für den Kaiser Ferdinand zusammenbrachte.

„Das ist der erste Mann, dem ich *nicht* zu schön

bin und der mir etwas Gutes bietet wegen meiner Schönheit," dachte Amos bei sich und maß den fremden Soldaten, welcher ihn zum Weine geladen, vom Kopf bis zu den Füßen. Dieser aber maß seinerseits mit noch viel festerem Blicke den jungen Haselborn, faßte seine Hand und zog ihn zu den Zechern. „Da bringe ich den allerschönsten Kerl, der muß zu unserer Fahne schwören!" rief der Werber den Genossen zu, und ehe sich's Amos versah, war er umringt von den anderen, die ihm schmeichelten, zutranken, Brüderschaft boten.

Bebend vor Ingrimm rief er: „Gefall' ich euch! Hol' mich der Teufel! Ihr seid die ersten, denen ich ganz gefalle und gerade schön genug bin."

„Schön genug und schöner als genug!" schmeichelte einer aus dem Haufen und wollte ihm die Hand reichen. Aber Amos trat wütend zurück, ballte die Faust und schrie: „Sagt das nicht noch einmal! Wer da spricht, ich sei schöner als genug, ich sei zu schön, dem schlage ich den Hirnschädel ein!"

In diesem Augenblick drängte sich ein Mädchen durch den wüsten Schwarm. „Komm mit mir, Amos, um Gottes willen! Komm mit mir zu deinen Eltern; sie suchen dich, die Mutter vergeht vor Kummer!" rief sie mit einem Schmerzenstone der Verzweiflung, der einen Stein hätte erbarmen können. Es war des Schulmeisters Marthe. Aus den Fenstern des Schulhauses hatte sie gesehen, wie Amos zu den Werbern gelockt worden war, und während sich sonst die Frauen vor diesem rohen Soldatenvolk in den Wald zu flüchten

und in die Keller zu verstecken pflegten, eilte sie, aller Gefahr und Schande vergessend, mitten in die Rotte; denn es war ihr, als sei der undankbare Freund ihrer Jugend an Leib und Seele verloren, wenn sie ihn jetzt nicht rettete.

Mit wankenden Knieen sah Amos das flehende Mädchen an, die geballte Faust löste sich, und er fuhr sich mit der Hand über Stirn und Gesicht, als wolle er ein wüstes Fiebertraumbild hinwegwischen. „Du hast recht, Marthe!“ sprach er gebrochen, „ich will mit dir nach Hause gehen.“

Der Werber aber flüsterte ihm ins Ohr: „Ist das dein Schatz! Pfui, schäme dich; ein so schöner Bursch und eine so häßliche Dirne! Ist nicht ihr Gesicht wie aus einer Rübe geschnitzt? Da schau hinüber nach unseren Mädeln, die den Wein kredenzen! Gelt, das ist feineres Kaliber? Und sie alle sollen deine Schätze sein, wie du willst; — jeden Tag eine andere!“

Amos warf einen Blick auf die Troßdirnen und spuckte voll Abscheu aus. „Geht mir mit euren Weibsbildern; ich habe keinen Schatz und will keinen haben!“

„Komm mit mir, Amos!“ flehte Marthe.

„Ich folge dir!“ erwiderte er, verwirrter als zuvor. Denn im selben Augenblicke fiel ihm ein, daß man die Schulmeisterstochter mit dem Rübengesicht nun doch für seinen Schatz halten würde, wenn er ihr folge. Hätten die Soldaten nur nicht gleich beim ersten Anblick über das häßliche Gesicht gespottet.

Und er folgte ihr nicht.

Als er aber sah, daß die Soldaten das geängstete

Mädchen beleidigten, ergriff er eine Pike, die am Tisch lehnte, und rief wütend: „Das Mädchen ist nicht mein Schatz, und ich bleibe bei euch, um es euch zu beweisen; aber wer dem Kinde ein Haar krümmt, dem renne ich auf der Stelle den Spieß durch den Leib!" Die Soldaten standen verblüfft und ließen Marthe ziehen.

Der Werber aber sprach: „Brav, Bursche! Man sieht, daß du Mut im Leibe hast!" Und einer der eben geworbenen Bauern fügte hinzu: „Der Teufel! Unser Kirchenengel ist wie ein Bär geworden. Wer hätte das von dem schönen Schneidersohn erwartet!"

Da rief Amos: „Nimm dies für den Kirchenengel und dies für den schönen Schneidersohn!" und schlug ihm mit der Pike auf den Kopf, daß der Bauer zu Boden sank und das Blut ihm übers Gesicht lief.

Amos war jetzt seiner Sinne nicht mehr mächtig. Er fühlte nur, wie man ihn entwaffnete, mit Büttel und Henker drohte, wenn er nicht augenblicklich Handgeld nehme, dann ihm wieder schmeichelte, zutrank, seine Schönheit pries: die Eltern, Marthe, Dorothea, der Amtmann, die Soldaten, der blutende Bauer, Büttel und Henker, alles wirbelte in seinem Kopfe durcheinander. Er trank und trank, damit er wieder klarer denke; doch toller nur tanzten alle die Gestalten mitsammen und aus dem wachen Taumel fiel er zuletzt in den Taumel des wirklichen Schlafes, und als er wieder zu hellen Sinnen kam, stand die Morgensonne am Himmel.

Der Werbeoffizier schlug ihm mit derber Faust

auf die Schulter und rief: „Aufgewacht, Kamerad! Hörst du denn die Trommel nicht? Jetzt marschieren wir nach Herborn zu unserem Regimentsstab. Wärest du nicht der schönste Kerl, wir hätten's uns nicht so schwere Mühe und doppeltes Handgeld kosten lassen, um dich für des Kaisers Fahne zu werben."

Zweites Kapitel.

Leichter, als man hätte denken sollen, tröstete sich heute der nüchterne Amos über den verzweifelten Schritt, welchen gestern der trunkene Amos gethan. Denn nicht bloß den bösen Leichtsinn hatte er als eine Mitgift seiner Schönheit empfangen, sondern auch den guten leichten Sinn. Er dachte, wer vor Tausenden durch die herrlichste Gottesgabe so sichtbar begnadet sei, dem müßten auch noch einmal große Dinge glücken, und es sei ein innerer Widerspruch der Natur, wenn er thatenlos ganz in Schmach und Elend versinken solle; er glaubte an den Stern seiner Schönheit. Daß er jetzt inmitten einer Rotte rohen Gesindels diesem Sterne nachzog, störte ihn gar nicht in seinem Glauben. Es erfrischte ihn, lauter ganz fremde Gesichter um sich zu sehen und willenlos auf einen ganz unbekannten Schauplatz geschleudert zu werden. Er fühlte wohl, daß er sich völlig verfahren habe in seiner alten Umgebung und unter neuen Leuten ein neues Leben anfangen müsse.

Doch dachte er tiefbetrübt an seine Eltern. Einen

Herborner Tuchmacher, der nach Weilburg ging, bat er, dem Vater zu sagen, daß er in dem Regimente, welches großenteils aus Landsleuten bestehe, gut aufgehoben sei und in Jahr und Tag gar wohl als Oberst und gemachter Mann wieder heimkehren werde, der Mutter aber, daß ihr Amos nunmehr ein Pikenier geworden, mit der Pickelhaube auf dem Kopf, dem eisernen Halskragen auf den Schultern, dem Halbküraß auf der Brust und einer achtzehn Fuß langen Pike in der Faust, ferner daß er täglich zwei Pfund Brot erhalte, eine Maß Wein, ein Pfund Fleisch und monatlich vierthalb Reichsthaler Servis. Also brauche sie sich nicht um ihn zu sorgen; übrigens möchten ihm die Eltern nicht zürnen und ihren Segen im stillen auf seinen Weg senden.

Der große Jammer, welcher sich damals über das weite Land lagerte, verschlang den kleinen Jammer der Eltern um ihren verlorenen Sohn. Wo ein ganzes Volk stumpf wird vor Elend, da trägt auch der einzelne sein besonderes Kreuz leichter. Die Schneidersleute, von Raub, Brand, Pest, Krieg und Hunger geängstet und heimgesucht, erinnerten sich gar manchmal des Verses aus dem Propheten Amos, welcher nun buchstäblich wahr geworden: „Die Lieder in den Kirchen sollen in ein Heulen verkehrt werden zur selbigen Zeit," spricht der Herr. „Es werden viel toter Leichname liegen an allen Orten, die man heimlich wegtragen wird." Aber sie gedachten dabei oft kaum mehr des Sohnes, durch dessen Taufe sie diesen Vers sich eingeprägt; denn er war ihnen in den langen

Jammerjahren zuletzt auch wie einer von den toten Leichnamen geworden, die man heimlich hinweggetragen.

Amos hatte inzwischen im Felde einen harten Stand. Unter der rauhen Zucht von des Exerziermeisters Haselstock legte er den lateinischen „Corylofontanus" wieder ab und kehrte zum ehrlichen deutschen „Haselborn" zurück. Hätte er nur auch den lateinischen Schliff seines Wesens mit ablegen können, so wäre es ihm unter den wilden Soldaten vielleicht besser ergangen. Aber weil er so schön war, hatte man ihn so fein erzogen, und nun war er eben doch wieder zu fein und zu schön für einen Pikenier. Er hatte sich einen ritterlichen Krieg geträumt, wo er sich mit dem Mute seines Ehrgeizes und dem Glanz seiner Erscheinung rasch zum Ritter wollte emporkämpfen, und man führte ihn zum Raufen, Rauben und Mordbrennen, zum Leuteschinden und Landverwüsten. In der Schlacht vielleicht der erste, war er in jenen Heldenthaten doch allezeit der letzte unter seinen Kameraden, und obgleich er, nach damaliger Art, seine Haut zum öfteren einem anderen Kriegsherrn verkaufte, kam er dennoch nie in eine ordentliche Schlacht.

Einmal hätte Amos übrigens beinahe Gelegenheit gefunden zu einer auszeichnenden Waffenthat. Es war im Jahre 1632. Schon trieb sich der Pikenier vier Jahre in Kriegsdiensten umher und stand jetzt bei den Schweden unter Generalmajor von Baudiß und war doch immer noch gemeiner Soldat. Baudiß wollte sich der Rheinstraße von Koblenz nach Köln bemächtigen und es galt ihm vorab, die Burgen, welche diese

Straße deckten, in seine Gewalt zu bekommen. Eine derselben mußte mit Sturm genommen werden, und das war eine harte Nuß. Der Generalmajor verhieß denen, die sich freiwillig zur ersten Sturmleiter stellten, Avancement auf dem Platze und doppelten Beuteteil. Amos trat vor allen vor die Front; aber es warben noch so viele mit ihm um die größte Gefahr und Ehre, daß der General die Auswahl hatte. Und als sein Auge auf den jungen Haselborn fiel, war es wie geblendet von dessen mannhafter Schönheit. Er dachte bei sich, in einer halben Stunde liegen die zwölf ersten alle zerschmettert im Graben; es wäre doch schade, wenn ich den prächtigsten Burschen im ganzen Regiment zum sicheren Tode schickte. Und er stellte den Haselborn mit anderen Ueberzähligen zurück. Das Glück aber fügte es, daß die zwölf ersten alle das Leben und die Ehre und den Gewinn davon brachten; Amos aber ging leer aus, obgleich er tapfer genug kämpfte und Püffe übergenug erhielt. Er war eben zu schön zum gemeinen Pikenier, und doch konnte er nichts Besseres werden, weil er zu schön war. Wäre der Schneidersohn gleich als Oberst ins Feld gerückt, er würde gewiß wegen seiner Schönheit den ruhmvollsten Weg gemacht haben.

So zog er wie ein Fremdling unter seinen gröberen Kameraden weiter, ungefreundet und beneidet und doch wahrlich nicht beneidenswert. Ward aber die Schönheit dem Soldaten zum Fluch, so ward sie dafür wenigstens dem Menschen zu einigem Segen. Denn weil sich Amos so viel feiner und schöner fühlte

als die übrigen und an den Stern seiner Schönheit glaubte, versank er doch niemals ganz in den gemeinen Geist und das wüste Treiben der Genossen. In der angeborenen Schönheit sah er einen Adelsbrief, einen echten Geburtsadel, der auch zu adeligem Leben verpflichte, und die Kameraden, welche seine geheimen Gedanken von ungefähr witterten, nannten ihn gerne den adeligen Schneider.

Da geschah es, daß Amos Haselborn auf seinen Kreuz- und Querzügen eines Tages in ein Dorf am Rheine kam, woselbst sich die ausgehungerte Mannschaft etwas erfrischen und mit Vorrat auf die nächsten Tage versehen sollte. Das vollführten sie in der einfachsten Art. Sie fragten nicht lange, wo Speise und Trank feil sei, sondern schlugen die Hausthüren ein und die Kisten und Schränke und nahmen sich, was sie fanden. Was sie nicht essen konnten, das warfen sie auf den Mist oder in die Brunnen, und hatten sie sich in den Kellern satt getrunken, so ließen sie die Fässer auslaufen. Wir müssen reinen Tisch machen, sprachen sie, damit es morgen schönes Wetter gibt. Und weil sich ein Soldat nicht beschweren kann mit Mundvorrat auf viele Tage, so suchten sie fleißig nach Silber und anderen Kostbarkeiten, das trug sich leichter und half ihnen nachgehends doch wieder zu Brot und Wein. Und da die Leute ihr Geld gern in den Betten verbargen, so schnitten sie alle Betten auf und schütteten die Federn auf die Gasse, daß dieselbe mitten in den Hundstagen fast aussah, als ob es geschneit habe. Dies und noch Schlimmeres dazu nannten die

Soldaten ein kleines Gabelfrühstück einnehmen und etwas Proviant für den nächsten Hunger.

Wollte Amos nicht von der Luft leben, so mußte er's den Kameraden nachmachen; denn wer sich in solchem Gestürme aufs Bitten und Kaufen legte, der bekam gewiß nichts. Also stieg er durchs Fenster ins verschlossene Pfarrhaus, setzte dem Pfarrer die Pistole auf die Brust, damit er den Kellerschlüssel etwas rascher finde, und zeigte der Pfarrerin die bloße Schwertklinge, damit sie sich klarer entsinne, wohin sie ihre Schinken und nebenbei auch den Geldbeutel versteckt habe. Als er sich dann satt gegessen und getrunken und mit etwas Barschaft für die nächsten Tage vorgesehen, legte er sich auf die Bank in der Wohnstube, um ein wenig zu verschnaufen und seinen Gedanken nachzuhängen. Diese Bank war freilich das einzige unzertrümmerte Stück Hausrat im ganzen Zimmer, denn die etwas ungestümeren Kameraden, welche mit ihm eindrangen, hatten alles übrige bereits kurz und klein geschlagen.

Da es nun ganz stille geworden war, als Amos allein noch auf der Bank rastete, so glaubte der Pfarrer wohl, das Kriegsvolk sei abgezogen, und Amos hörte, wie er mit der Pfarrerin im Nebenzimmer wehklagend nachforschte, was ihm die Plünderer von seiner Habe noch gelassen hätten. Die Zwiesprach der geschlagenen Eheleute aber nahm plötzlich eine Wendung, daß sie dem schönen Schneidersohne an die Seele griff, und er sprang von der Bank auf, als hätte ihn eine Natter gestochen.

Der Pfarrer sagte nämlich: „Die Kerle sind lauter eingefleischte Teufel; aber der teuflischste von allen war doch jener bildschöne junge Mann, der zuerst kam und dir das Schwert vor der Nase tanzen ließ."

Die Pfarrerin dagegen meinte, der schöne Junge sei ja gegenteils vielmehr noch der Beste gewesen. Denn er habe sie doch nicht weiter gemartert, sondern nur bedroht, auch nichts zerschlagen und verderbt, sondern nur genommen, was er bedurft habe.

Der Pfarrer aber erwiderte: „Frau, das verstehst du nicht! Freilich schädigten und quälten uns die anderen viel ärger. Allein jenen rohen Bösewichtern hat es Gott schon in ihre Galgengesichter geschrieben, daß sie als Geißeln der Menschheit durch die Welt ziehen sollen. Dieser Bursche dagegen sieht aus wie der Herr Christus und übt doch gemeinsame Greuel mit den geborenen Räubern. Und wütet er auch nur halb so arg, so sündigt er doch dreimal schwerer als seine Genossen. Nicht bloß sein Gesicht, auch die Sprache und jede Gebärde verrät, daß er guter Leute Kind ist. Feine und schöne Spitzbuben sind aber allezeit die schlimmsten und meist auch inwendig die grausamsten; denn sie sündigen mit der bewußtesten Bosheit und nicht bloß wider das Gesetz, sondern auch wider ihre eigene Natur. Man thut sehr unrecht, daß man sich den Teufel als die häßlichste Bestie denkt. Er ist nicht so schwarz, wie man ihn malt, und eben darum am allerschwärzesten. Denn sähe er so bestialisch häßlich aus, so würde seine Gestalt ja die Wahrheit sagen. Er ist aber ein Lügner durchweg; und

also geht er schön wie ein Gott einher, und ist in dieser ungeheueren Lüge erst recht der teuflischste Teufel!"

„Nein! das ist zu arg!" rief Amos, in die Thüre des Nebenzimmers tretend; und die Pfarrersleute standen versteint, als sähen sie jetzt den allerschönsten Satan leibhaftig. „Zu jedem Beruf und Glück war ich zu schön, nur zum Teufel bin ich also eben schön genug! Seht, Herr Pfarrer, wenn ich nicht so schön wäre, so wäre ich ein frommer Pfarrer geworden wie Ihr, und statt zu plündern, würde ich nunmehr selber geplündert. Ihr meint, die Schönheit sei ein Freibrief zu allem Guten. Aber ich sage Euch, jene Kerls mit den Galgengesichtern haben es zehnmal leichter, auf Erden ihr Glück und im Himmel die Seligkeit zu gewinnen, als ich, dem sein schönes Gesicht alle Tage ein Bein gestellt. Was zittert und wimmert Ihr denn? Ich bin ja ganz gewiß der Teufel nicht und will Euch nicht verschlingen. Aber zur Strafe Eurer Lästerung wünsche ich, daß Ihr nur ein einziges Jahr die Last der verteufelten Schönheit tragen müßtet, an welcher ich nun schon fünfundzwanzig Jahre schleppe: Ihr würdet dann milder über andere Christen urteilen und richtiger über den Teufel. Denn wenn dieser die Maske der schönsten Menschengestalt verschmäht, so thut er's nur deswegen, weil er zu gescheit ist und wohl weiß, daß er mit dem schönsten Gesicht auf ewig ein gerade so armer Teufel bleiben würde, wie Euer ergebenster Diener Amos Haselborn."

Mühsam erholte sich der Pfarrer von seinem Schrecken und überzeugte sich allmählich, daß er einen

ganz gebildeten und wohlwollenden jungen Mann vor sich habe, den nur die Not und der wüste Brauch des Krieges zur Gewaltthat trieb, und den er klüglich zu seinem Schutz im Hause müsse zu fesseln suchen. Das ward ihm nicht schwer: denn er durfte den Pikenier nur auf die Geschichte der Rätsel seines Lebensganges bringen, die derselbe ja schon anspielend berührt hatte, und es ergab sich Amos bald behaglichem Erzählen und Plaudern, selber froh, wieder einmal einer feiner gearteten Natur zu begegnen.

So saßen sie lange beisammen in der verödeten Stube, und die Pfarrerin brachte eine Kanne des besten, duftenden Firneweins, dessen Versteck die drohende Pistole doch nicht zu erschließen vermocht hatte. Und so erschloß es am Ende wohl gar die Schönheit und feine Sitte des jungen Soldaten.

Als aber Amos seine Geschichte beendet und der Pfarrer manches treffende Wort dazu gefügt hatte, deuchte es beiden doch fast seltsam, daß sie mitten in all dem Greuel der Verwüstung über den Fluch der Schönheit philosophierten, und der Pfarrer sprach, um die Rede zu beruhigendem Schlusse zu führen, mit einem wehmütig lächelnden Seitenblick auf seinen zertrümmerten Hausrat:

„Es ist nicht bloß Euer persönlicher Unstern, sondern der Fluch dieser ganzen Zeit, daß das Schönste und Edelste in uns am härtesten gestraft, ja uns selber zum ärgsten Feinde wird, und wer sich in den Panzer seiner Roheit und Häßlichkeit hüllen kann, der fährt am sichersten in diesen Tagen des Greuels."

„Nun habe ich bald das Leben satt!“ rief Amos halb lachend, halb zornig dazwischen. „Ich war zu schön für einen Schneidersſohn, für einen Pfarrer, für einen Schreiber, für einen Pikenier, zu schön fürs Waffenglück, fürs Liebesglück, zu schön für einen Mann und für einen ehrlichen Menschen, nun bin ich gar zu schön für diese ganze Zeit, und nur für den Teufel bin ich gerade schön genug gewesen!“

„Ihr habt mich nicht ausreden lassen,“ unterbrach ihn der Pfarrer. „Meinem Vordersatz wollte ich hinzufügen: trotzdem gibt es auch jetzt noch Leute, die ein Glück gewonnen haben, wie es der Glanz ihrer Naturgaben verhieß. Und dabei denke ich zunächst an den schwedischen Generalmajor Jakob Ramsay, den Schotten. Er gilt als der schönste und stattlichste Mann im ganzen schwedischen Heere, und wenn ich Euch so ansehe, dünkt mir, Ihr sähet ihm fast wie ein Bruder ähnlich. Dazu ist Ramsay gescheit, fein erzogen, ein Schüler und Freund Gustav Adolfs, ritterlich tapfer und ein Glückskind ohnegleichen, der alles durchschaut und dem alles gelingt. Geld und Güter hat er im deutschen Reiche schon die Fülle gewonnen, und seit er beim Sturm auf die Würzburger Feste so heldenhaft gekämpft und gesiegt, steht ihm der Weg zu den höchsten Ehren eines großen Feldherrn offen.“

„Ist dieser Ramsay auch ein Schneidersſohn?“ fiel Amos ein.

„Nein! Er stammt aus altem Adelsgeschlecht!“

„Ah so!“ sagte Amos sehr gelassen. „Wäre ich

als ein Kavalier geboren, so würde auch mir meine Schönheit höchst förderlich gewesen sein. Das hat man mir öfters gesagt. Leider ward ich irrtümlich ein Schneidersſohn."

Der Pfarrer aber erwiderte: „Ein Soldat darf niemals an seinem Glücke verzweifeln. Ich kenne Ramsay persönlich, und dieser ist mir zu einigem Danke verpflichtet. Ich will Euretwegen nach Hanau schreiben, wo Ramsay eben das Kommando führt. Er erkennt jeden Mann mit wunderbarem Scharfblick und weiß jeglichen an seinen rechten Platz zu stellen, und vorab hat er den Sinn für Eure feinere Art. Bei Ramsay könntet Ihr Euer Glück machen, und da Ihr ja bei einem schwedischen Regimente steht, so wird es dem Generalmajor leicht sein, Euch gegen einen anderen einzutauschen. Sollen wir beide den Versuch wagen?"

Leicht entzündlichen, hoffnungsvollen Gemütes schlug Amos ein. Der Pfarrer schrieb, und nach einem Vierteljahre war der schöne Pikenier bei dem Kriegsvolke Ramsays in Hanau. Der General gefiel ihm, wie er dem General. Goldene Träume gaukelten vor seinem erregbaren Geiste. „Gottlob!" rief er aus, „nun ist meine Schönheit doch endlich einmal schön genug und zu irgend etwas Gutem nütze gewesen!" Er rief das aber nur ganz stille; denn der Pfarrer hatte ihm den guten Rat mit auf den Weg gegeben, er möge künftig nicht mehr so viel von seiner eigenen Schönheit reden; das gefalle dem Ramsay so wenig wie allen anderen Menschen.

Dieser Heerführer hielt seit der Schlacht von Nördlingen fast vier Jahre lang Hanau besetzt, und die Bürger lobten sein Walten und hatten es damals besser als gar viele Nachbarstädte. Dem umliegenden Lande dagegen war der schottische Schwede mit seinem Kriegsvolk ein Schreck und Greuel. Denn durch seine Ausfälle und fleißiges Scharmützeln mit den kaiserlichen Streifcorps schädigte und plagte er das flache Land unsäglich. Bei einem solchen Ausfall erstürmte Ramsay sogar die kurmainzische Stadt Aschaffenburg und brachte den Vizedom gefangen nach Hanau. Haselborn bewährte sich so tapfer bei dieser Waffenthat, daß er endlich zum Fähnrich vorrückte. Und als nachgehends Ramsay unter sehr günstigen Bedingungen mit dem Kurfürsten von Mainz und dem Grafen Philipp Moritz von Hanau wegen der Uebergabe Hanaus verhandelte, welches eben doch allmählich ein verlorener Posten ward und keinen Entsatz hoffen durfte, bediente er sich des ebenso federgewandten als klugen Haselborn zu manchem geheimen Kanzleidienste. So sah Amos jetzt allerseits seinen Weizen blühen; die Kameraden weissagten ihm eine glänzende Laufbahn, neideten sein Glück und sprachen: Da sieht man doch, wie ein schöner Kerl immer am raschesten vorwärts kommt.

In dieser Zeit des Waffenstillstandes lustwandelte Amos an einem klaren Winterabende vor den Thoren der Stadt längs der Kinzig. Auch Ramsay liebte diesen sicheren kurzen Gang, und Amos hoffte fast, heute abend dem General zu begegnen, der sich gerne mit ihm unterhielt. Aber statt des Generals vertraten

ihm plötzlich drei zerlumpte Bauern den Weg. Und einer von ihnen rief: „Das ist der Ramsay, der uns zu Bettlern gemacht hat; jetzt sollst du Schuft bezahlt werden für deine Mordbrennereien!“ und schlug dem armen Amos mit der Axt über den Kopf, daß ihm Hören und Sehen verging. Die anderen aber hieben gleichfalls auf ihn los, und wie Amos blutend am Boden lag und ihm die Sinne schwanden, hörte er nur noch den einen sagen: „Jetzt ist er tot!“ und den anderen: „Seid ihr auch gewiß, daß es der schöne Ramsay war?“ worauf der dritte erwiderte: „Freilich! Im ganzen Heer gibt es eine solche Gestalt und ein solches Gesicht nicht zum zweitenmal.“

Leider hatte ihnen Amos nicht rechtzeitig verdeutschen können, daß es nunmehr zwei schönste Männer im schwedischen Heere gebe.

Als er unter furchtbaren Schmerzen wieder einen Augenblick zu sich selber kam, fand er sich zu Hanau im Lazarette. Eine Streifwache hatte den Halbtoten entdeckt und heimgetragen. Der Generalmajor stand neben dem Lager und redete ihm freundlich zu. Amos aber sprach: „Mein General, ich habe genug und fühle den Tod nahen. Ich war zu allen Dingen zu schön; darum hat es mir nie und nirgends geglückt, nun bin ich zu guter Letzt gar wegen meiner Schönheit aus Mißverständnis totgeschlagen worden!“

Drittes Kapitel.

Nachdem Amos diese Worte gesprochen, fiel er in das heftigste Wundfieber und schwebte mehrere Tage zwischen Leben und Sterben. Endlich jedoch siegte seine urkräftige Natur und er begann zu genesen, wenn auch sehr langsam und unter qualvollen Schmerzen und Rückfällen.

Lag er nun so auf dem Bette und zählte die langen Stunden, doppelt lang durch Pein und Ungeduld, dann war es oft sein einziges Labsal, an die Vaterstadt zurückzudenken, ja ganze Tage in Weilburg umherzuwandeln und alle alten Freunde zu begrüßen. Nur selten hatte er während seiner Kriegsfahrten Kunde von den Eltern erhalten und in der letzten Zeit gar nicht mehr; denn auf einen Briefwechsel war da nicht zu zählen, sondern nur auf mündliche Nachricht, wie sie von den durchmarschierenden Söldnerscharen herüber und hinüber gebracht wurde. Der friedliche Verkehr hatte in diesen Tagen der äußersten Not und Gewaltthat fast gänzlich aufgehört.

Nun dichtete sich Amos hinzu, was in jenen dürftigen, oft widersprechenden Botschaften lückenhaft geblieben war, und lebte im Geiste mit innigstem Behagen wiederum im Vaterhause. Dabei deuchte es ihm aber fast seltsam, daß eine neue und doch alte Gestalt sich immer unwiderstehlicher in den Vordergrund drängte: das Bild von Schulmeisters Marthe. Ja oft machte er sich Vorwürfe und sprach: „Ich besuche, scheint es, nur die Eltern, um die Marthe im

Hause zu finden.“ Und obgleich zu seiner Zeit Marthe nur selten zu den Schneidersleuten gekommen und aus bekannten Gründen nicht einmal gerne dort gesehen war, so schwebte es ihm doch jetzt vor, als müsse sie allezeit bei seinen Eltern sein, er wußte selbst nicht warum.

Dann fuhr er fort in seinem wachen Traum: „Marthens Bild steht ganz deutlich vor mir, wie sie leibte und lebte; die Züge der Eltern sehe ich unbestimmter. Was hat mir nur das Mädchen angethan? Ach, vielleicht sind sie alle drei längst dahingegangen, das ganze Haus ausgestorben, die ganze Stadt ein großer Kirchhof, ein Trümmerhaufen! und es winken und rufen die alten, vertrauten Gestalten mir nur deshalb so freundlich, weil sie in der That ganz nahe stehen, hier an meinem Bette, die Geister der Verstorbenen! Man sagt, in der Erweckung solch sehnsüchtiger Bilder bringe oft der Tote seine eigene Todeskunde dem fernen Freund, wenn sich kein lebender Bote findet.“

Bald aber schlug er sich die traurigen Gedanken wieder aus dem Sinn und fragte sich, wie Marthe jetzt wohl aussehe? In erster Jugendblüte stand sie freilich nicht mehr; sie war ihm gleichalterig und ging also ins neunundzwanzigste Jahr. Doch fand er, daß sich ihr Gesicht viel schöner ausgewachsen habe. Es gibt ja Mädchen und Jünglinge derberen Schlages, bei denen mit der vollen Körperreife auch erst die Schönheit reift. Zwar waren ihre Augen noch immer etwas zu klein, der Mund hätte feiner sein können

und die Nase zierlicher. Aber zu ihrer stattlichen Gestalt paßte das kräftige Gesicht, und der wunderbare Liebreiz einer milden, guten Seele, welcher aus ihren Augen leuchtete, aus ihrem Munde sprach, verklärte alle Mängel der Form. Wie eine geschminkte Puppe hingegen erschien ihm neben diesem Bild des Amtmanns hübsche Dorothea; anfangs hatte er noch manchmal mit dem Groll der Liebe an sie gedacht, jetzt wies er ihr Gedächtnis zurück mit dem vollen Zorne der Verachtung. „Wie war ich doch blind, daß ich Marthen so ganz verkannte!“ fuhr er dann fort. „Es gibt Landschaften, die man erst einmal im Dufte der Ferne gesehen haben muß, um dann ihren traulich anheimelnden Reiz auch in der Nähe recht zu empfinden. Gibt es nicht auch solche Menschen?“

Und so verwandelte er sich im Geist diese Ferne immer mehr zu einer nächsten Nähe inneren Anschauens und durchlebte noch einmal seine Jugend an der Seite seiner einzigen Jugendfreundin, welcher nun auch er in treuester Freundschaft zugethan war. Noch einmal empfing er aus ihrer Hand alle die tröstenden Butterbrote, allein er dankte ganz anders wie vordem. Er ließ sich noch einmal von Marthen gründlich durchschulmeistern und abkanzeln, und es that ihm bitter wehe, daß er ihr bloß nachträglich im stillen danken und nicht mehr ihrem treuen Rate folgen konnte. Und wenn vollends gar die Scene mit den Werbern immer wieder durch seine Seele zog, dann hätte er vor dem Mädchen wie vor einer Heiligen auf die Kniee fallen und an ihrer Hand nach Hause gehen

mögen, da er diese Hand doch nur kalt zurückgewiesen, wie man Heilige gewöhnlich zurückzuweisen pflegt. So schmerzlich ihm aber auch die späte Reue war, so tröstete sie ihn dennoch, und es war ihm, als komme sie immer noch nicht ganz zu spät. Die schwere Krankheit, in welcher er zum erstenmal in seinem Leben gerecht und ruhig in sich hineinschauen lernte, erschien ihm dann zwar als eine Strafe, aber als eine jener göttlichen Strafen, worin sich uns die Gnade und Güte Gottes am tiefsten offenbart.

Immer aber durchglühte ihn rasch wieder ein frischer Lebensmut. Dann hielt er's für ganz gewiß, daß er Marthen noch einmal sehen werde. Aber wenn sie sich inzwischen verheiratet hätte? Thörichte Frage! Von Liebe und Ehe wollte er ja gar nicht mit ihr reden, sondern nur von guter alter Freundschaft. Und doch würde es ihn schwer geärgert haben, wenn sie sich inzwischen verheiratet hätte! Er mochte nicht daran denken. Aber den Weilburgern wollte er eines Tages zeigen, daß doch was Rechtes aus ihm geworden sei, ein Fähnrich und vielleicht auch mehr, und wollte mit seiner Schulfreundin durch die Straßen spazieren, und er meinte, die stattliche Marthe und er, das gebe schon ein Paar, welches sich sehen lassen könne, — natürlich nur ein Freundespaar.

Gerade bei diesem anmutigen Bilde trat der Feldscherer vor des Träumers Bett. Amos hatte ihn gebeten, einen kleinen Spiegel mitzubringen, wenn er das nächste Mal den Verband vom Kopf nehme; denn er wollte doch gerne wissen, wie er selber jetzt drein-

schaue. Während der Verband gelöst wurde, sah Amos sich noch im Geiste prächtig neben Marthen einherschreiten; da hielt ihm der Doktor den Spiegel vor.

Himmel! war das ein Anblick! Die schönen langen Kopfhaare waren kahl abgeschoren wegen einiger beiläufigen Arthiebe, denen der harte Nassau-Weilburgische Schädel glücklich Widerstand geleistet; die Hauptstreiche aber saßen im Gesicht. Das linke Auge war ausgelaufen, von dort zog sich dann die schwerste Wunde rot und blau über das Nasenbein quer durch den ganzen rechten Backen bis zum Ohre, und der Feldscher hatte die fingertiefe Furche so roh zusammengeflickt, wie ein Bettelmann seine alten Hosen. Amos, der ja doch am besten wußte, welche Hiebe er gekriegt, hatte sich sein Aussehen recht häßlich vorgestellt, aber die nackte Wahrheit überflog gräßlich weit sein kühnstes Phantasiegemälde!

Lang und gründlich schaute er in den Spiegel. Er wollte lächeln; allein die leise Muskelbewegung schnitt ihm wie ein Messer durch die Wunde. Mit grimmig verhaltenem Lächeln und einem tiefen Seufzer rief er dann:

„Gottlob! Nun bin ich nicht mehr schön!"

Da hörte er, wie ein Echo seines Seufzers, ein gedämpftes Gelächter hinter seinem Kopfkissen. Es war Ramsay, der dem ganzen traurig komischen Auftritt gelauscht hatte. Er trat vor, schüttelte dem Verwundeten wie einem Freunde die Hand und sprach, er möge sich trösten über den Verlust des schönen Gesichtes, durch welchen er seinem Feldherrn das Leben

gerettet. Das Glück solle ihm von nun an günstiger auf diese mannhaften Schrammen lächeln als vordem auf die glatten Züge, und mit dem einen Auge werde er ruhmreichere Tage sehen als bisher mit zweien. Er versprach ihm dann stete unbegrenzte Gunst, sofortiges Aufrücken im Dienste und ein reiches Schmerzensgeld in gutem Golde, so wahr er Jakob Ramsay heiße.

Amos hörte das alles ziemlich gleichgültig an; fast wäre es ihm im Augenblicke tröstlicher gewesen, wenn ihm Ramsay ebenso bestimmt versichert hätte, daß des Schulmeisters Marthe in Weilburg noch nicht verheiratet sei.

Das Krankenlager des armen Haselborn zog sich über Erwarten lange hinaus, namentlich wegen einer dritten Hauptwunde in der Hüfte, die er damals nicht hatte im Spiegel zu betrachten brauchen. Schon war es Februar und er lag noch immer im Spital.

Da vernahm er einstmals früh morgens wilden Lärm auf der Straße, dann Waffengeklirr, Flintenschüsse, fremde Feldrufe und Signale; immer näher wälzte sich ein Getümmel von Kämpfenden. Dann ward es plötzlich still. Ein verwundeter Schwede stürzte in den Krankensaal und rief: „Alles verloren! — der Waffenstillstand gebrochen; — die Stadt überrumpelt; Ramsay tot geschossen!“

Verwundete, welche bald nachher von kaiserlichen Soldaten in das Lazarett gebracht wurden, bestätigten die Kunde von Hanaus Fall. Ramsay, der seit Monaten mit dem Kurfürsten von Mainz wegen der Uebergabe verhandelte, hielt bei dem förmlich ab-

geschlossenen Waffenstillstande alle kriegerische Vorsicht für überflüssig, und die Besatzung lebte längst wie im tiefsten Frieden. Da aber der schwedische Kommandant den Grafen von Hanau, der sich in die Stadt begeben, nicht wieder hinausließ, so behaupteten die Kaiserlichen, er habe eigenmächtig die Waffenruhe gebrochen, überrumpelten unter dem Grafen von Nassau-Dillenburg und dem kurmainzischen Obersten von Metternich die kaum bewachte Feste und bewältigten das Häuflein Schweden, welches sich, von Ramsay geführt, in der Neustadt tapfer schlug, nach kurzem Kampf. Der Führer ward umzingelt und von einem Musketier in den Rücken geschossen. Die Sieger erwarteten stündlich den Tod des berühmten Generalmajors; trotzdem genas der Schwerverwundete, wenn man ein langes, elendes Siechtum statt raschen Todes Genesen nennen kann. Die kriegsgefangene Besatzung ward nach damaligem Kriegsbrauch alsbald unter die kaiserlichen Fahnen gesteckt.

Amos entging diesem Schicksale nur wegen seiner Wunden. Als der einäugige Mann an der Krücke hinkend das Lager verlassen konnte, befahl man ihm, binnen zweimal vierundzwanzig Stunden die Stadt zu räumen. „Gottlob, daß ich nicht mehr schön bin," sprach der unverwüstliche Amos, „sonst hätte ich noch einmal wie vor zehn Jahren dem Kaiser Treue schwören müssen."

Bevor er jedoch ging, ward er zu dem gefangenen Ramsay beschieden.

Der verwundete General wurde von den Siegern

mit allen Ehren behandelt, und sie schlugen ihm den Wunsch nicht ab, seinem Lebensretter, wie er Amos nannte, Lebewohl zu sagen. Tief bewegt trat nun der schöne Amos an das Bett des schönen Ramsay, der, von Schmerz und Gram verzehrt, freilich auch nur noch ein Schattenbild seiner früheren Schönheit war. Die Thränen aber kamen vollends beiden hart geprüften Männern, als Ramsay nichts weiter denn herzliche Worte des Dankes und Abschiedes dem Hinausgestoßenen zu bieten vermochte, und Amos ward von diesem Dank unendlich tiefer gerührt, als von alle der Gunst, die ihm der mächtige Ramsay noch unlängst an *seinem* Schmerzenslager verheißen. Auch die umstehenden Sieger ergriff der Schauer des Mitgefühls und sie spendeten mehr aus Teilnahme für Ramsays tragisches Geschick als für die Armut des Fähnrichs demselben ein überreiches Reisegeld.

Als aber Amos den letzten Händedruck seines Generals und Gönners entgegennahm, fühlte er, daß ihm Ramsay ein kleines Zettelchen in die Hand drückte. Vorsichtig barg er jedes Zeichen des Staunens oder Verständnisses, und da er, von der Wache geführt, die Treppe hinabging, warf er rasch einen heimlichen Blick auf den kaum fingergroßen Papierstreif, steckte ihn dann unbemerkt in den Mund und verschluckte ihn, in übergroßer Angst, daß ihm einer den Inhalt entwinden möge. Die Wache hatte nichts gesehen.

Auf dem Zettel stand, von Ramsays zierlicher Hand geschrieben: „In dem Haberkasten über meinem Stalle liegt ein Kleid mit Edelsteinen, wohl zwei

Rittergüter wert. Die Hälfte gehört dir, wenn du mir die Steine retteſt.“

Noch in derſelben Nacht ſchlich ſich Amos zu dem Stall; unentdeckt kam er auf den Heuboden, wo der alte unbenützte Haberkaſten ſtand. Des Ortes kundig, war es ihm nicht ſchwer, den Kaſten und das Kleid im Dunkeln zu finden und ſämtliche Steine abzutrennen. Mit zitternden Knieen gewann er wieder das Freie und ſeine Schlafſtätte. Das Kleid war das große Prunkgewand des Deutſchordensmeiſters geweſen, ein Beuteſtück aus Mergentheim, welches Ramſay für ſich zurückbehalten und gleich nach dem Ueberfall von Hanau in den Haberkaſten hatte verſtecken laſſen. Die fünf großen Edelſteine dieſes hiſtoriſchen Prachtſtückes aber wurden auf zwölftauſend Gulden geſchätzt, und da in ſelbiger Zeit ein Morgen guten Ackerlandes für ſechs Gulden, ja zuweilen für ſechs Laib Brot feil war, ſo hätte Ramſay wohl auch ſchreiben dürfen, die Kleinode ſeien zwölf Rittergüter wert.

Früh morgens bereits hinkte Amos Haſelborn mit den Edelſteinen im Beutel zum Thore hinaus, ſcheu umher blickend wie ein Dieb. In der Angſt überſpannte er ſeine noch ſchwachen Kräfte dermaßen, daß er am nächſten Tage in einem wetterauiſchen Dorfe krank liegen bleiben mußte, und alſo Muße fand, zu bedenken, wohin er eigentlich gehen wolle. Denn geſtern war er nur, wie man zu ſagen pflegt, ſeiner Naſe nachgegangen; die Naſe freilich zeigte wie ein Kompaß nach Norden und im Norden lag Weilburg. Bei der unfreiwilligen Raſt aber brannten ihn die

Edelsteine in der Tasche, er hatte Tag und Nacht keine Ruhe, daß man sie entdecken oder stehlen möge, und beschloß, vor allem den Schatz an einen sicheren Ort zu bringen oder noch besser in die Hände Ramsays. In Hanau hatte er nämlich noch erfahren, daß man den verwundeten General demnächst nach Dillenburg schaffen werde auf das Bergschloß des Eroberers von Hanau, des Nassau-Dillenburger Grafen Ludwig Heinrich, der früher auf seite Schwedens, jetzt zu des Kaisers Banner hielt. Jedermann erwartete, daß Ramsay dort in leichter Haft auf Ehrenwort bleiben oder bald gegen einen anderen vornehmen Gefangenen ausgewechselt werden würde, und Amos rechnete aus, daß er bei seinem vorsichtigen Schneckengang durch das unsichere, verödete Land wohl nicht rascher an der Krücke nach Dillenburg kommen dürfte, als der General in der Sänfte. Allein er rechnete falsch. Denn wochenlang schleppte er sich elend von einem Dorfe zum anderen mit vieltägigen schmerzvollen Rasten, die er seinem zerschlagenen Körper gönnen mußte; die Querzüge der Truppen, denen er ängstlich aus dem Wege ging, trieben ihn immer wieder von der geraden Straße zurück, und so kam der April, und Amos war noch nicht in Dillenburg. In zerlumpten Kleidern, die ihm jetzt sicherer dünkten als ein Panzer, bettelte er im Taunus umher; denn er wagte nicht, die geschenkten Goldgulden auszugeben, aus Furcht, man möge dann auch seine Diamanten aufspüren. Bei dieser heroischen Nachkur gelangte er wenigstens allmählich wieder zum besseren Gebrauche des verwundeten Beines.

Nun hörte er in jener Zeit die widersprechendsten Gerüchte über Ramsay. Die einen sagten, er lebe zu Dillenburg frei und geehrt, mehr wie ein Gast denn wie ein Gefangener des Grafen, die anderen, er schmachte dort zwischen Kerkermauern. Beides war richtig, insofern Ramsay durch seinen Eigensinn den Grafen veranlaßt hatte, auf etliche Tage den strengen Kerkermeister statt des freundlichen Wirtes zu zeigen. Amos aber dachte: im einen Falle kann der General die Juwelen jetzt fordern, im anderen Falle braucht er sie ungefordert am nötigsten. Und da er seine Ehre als treuer Soldat in diesen Steinen verpfändet achtete, so beschloß er, nunmehr stracks nach Dillenburg zu gehen, und koste es ihm den Hals.

Es lag ihm aber Weilburg mitten im Wege. Dennoch schwur er sich zu, lieber einen halben Tagemarsch abseits zu wandern, als die Vaterstadt zu sehen, bevor er in Dillenburg gewesen. „Die Mücke muß das Licht meiden," sprach er zu sich selbst, „und wer zuerst bei der Liebe anklopft und dann bei der Ehre, der ist kein braver Soldat. Vorab muß sich's in Dillenburg ausweisen, ob ich ein Rittergut gewinne oder einen Strick. Habe ich das Rittergut, dann gehe ich auf dem Rückweg nach Weilburg und frage bei Marthen an, ob sie das Gut mit mir teilen mag, und bei meinen Eltern, ob sie dort ihre alten Tage in Ruhe verleben wollen." Von der bloßen Freundschaft redete er jetzt schon gar nicht mehr und meinte, wenn nur erst drei kleine Zweifel gehoben seien, nämlich ob Marthe noch lebe, ob sie inzwischen keinen

anderen geheiratet habe und ob sie ihn überhaupt haben wolle, dann stehe ja baldiger Hochzeit nicht das Mindeste im Wege. Im Bewußtsein aber, daß er jetzt nicht mehr schön sei, baute er trotz dieser drei Zweifel auf sein Glück.

Entschlossen schlug er nun die Straße nach Dillenburg ein, obgleich sie von Streifcorps, Marodeurs und Troßgesindel wimmelte. Als er eben in einer Dorfschenke die Frühsuppe aß, setzte sich ein bewaffneter Mann neben ihn, der halb einem Soldaten, halb einem Landstreicher ähnlich sah. Der Mann kam von der Dill, und Amos suchte deshalb das Gespräch höchst behutsam so zu drehen, daß der Fremde von selber vom General Ramsay zu erzählen begann. Es werde dem General jetzt bald an den Kragen gehen, meinte jener; der Kaiser dränge den Dillenburger Grafen, daß er kurzen Prozeß mache, auch habe man bereits einen Sekretär Ramsays und andere seiner Vertrauten eingefangen und auf kaiserlichen Befehl gefoltert. Man spüre nach Geständnissen über den geheimen Briefwechsel, welchen Ramsay in Hanau geführt, nach Aktenstücken, die wider ihn zeugten, auch nach allerlei Kostbarkeiten, die der schlaue Schotte beiseite geschafft habe.

Amos erschrak nicht wenig und gelobte sich verdoppelte Vorsicht.

„Uebrigens," fuhr der Fremde fort, „werden sie dem Ramsay doch nichts anthun können; denn er ist ein Zauberer. Als er vor den Thoren von Hanau eines Abends einsam spazieren ging, fielen die Bauern über ihn her und wollten ihn totschlagen, aber in

demselben Augenblicke machte sich Ramsay unsichtbar und schob den Bauern eine andere Gestalt unter die Aexte, und als sie diese gefällt hatten und glaubten, der schöne Schotte liege jetzt tot am Boden, war es nur ein Strohmann mit dem scheußlichsten Affengesicht!"

Diese mythische Verklärung seiner selbst war zu stark für den armen Amos. „Wenn es auch ein Strohmann gewesen," rief er zornig, „so war derselbe doch mindestens ebenso schön wie Ramsay und kein scheußliches Affengesicht!"

„So? Wißt Ihr das genau?" fragte der Fremde.

„Freilich weiß ich's, denn ich bin doch wohl auch dabei gewesen! — — das heißt bei den Bauern, welche die Hiebe führten."

„Ei, Kamerad," entgegnete spöttisch der andere und blickte ihm scharf ins zerfetzte Gesicht, „waret Ihr dabei, dann sehet Ihr aus, als ob Ihr die Hiebe gekriegt, und nicht, als ob Ihr sie ausgeteilt hättet!"

Amos hätte sich selber ohrfeigen mögen, und der Schreck über sein unvorsichtiges Wort fuhr ihm durch alle Glieder. So hatte er sich doch wieder durch die Schönheit, welche er gar nicht mehr besaß, zum dümmsten Selbstgeständnis verleiten lassen! Wochenlang hatte er seine Bekanntschaft mit Ramsay überall aufs geschickteste verborgen und dennoch die Leute ausgeforscht über den General, nur das „scheußlichste Affengesicht" lüftete ihm unversehens die Maske. Der Fluch der Schönheit reichte weiter als die Schönheit selber.

Er brach das Gespräch kurz ab, machte sich rasch

auf den Weg und schlug einen Seitenpfad ein zur Lahn hinüber.

Allein er war noch nicht weit gegangen, als er sich auch schon durch eine Schar bewaffneten Gesindels verfolgt sah; er suchte zu entfliehen, doch sein schwaches Bein versagte ihm, und die Verfolger winkten drohend mit Pistolen und Musketen. Es waren Nachzügler der verschiedensten Truppenteile, gemischt aus Freund und Feind, die nun einen Raubkrieg auf eigene Faust führten, und der Fremde aus der Dorfschenke schien der Hauptmann dieser Rotte. Bald hatten sie Amos eingeholt und umringt. Anfangs setzte der Anführer mit sarkastischer Höflichkeit das abgebrochene Gespräch fort und bat zuletzt den leugnenden und abweisenden Amos höchst artig, er möge nur bekennen, daß er ein Anhänger Ramsays sei. Das gereiche ihm bei ihrer Gesellschaft zu keinem Nachteil, denn ihnen sei der Kaiser und der Schwede gleich lieb, viel lieber als beide jedoch ein gutes Stück Geld. Nun stünden aber hohe Preise ausgesetzt auf die umherirrenden Vertrauten Ramsays, die etwa Papiere oder Kostbarkeiten aus der Hanauer Verlassenschaft bei sich trügen, und er sähe ganz nach einem solchen Vogel aus und sei trotz seiner Lumpen und des zerhauenen Gesichtes viel zu fein für einen zunftgerechten Bettler. Sie wollten ihn nicht auf des Kaisers Folterbank liefern, aber ein tüchtiges Lösegeld müsse er zahlen und zwar auf der Stelle.

„Also ist es immer noch mein Fluch, daß ich zu fein bin," seufzte Amos für sich und beteuerte dann

laut, daß man sich in seiner Person irre und daß er ganz außer stand sei, irgend ein Lösegeld zu bezahlen. Die Quälgeister ließen ihn noch wohlbewacht ein paar Stunden ruhig in ihrer Mitte fortmarschieren. Als sie aber durch den Wald zur Lahn herabgestiegen waren, da, wo sich das Bett des Flusses eine gute Stunde unter Weilburg am sogenannten „Hexenloch" zwischen steilen Felsen einengt, machten sie Halt. Am rechten Ufer sprangen die Wände bis ins Wasser vor, und mächtige abgelöste Trümmerstücke lagen noch weit hinaus in der strudelnden Lahn. Ein ganz schmaler Steig, nur bei niederem Wasserstande gangbar, führte an den Felswänden vorüber; rechts und links tiefste Waldeinsamkeit. Das Hexenloch war das prächtigste Plätzchen zum Rauben und Morden.

Hier erklärte nun der Hauptmann dem gefangenen Haselborn, der Spaß sei jetzt zu Ende und seine Gesellschaft beginne ihnen langweilig zu werden, er möge also herausgeben, was er bei sich führe, Papiere oder Geld oder was es immer sei. Und zu gleicher Zeit griffen mehrere handfeste Kerle kräftigst zu, um Amos die Taschen zu leeren und die Kleider vom Leibe zu reißen. Da dieser nun sah, daß kein Verbergen mehr möglich, zog er selber rasch den Beutel voll Gold und Juwelen aus der Tasche und schleuderte ihn weit hinaus in das wirbelnde Wasser. Nun konnten doch wenigstens die Steine nicht mehr wider ihn und Ramsay zeugen.

Die Räuber, welche sich solchergestalt ihre sichere Beute entrissen sahen, wollten anfangs den Amos

seinem Beutel nachwerfen, ihn erstechen oder erschießen, allein der Hauptmann wehrte das und sprach: „Jetzt wissen wir ganz gewiß, daß dieser Bursche einer von den verdächtigen Freunden Ramsays ist. Bewachet ihn fest, damit wir ihn den Kaiserlichen ausliefern und den Preis, welchen er selber zu zahlen weigerte, von seinen Feinden erhalten; die Folterknechte werden dann schon herauskriegen, was er eben in die Lahn geworfen hat."

Im Zorn mißhandelten sie Amos eine Weile und führten ihn dann mit sich lahnaufwärts gegen Weilburg. Als Amos aber die nächste Todesangst überwunden, dachte er ganz im stillen: „Da versinken zwei Rittergüter und etwas mehr in den Wirbeln der Lahn! Hätte mich mein verfluchter Schönheitsstolz nicht verraten und wäre ich nicht immer noch zu fein für einen Bettler, so hätte ich auf eines der zwei Rittergüter wohl nächsten Monat schon des Schulmeisters Marthe heiraten können."

An einem Hügel, etwa eine halbe Stunde vor Weilburg, machte die Rotte Halt und lagerte sich. Man konnte von da droben die Stadt übersehen, wie sie mit ihren Mauern und Türmen auf einem Felsrücken emporstieg, fast rings von der Lahn umflossen. Tief betrübt blickte Amos auf das schöne, ihm so heimliche und doch jetzt wieder seltsam fremdartige Bild. Denn gar vieles erschien in den Umrissen der Stadt verändert, seit sie der junge Werbsoldat verlassen hatte. Noch in den letzten Jahren erstürmt, geplündert, durch Brand verwüstet, wollte das Weil-

burg, welches heute vor ihm lag, nicht recht mehr stimmen mit jenem, welches er seit zehn Jahren so treu im Gedächtnis bewahrte. Da fehlte ein Turm, dort waren Häuserlücken, das Schloß, vordem noch neu und schön, schaute alt und verfallen drein. — „Großer Gott!“ dachte Amos, „wenn die festesten Mauern also wankten und stürzten, wie mag es den armen, schwachen Menschen ergangen sein!“ Und es überkam ihn eine große Bekümmernis, daß die Lieben, mit welchen er nun schon monatelang so innig im Geiste verkehrte, hinweggenommen sein möchten, gleich jenen Türmen und Häusern.

Dann aber wurde dieser traurige Gedanke durch einen noch viel traurigeren verdrängt. Er sah klar, daß die Räuberbande, welche ihn gefangen hielt, Ueberfall und Plünderung der Stadt beabsichtigte. Schon nahten sich Zuzüge ähnlicher Art von den benachbarten Höhen, wie nach gemeinsamem Plane; es lagen wohl wenige oder gar keine Truppen in Weilburg, und die stündlich wachsende Bande hatte bequemes Spiel mit einer leicht einzuschüchternden Handvoll Bürger. Nun mußte Amos, der wenigstens als ein ehrlicher Soldat von Hause gezogen, als Gefangener dieses Gesindels wieder heimkehren, mußte wehrlos zusehen, wie die Bösewichter wohl gar seiner Eltern und Marthens Haus verwüsteten und ausraubten, die Leute quälten, tot schlugen, die Stadt anzündeten, um ihn selber nachgehends zu verkaufen an ein peinliches Gericht!

Inzwischen hatte der Führer des Trupps eine Streifwache gegen Weilburg geschickt, daß sie erkun-

dete, ob die Thore besetzt seien. Die Leute kamen rasch zurück, machten lange Gesichter und berichteten, bis zum Thore seien sie nicht vorgedrungen; denn schon im Weilweg, unterhalb der Kirchhofsmühle, sei die Straße durch Palliſaden und ein Fallthor gesperrt. Zwar stehe da außen keine Wache, allein an dem Fallthor sei eine landesherrliche Proklamation mit großen Buchstaben ganz frisch angeschlagen, des Inhaltes, daß Nachzüglerrotten und freie Banden, welche sich in der Gegend herumzutreiben oder gar an die Stadt heranzuschleichen wagten, als Räuber behandelt würden mit kurzem Prozeß und langem Strick.

Solche Sprache war diesem Gesindel aber ganz neu; sie waren vielmehr gewöhnt, daß selbst volkreichere Städte ihnen demütige Deputationen entgegenschickten, um die Plünderung abzukaufen. Der Hauptmann sprach: „Gestern lagen nur wenige schlechte Söldner in der Stadt; denn der Graf ist abwesend und die Hälfte der kleinen Bürgerschaft geflüchtet. Ohne Zweifel aber hat der Graf Wind von unserem Vorhaben bekommen und in vergangener Nacht jene dreihundert Mann in die Stadt geworfen, welche bei Runkel standen. Sonst würden die Weilburger wahrlich die Unverschämtheit nicht haben, eine solche Proklamation vor unserer Nase ans Thor zu heften.“

Die Mannschaft teilte des Führers Ansicht, und ohne nur einen Befehl abzuwarten, brach der ganze Schwarm auf und schwenkte rechts in den Wald nach Braunfels hinüber. Sie wollten plündern, nicht kämpfen, und so frech sie gegen den Wehrlosen waren,

so feig waren sie gegen den Gewaffneten. Als sie darum nach halbstündigem Marsch einen kleinen Trupp Soldaten, ohne Zweifel einen Vortrab, von Weilburg herüberkommen sahen, löste sich die ganze Rotte in wilder Flucht, und es gelang Amos, seinen Wächtern zu entschlüpfen.

Er eilte aus dem Walde gegen die Stadt. Zu seinem Erstaunen aber bemerkte er nun, daß beide Teile flohen. Denn in demselben Augenblicke, wo die Bande die Soldaten bemerkt und sich zur Flucht gekehrt hatte, waren auch diese erst der Gegner ansichtig worden und zurückgeprallt. Die Soldaten, etwa dreißig Mann stark, liefen wie die Hasen vor dem hinkenden Amos her, und es schien fast, als ob er allein sie in die Flucht geschlagen habe, und doch war auch er wiederum auf der Flucht vor den fliehenden Räubern. Freilich bemerkten die Soldaten bald, daß nur ein einzelner Mann hinter ihnen drein komme; sie machten darum mannhaft Front, legten selb dreißig die Musketen auf ihn an, forderten ihn auf, sich zu ergeben und machten ihn mit großem Getümmel zum Gefangenen, sofern man nämlich einen fangen kann, der uns freiwillig nachläuft. Vergebens beteuerte Amos, daß er selber ein Gefangener der Räuber gewesen sei und vielmehr Schutz bei ihnen suche. Die Soldaten — eben jene wenigen schlechten Söldlinge, von welchen der Bandenführer gesprochen — brauchten einen Gefangenen für sich, zum Zeugnis des gelungenen Ausfalles, und wenn ein Mensch wie ein Räuber aussah, so war es jetzt der zerlumpte einäugige Amos. Also

fesselten sie ihn und schleppten ihn mit Flüchen und Kolbenstößen nach der Stadt.

Vergebens rief Amos, daß er ein Weilburger Bürgerssohn sei und Amos Haselborn heiße, und ob denn keiner den alten Schneider Haselborn kenne? Keiner wollte den Namen gehört haben. Das erschreckte Amos heftig. Freilich lagen diese fremden Werbesoldaten erst seit wenigen Monaten in der Gegend.

Doch versicherte einer im Vorbeigehen, er habe wohl gehört, daß vor Jahr und Tag ein Schneider Haselborn und seine Frau in derselben Stunde an der Pest gestorben seien. Und als die Soldaten sahen, wie tief diese zweifelhafte Nachricht ihren Gefangenen erschütterte, packten sie ihn aus Mitleid etwas milder an, lockerten seine Stricke ein wenig und sprachen in anderen Worten als in Fußtritten und Kolbenstößen.

Amos berief sich auf mehrere Bürger, die ihn wohl noch kennen und für ihn gutstehen würden. Allein jedesmal hieß es, der sei verstorben oder verschollen, und die Sodaten wußten nichts von ihm. Hundertmal brannte es Amos auf der Zunge, nach des Schulmeisters Marthe zu fragen; doch er brachte das Wort nicht über die Lippen; es war ihm, als könne er durch die Verzögerung der schlimmsten Antwort sein letztes, volles Elend selber noch hinauszögern. So verstummte er, und die Stadt, welche immer näher rückte, lag vor seinem schwimmenden Auge wie ein großer Kirchhof.

Da kamen sie an die Pallisaden mit dem Fallthor und der Proklamation. Die Soldaten hielten

an, betrachteten lachend die Schrift, und einer rief: „So hat des Schulmeisters Marthe denn doch den Mut gehabt, des Grafen Proklamation anzuschlagen!“

Dieser Ausruf löste des Gefangenen Zunge. „Also lebt des Schulmeisters Marthe noch?“ fragte er bebend.

„Freilich! und ist ein Teufelsmädchen dazu!“

Das war zwiefacher Trost für Amos, denn ein Teufelsmädchen konnte unmöglich verheiratet sein. Als er aber fragte, warum sie denn Marthen gerade diesen Beinamen gäben, schwiegen die Kerle, fast als schämten sie sich. Einer der Soldaten jedoch flüsterte Amos ins Ohr: „Diese feigen Schufte“ (übrigens war er selber ebenso geschwind davon gelaufen wie die anderen) „fürchteten sich vor der Rache der Räuber und wollten des Grafen Proklamation nicht anschlagen. Die Bürger wagten es auch nicht. Da sagte Marthe, wenn kein Mann es wage, seines Landesherrn Verordnung zu verkünden, so müsse es wohl ein Weib thun, und eilte vor das Thor mit dem Schriftstück. Meine Kameraden aber bekamen nun solche Angst über diese Herausforderung, daß sie eilends das Weite suchten und gegen Braunfels davon liefen.“

Nun ging Amos ein Licht auf über die ganze Kriegsgeschichte dieses Tages. Die Bande war geflohen wegen der Proklamation und die Besatzung gleichfalls wegen der Proklamation; indem dann beide fliehende Haufen sich begegneten, glaubte ein jeder sich angegriffen, und beide prallten fliehend auseinander. In Weilburg

aber war weder der Graf, noch eine bessere Mannschaft, sondern Marthe hatte durch das Anschlagen des Mandates die Stadt gerettet und Amos obendrein aus den Händen der Räuber befreit. An ihrer mutigen That erkannte dieser seine Marthe wieder, wie sie einst so kühn unter die Werber getreten war, um ihn zu retten, und er meinte, was ihr damals mißlungen, das sei ihr heute endlich geglückt, sie habe ihn den Banden des rohen Kriegsvolkes nun doch und wohl für immer entrissen.

In dankbarer Freude vergaß Amos sogar den Verlust der Eltern; trotzdem ward es ihm bleischwer in den Beinen, als er das Weilburger Pflaster betrat, die Stätte so manchen Jammers, der ihm ans Herz griff, und ihm deuchte, er müsse heute noch viel Schlimmes dazu erfahren.

Die Bürger begrüßten die heimkehrenden Soldaten gerade nicht als Sieger, gingen ihnen vielmehr mit einem Gemisch von Furcht und Verachtung aus dem Wege. Denn die feigsten Söldlinge waren in der Regel auch die boshaftesten. Nur ein alter Leineweber warf ihnen spottend die Frage entgegen: „Was ist denn das für ein sauberer Gefangener, den ihr heute erbeutet habt?“

„Ei, er ist einer von euren Leuten,“ erwiderte der Feldwebel mit gleichem Spott, „ein Weilburger Bürgerskind! Wollt Ihr für ihn gutstehen, oder sollen wir ihn aufhängen, laut des gräflichen Mandats? Amos Haselborn schreibt er sich.“

Der Leineweber sah dem Gefangenen ins Gesicht

und lachte. „Des alten Haselborns bösen Buben habe ich vor Jahren wohl gekannt; aber dieser Kerl da sieht dem schönen Amos so ähnlich wie der Schornsteinfeger dem Müller.“

„Gottlob!“ dachte Amos, „die Leute merken wenigstens, daß ich mich gründlich verändert habe.“

„Wollt ihr übrigens genau erfahren,“ sprach der Leineweber weiter, „ob dies der wirkliche Amos Haselborn ist oder nicht, so führet ihn nur zu des Schulmeisters Marthe, die war, so viel ich weiß, der Schatz jenes Amos und wird euch heute abend ebenso gut über eure Kriegsbeute Bescheid geben können, wie heute morgen über die Proklamation.“

Der Leineweber sagte das aber nur zum Spott; denn er meinte, bei dem bloßen Namen Marthens müßten die Soldaten vor Scham rot werden bis über die Ohren. Diese aber hatten das Rotwerden längst verlernt, glaubten ihrerseits sich an Marthen zu rächen, wenn sie ihr den Landstreicher als ehemaligen Geliebten ins Haus führten, und schwenkten also zum Markt hinüber, wo Marthe mit ihrer Mutter wohnte; auch ihr Vater war in den letzten Jahren gestorben.

Amos folgte schweigend. Seit er die Straßen der Stadt betreten, schnürte es ihm förmlich die Kehle zu.

Im abendlichen Zwielicht saß Marthe in ihrer Kammer, als die Soldaten hereindrangen. Sie richtete sich auf ohne das mindeste Zeichen von Furcht. Der Feldwebel schob den Gefangenen vor und fragte:

„Kennt Ihr diesen Mann?“ Staunend und forschend blickte das Mädchen lange auf die verlumpte Gestalt und das zerhauene Gesicht und fuhr sich über die Augen, als wolle sie heller sehen. Die Erscheinung war ihr bekannt und bewegte sie tief, und doch wußte sie nicht, wo sie diese Züge hin thun solle. Da fragte Amos leis' und bebend: „Marthe! Kennst du mich nicht mehr?“

Kaum aber hatte diese den Klang vernommen, so war es, als zucke ein Lichtstrahl über ihr Antlitz und sie rief, erstarrt zurücktretend, mit jenem innersten Schrei des Herzens, in welchen sich der höchste Schmerz und die höchste Freude gemeinsam teilt: „Amos! Amos! Das ist der Amos Haselborn!“

Und ob die rohen Soldaten gleich laut auflachten, fiel sie doch dem armen Gefangenen um den Hals und konnte vor Weinen und Schluchzen kaum zu sich selber kommen. Da verstummten sogar die Söldlinge und mehrere schlichen sich sachte davon.

Amos und Marthe vergaßen ganz, daß noch andere Leute zuhörten, und überschütteten sich mit einer Flut von Fragen und Antworten, und konnten des gegenseitigen Erzählens kein Ende finden. Als aber Amos berichtete, wie er in die Hände der Nachzügler gefallen und auf Grund der von ihr angeschlagenen Proklamation wieder frei, dagegen nun von den fliehenden Weilburger Soldaten aufgegriffen worden sei, machte sogar der Feldwebel Kehrt, der zuletzt allein noch bei dem Gefangenen ausgehalten, und stieg ganz leise die Treppe hinab; denn von der Proklamation

und ihren Folgen hörte er nicht gerne reden, vorab in Marthens Gegenwart.

Es war ganz dunkel geworden in der Stube und die beiden hätten es nicht gemerkt, wenn nicht die Mutter mit Licht gekommen wäre, und nun erst sah auch Amos, daß er noch gebunden war, und Marthe löste ihm die Stricke. So saßen sie nun selb dreie beisammen, und Amos erzählte, wie er zu Hanau im Handumdrehen ganz lind und weich geworden durch die fürchterlichen Hiebe der Bauern, und wie ihn dann auf dem Schmerzenslager urplötzlich eine so tiefe Sehnsucht nach Marthen ergriffen, und wie er in der höchsten Pein zuerst erkannt habe, daß sie von allen Menschen ihm am uneigennützigsten gut gewesen sei. Und wenn er an sie zurückgedacht, dann sei es ihm gewesen, als blühe ihm die verlorene Jugend und Schönheit, als blühe ihm das verlorene Paradies der Unschuld wieder auf in ihrer treuen Seele. Allein es wundere ihn, wie Marthe auch ihrerseits so feste Liebe ihm bewahrt, die sie doch nie ausgesprochen und nie erwidert gefunden habe. Marthe aber berichtete ihm fast mit den gleichen Worten, daß in all der Not der Schreckensjahre das Andenken an den harten, schönen, leichtmütigen und doch auch wieder so guten Amos ihr wie ein tröstendes Zurückversenken in die selige Jugend gewesen sei, und daß sie in derselben ziellos sehnsüchtigen Liebe zu ihm sich hinüber geträumt, in welcher man der unschuldigen Kindheit als eines nie mehr zu gewinnenden und doch unverlorenen Kleinodes gedenke.

Darauf aber sagte Amos traurig: „Unserem inneren Glücke stünde demnach fast nichts mehr im Wege, hingegen dem äußeren alles! Es war mein Fluch, daß ich zu schön war, zu stolz auf meine Schönheit, und daß ich gar zu oft dachte und sprach, wie schön ich sei. Gottlob! jetzt bin ich nicht mehr schön. Allein ich bin auch nicht mehr schön genug für dich; denn du bist schöner geworden, als ich mir jemals vormalte; die gereifte Kraft der Seele hat die Härte deiner Züge bezwungen und verklärt. Heut morgen noch glaubte ich ein Rittergut mit dir teilen zu können, jetzt bin ich ein Bettler. Ich habe keinen Beruf, kein Vermögen, und wer weiß, ob ich je die volle Kraft meiner Glieder wieder finde, und so wird unsere Liebe bleiben müssen, was sie war: der Traum eines unverlorenen und doch nie mehr ganz zu gewinnenden Kleinods!"

Statt aller Antwort sagte Marthe, sie müsse ihm noch von den letzten Tagen seiner Eltern erzählen. Und sie berichtete dann, daß sie seit Jahren bei jenen wie das Kind im Hause gewesen sei, befreundet durch die schwere Not der Zeit, welche sie mit dem verlassenen Paare zu teilen gesucht. Sie habe geglaubt, die Liebe, welche sie dem Sohne nicht geben könne, wenigstens den Eltern schenken zu müssen. Auch in der letzten Krankheit habe sie die Alten gepflegt, und die sterbende Mutter habe ihr den Rest ihres eingebrachten Vermögens übergeben, damit Marthe das Geld aufbewahren möge für den verschollenen Sohn. „Die Summe," so schloß sie, „ist zwar kleiner als

in den guten Tagen deiner Eltern, allein da inzwischen alle Welt ärmer geworden ist, so gilt sie noch genug, daß du dir zu dem väterlichen Hause Garten und Feldgut kaufen und als ein geachteter Bürger von deiner Hände Arbeit leben kannst."

„Du beschämst mich heute allerwege," entgegnete Amos. „Am Morgen gedachte ich dir noch ein Rittergut zu schenken, und am Abende schenkst du dem Bettler sein mütterliches Erbe. Aber wenn ich schon das Rittergut nicht ungeteilt hätte genießen mögen, so nehme ich noch viel weniger das Erbe aus deiner Hand, außer du teilest mit mir und gibst mir diese treue Hand dazu."

So löste sich in des Abends stillem Frieden alles Wirrsal des heiß bewegten Tages und der sturmvollen Jahre. Und es war den Liebenden, als sei ihnen in diesem Frieden eine Verheißung gegeben, daß sie über die schreckliche Gegenwart hinaus auch den ersehnten Frieden des ganzen Vaterlandes noch erleben würden, wie sie ihn vorhergesagt glaubten in dem Taufterte des Amos: „Aber ich will die Gefängnis meines Volkes Israel wenden, daß sie sollen die wüsten Städte bauen und bewohnen, Weinberge pflanzen und Wein davon trinken, Gärten machen und Früchte daraus essen. Denn ich will sie in ihr Land pflanzen, daß sie nicht mehr aus ihrem Lande gerottet werden, das ich ihnen geben werde, spricht der Herr, dein Gott."

Fast zur selben Zeit, da Amos und Marthe Hochzeit hielten, kam aus Dillenburg die Kunde vom Tode

des General Ramsay, und das Gerücht fügte hinzu: der stolze, schöne Schotte habe sich aus Gram zu Tod gehungert. Amos war tief ergriffen von dem traurigen Ende eines so hochbegabten Menschen und erkannte, daß der schönste Mann im Heere, als Schneidersſohn geboren, zuletzt doch noch zu höherem Glück aufsteigen könne, als der schönste Mann als Kavalier geboren. Und zum wenigsten war er froh, daß Ramsay jetzt die Edelsteine nicht mehr brauche, denn die lasteten ihm noch immer etwas auf dem Gewissen.

Er widerstand auch später der Versuchung nicht, eines Nachts in Begleitung seiner Frau mit einem großen Netze nach dem Hexenloche zu gehen und dort den Fluß auf und ab zu fischen nach den zwei Rittergütern. Allein sie zogen nichts als Sand, Geröll und einen Teller voll Weißfische ans Ufer. „Schleichen wir stille wieder heim," sprach endlich Amos, „und backen wir uns die Fische morgen zum Mittagsmahl. Ein Weißfisch ist zwar der geringste Fisch, aber wenn ihn zwei junge Eheleute zusammen verzehren, die einander gerade schön genug sind und lieb übergenug und gehörig acht geben auf die vielen Gräten, dann schmeckt er doch besser als ein köstlicher Salm an der Tafel einer Gräfin oder Prinzessin — Gott habe meine Mutter selig!" —

Und als sie bei diesen Worten, vom Monde hell beleuchtet, einander ins Auge sahen, da meinten beide für sich, die Herzensgüte, welche aus den Zügen sichtbar hervorbreche, mache doch das allerschönste wie

ein etwas verunglücktes Gesicht erst wahrhaft schön, und kein Maler könne diese allerschönste Schönheit nachbilden, auch wenn er Kirchenengel zu malen verstehe.

Aber keines sagte es diesmal dem anderen.

Geſpenſterkampf.

1862.

Als Lissabon vor hundert Jahren durch das große Erdbeben zerstört wurde, stockten in Deutschland und weiter hinaus die warmen Quellen und in den Wildnissen des Walchensees stürzte ein Stück Bergwand herab. Die Quellen kamen wieder, und der Bergsturz im menschenleeren Hochgebirg schädigte niemand. Trotzdem betrachten wir mit besonderem Schauer die heute noch erkennbare Stelle, welche uns erzählt, daß das Erdbeben von Lissabon selbst in den deutschen Alpen nachgezittert habe. Die furchtbare Katastrophe tritt uns hier gleichsam persönlich nahe in ihrer unermessenen Tragweite.

So fühlt sich die tiefer sinnende Einbildungskraft wohl auch aufs unmittelbarste ergriffen, wenn sie eine Katastrophe der Weltgeschichte, die in den Geschichtsbüchern kalt und groß vor uns emporsteigt, nachzittern sieht in dem friedlichen Lebensgang eines fernab wohnenden harmlosen Menschen. Mit Schrecken erkennen wir, daß jedes noch so verborgene Menschenschicksal dennoch verflochten sei in die großen offenbaren Geschicke der Menschheit, und fühlen uns beim bloßen Anhören solch eines kleinen nachzitternden Erlebnisses persönlich gepackt, während wir die allbekannten histo-

rischen Helden der Katastrophe gegenständlich ferne kämpfen und leiden sehen, wie die Darsteller eines Trauerspiels aus dem Zuschauerraum des Theaters.

Erstes Kapitel.

Schloß Wodenburg im Nieder-Wasgau war das seltsamste Schloß von der Welt; es war keine Ruine und auch kein wohnlicher Bau, sondern ein Mittelding zwischen beidem, ein Haus, welches hundert Jahre brach gelegen, ohne daß man es hatte zerfallen lassen. Wohlerhalten umfing noch die Ringmauer mit dem wappengeschmückten Thore den Schloßhof, aber zwei Fuß vor dem Thore stand eine hochschüssige Tanne; kein Wagen konnte mehr einfahren und nur Fußgängern blieb zu den Seiten des Baumes freier Paß. Die Tanne inmitten der Einfahrt schien das echte Sinnbild des Schlosses. Das Pflaster des Schloßhofes war nirgends aufgerissen oder versunken, aber fettes Gras sproßte zwischen den Steinen und eine Ziege nährte sich seit Jahren bequem von der gepflasterten Wiese. Dieses Tier gehörte dem alten Christian, der einzigen menschlichen Seele, die hinter jenem Thore wohnte, vor welchem die Tanne Schildwacht stand. Christian hatte das Schloß obenhin im stande zu halten und nistete in einem kleinen Häuschen, welches an die östliche Seite des Hauptbaues angeklebt war, und der einsame Christian konnte selber als ein in den Wogen

der Zeit unberührt stehen gebliebenes Altertum gelten. Er unterschrieb sich „Freiherrlich von Wodenburgischer Schloßaufseher auf Wodenburg", und da das mäßig große Haus, welches er hütete, ein massiver Viereckbau mit Ringmauer und vier Erkertürmchen war und einem Freiherrn gehörte, so mußte man es immerhin ein Schloß nennen. Auch senkte sich am Südwesthange des Burgberges ein kleiner Herrengarten zu Thale nieder; neben verwilderten Hainbuchengängen wucherten dort Boskets von dicht verfilzten Brombeersträuchern, breite Beete von Nachtschatten und lange Rabatten von Brennesseln in wahrhaft tropischer Pracht. Ein Karpfenteich am Flusse des weiland terrassierten Gartens war auf die Dauer selbst den trägen Karpfen zu stillstehend geworden, und sie hatten den Fröschen und Wasserspinnen Platz gemacht, die jetzt über und unter der Decke gelbgrüner Meerlinsen ihr Wesen trieben. An die Nordseite des Schlosses lehnte eine kleine Kirche. Ursprünglich mochte sie die Burgkapelle gewesen sein; man hatte das Schiff aber schon im fünfzehnten Jahrhundert erweitert und aus der Kapelle ein Pfarrkirchlein geschaffen, in welches die wenigen armen Bewohner des am Fuße des Burgberges gelegenen Dorfes Wodenburg zum Gottesdienste gingen. Ein bedeckter hölzerner Gang verband Schloß und Kirche und führte aus den Zimmern in den herrschaftlichen Kirchenstuhl.

Diese Zimmer waren das Merkwürdigste am ganzen Schlosse. Denn man schrieb jetzt 1792, der ganze Hausrat und Schmuck der Herrschaftszimmer aber war seit etwa 1692 unverrückt und unverändert derselbe

geblieben und zwar aus folgendem Anlaß. Schloß Wodenburg gehörte den Freiherrn gleichen Namens, die bis gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts hier gewohnt hatten. Damals aber waren ihnen durch das Aussterben der jüngeren Linie weit schönere Güter jenseits des Rheines zugefallen; die Familie war auf das andere Ufer übergesiedelt, hatte dort ein größeres Schloß, viel prächtiger eingerichtet, vorgefunden und die alte Stammburg fortan innen und außen stehen lassen, wie sie stand. Nur selten besuchte noch einer der Herren auf etliche Stunden die verwaisten Räume, gewohnt oder auch nur übernachtet hatte seit hundert Jahren niemand mehr in denselben. Der altväterliche Hausrat war anfangs aus kluger Vorsicht in unverrücktem Stand erhalten worden, später aus Pietät, und wenn die Freiherrn einen treuen Diener zur Ruhe setzen wollten, so schickten sie ihn als Hüter ihrer Familienreliquien nach Wodenburg.

Nun wurde der Wodenburg aber doch wieder einmal ein längerer Besuch zugedacht und zwar von zwei schönen zwanzigjährigen Mädchen im September 1792. Charlotte, die einzige Tochter des verwitweten Herrn von Wodenburg, hatte sich's als die höchste Gunst vom Vater erbettelt und erstürmt, daß sie mit ihrer Freundin Sophie zwei Tage in den geheimnisvollen Zimmern des alten Schlosses schwärmen dürfe, wo die Zeit hundert Jahre lang still gestanden. Diese Freundin, die Tochter eines reichen Kaufherrn, war mit ihr in Berlin erzogen worden; sie weilte gegenwärtig als Gast in dem väterlichen Hause und wurde

in aller Weise geehrt und gefeiert. Charlotte jedoch meinte, was sie Sophien an äußeren Genüssen bieten könne, das habe dieselbe längst schon feiner und voller in dem großstädtischen Leben gekostet, ein wahrhaft neuer Genuß dagegen würden ihr ohne Zweifel zwei Tage auf Wodenburg sein. Die Thorfahrt mit dem Tannenbaum, die gepflasterte Ziegenweide, die Zimmer mit dem hundertjährigen Hausrat und der alte Christian dazu, das waren Dinge, die man in Berlin für alles Gold des reichsten Bankhauses nicht haben konnte. Bei diesem Anlaß wollte Charlotte dann auch einen ihrer liebsten und ältesten Wünsche befriedigen. Denn bisher hatte sie immer nur auf flüchtige Minuten durch die geheimnisvollen Zimmer von Wodenburg wandeln dürfen; aber Tag und Nacht möglichst einsam dort zu verweilen, das deuchte ihr grauslich schön, und ganz besonders sehnte sie sich nach den Schauern der Nacht und nach dem wundersamen Traum, welchen sie sicherlich in dem großen Himmelbett und unter der schweren seidenen Bettdecke träumen müsse, unter welcher ihre Ahnen vor hundert Jahren zum letztenmal geschlafen. Nur frische Matratzen, Kissen und Leintücher bat sie, vorher hinüberzuschicken; denn in diesem Stücke fürchtete sie etwas die Familienheiligtümer des siebzehnten Jahrhunderts.

Als der Vater endlich dem Andringen der Tochter nachgab, ward der große Reisewagen gepackt und mit Mundvorrat gefüllt, als gälte es eine achttägige Belagerung des Schlosses auszuhalten. Etliche Flaschen Wein aus dem siebzehnten Jahrhundert wurden mit

besonderer Sorgfalt in die Seitentaschen des Wagens geborgen; sie konnten ohne chronologischen Verstoß aus den alten Venetianer Gläsern auf Wodenburg getrunken werden; der Schinken, die Würste und die Wildbretpastete freilich waren neueren Datums. Frau Weiland, eine ehrsame Pfarrerswitwe, welche dem Freiherrn den Haushalt führte, begleitete die beiden Mädchen in der Doppeleigenschaft einer Oberhofmeisterin und Kammerjungfer und der Kutscher sollte zugleich als Bedienter aufwarten. So glaubte der Vater jeder Forderung des Anstandes, der Sicherheit und Bequemlichkeit genügt zu haben. Er selber aber wollte am dritten Tage, bis wann sich die Mädchen seiner Ansicht nach in dem alten Neste wohl satt gelangweilt hätten, hinüberkommen, um die ganze Gesellschaft wieder heimzuführen.

Am Nachmittage hielt der Wagen bei der Tanne vor dem Schloßthor. Die beiden Mädchen stiegen lachend aus, schlüpften, jede auf einer anderen Seite des Baumes, zum Portale hinein und schritten dann Arm in Arm über den grasbewachsenen Hof, wo sie von dem alten Christian staunend begrüßt wurden. Nachdem ihn Charlotte wegen der nötigen Vorkehrungen an Frau Weiland gewiesen, führte sie ihre Freundin in den verwilderten Schloßgarten. Beide schwelgten zunächst in der Wonne, ungestört und einsam sich selber zu haben, und der schwärmerischen Charlotte gesellte sich noch die nicht minder süße Lust hinzu, diesen wundersamen Ort, von welchem sie so oft erzählt, der Freundin mit beredtestem Führereifer nun in voller

Wirklichkeit zu zeigen. Indem sie Sophien durch die Buchengänge führte, wo sie schon als Kind seltsam aufgeregt umhergestreift, war es ihr, als sei ihre Freundschaft, die doch kaum sechs Jahre alt, nunmehr auch in die Kinderjahre zurückverlängert worden. Denn wenn wir jemand recht lieb gewinnen, wird es uns ja ohnehin schwer, zu begreifen, daß es einmal eine Zeit gab, da wir noch gar nichts von ihm wußten, und wir dichten uns gerne das wahrhaftige Märchen vor, als sei eine Neigung, die nur mit uns selber sterben soll, auch von Anbeginn mit uns selber geboren.

„Dieser Lustgarten ist doch etwas unwegsam," sagte Charlotte; denn sie war eben mit ihrem Kleide in einem Dornbusch hängen geblieben, und als sie zugriff, um sich frei zu machen, verbrannte sie die Finger an einer großen Nessel. „Sehr unwegsam! Uebrigens habe ich meine eigenen Gedanken, wie dem abzuhelfen sei. Setzen wir uns auf diesen Baumstamm; ich will dir meinen Plan vorlegen." Es war in der That das beste, sich auf den Stamm zu *setzen*; denn über ihn *hinauszusteigen* hätten die beiden Mädchen doch nicht vermocht. Eine dicke, knorrig verästete Eiche, von den Stürmen des letzten Frühjahrs gefällt, lag nämlich quer über dem verwachsenen Pfade, jeden weiteren Schritt verbietend.

Charlotte begann: „Mein Lehrer behauptete, Wodenburg habe ursprünglich Wodansburg oder der Berg des Wodan geheißen, und was wir als alt oben in dem Schlosse anstaunen, das sei im Grunde funkelnen gegenüber jenem Uraltertum, auf welches der Name des

Berges zurückdeutet. Wo jetzt die Kirche steht, da lag die Opferstätte, der heilige Hain des Wodan; in den katholischen Zeiten war darum die Kirche dem Erzengel Michael geweiht, dem Nachfolger und Erben Wodans auf so manchem Berge. Was sagst du dazu, Sophie, wenn wir dem alten Wodan wieder zum Rechte verhülfen und diesen verwilderten Lustgarten in seinen Opferhain verwandelten?" —

Sie hielt an, wie jemand, der auf eine bedeutende Frage eine bedeutende Antwort erwartet.

Sophie jedoch warf ganz leichtfertig die Worte hin. „Aber der Hain des Heidengottes war ja, wie du selber bemerktest, gar nicht im Lustgarten, sondern oben, wo die Kirche steht."

„Liebe Freundin," sagte Charlotte, „wo es sich um eine zweitausendjährige Geschichte handelt, da verzeiht man's den größten Gelehrten, wenn sie einen ganzen Büchsenschuß weit nebens Ziel schießen, warum sollte man es uns nicht verzeihen, daß wir hier den Wodanshain einen Büchsenschuß seitab vom rechten Flecke stellen? Das ist antiquarische Lizenz. Hier unter deutschen Eichen und Buchen wollen wir uns in Germaniens und des Wodansberges Urgeschichte zurückversenken, hier wollen wir Klopstocks Bardiete lesen und die Gesänge der Barden Rhingulf und Sined, und einige Gartenbänke im altdeutschen Bardenstil müssen dann auch neben den gebahnteren Pfaden aufgestellt werden, denn auf diesem knorrigen Eichenstamm sitzt man doch entsetzlich schlecht, und an der lieblichsten Stelle des Haines muß Klopstocks Büste auf granitenem

Sockel aus dem Dickicht hervorleuchten. Ich habe schon die Inschrift für den Sockel gewählt, die Chorstrophe der Hermannsschlacht:

Höret Thaten der vorigen Zeit!
Zwar braucht ihr, euch zu entflammen, die Thaten der vorigen Zeit nicht,
Doch tönen sie euerm horchenden Ohr,
Wie das Säuseln im Laube, wenn die Mondnacht glänzt!"

„Bei Wodan und Braga! Das wäre schön!" bemerkte Sophie fast spöttisch und rümpfte kaum merkbar das kleine Spitznäschen. „Aber zerstörst du dir nicht selber wieder dein Altertum, wenn du Klopstock, einen Lebenden, mitten hineinpflanzest?"

Mit Eifer versetzte Charlotte: „Nein! Und zwar um deswillen nicht, weil Klopstock ein Dichter ist. Mit dem rückwärts gewandten Sehergeiste des Sängers bürgerte er sich ein unter den traumhaften Gestalten der dunkelsten Vergangenheit und ließ uns alle heimisch werden unter ihnen und einherwandeln neben Wodan und Hermann. Und wie er jedes empfindsame Gemüt unter den Lebenden hineingeführt in den altdeutschen Urwald, daß wir schauten und lauschten, so stelle ich auch seine, des Lebenden, Büste mitten in Wodans Hain. Das Brustbild des Altertumsforschers würde mir das Altertum meines Haines stören, nicht aber das Brustbild des Dichters. Der Forscher enthüllt uns, wie fernab dem heutigen Leben die alte Zeit liegt, welche er zergliedert; der Dichter singt uns unmittelbar in den Traum der alten Zeit, daß uns tausend Jahre werden wie ein Tag und die eigene

Gegenwart uns versinkt in dem Zauberbilde der Vergangenheit."

Die beiden Mädchen erhoben sich schweigend und stiegen die Nordseite des Abhanges hinauf, bis sie, aus dem Garten tretend, vor der Kirche standen.

„Wir kommen von dem verwachsenen Pfad der Sage auf festen geschichtlichen Boden," sagte Charlotte, indes sie die Freundin durch die offene Kirchenthür zur Sakristei führte. „Sieh hier dieses alte Meßgewand; ich kann es nur mit Entsetzen und doch auch wieder — du magst mich tadeln — mit einem gewissen Stolze betrachten. Die dunkeln Flecken auf dem Gewande sind Blutflecken, das runde Loch in der Mitte ward von einer Kugel geschlagen. Unsere Familie bekannte sich schon in der ersten Zeit der Reformation zum lutherischen Glauben; die Nachbarschaft war zum großen Teile bischöfliches Gebiet, also katholisch. Da schlichen sich nun die Priester bald offen, bald heimlich herüber, um unsere Bauern wieder rückfällig zu machen zum Papsttum. Mein Ahnherr drohte solchen Sendlingen mit schwerster Strafe. Vergebens! Als er einmal mehrere Wochen von Wodenburg entfernt gewesen, vernahm er bei der Heimkehr unten im Dorfe, ein Priester habe sich gar in seine eigene Schloßkirche geschlichen und lese die Messe. Wütend über solche Frechheit stürmt mein Ahn den Berg hinauf, tritt in die Kirchenthüre, sieht den Priester am Altare und schießt ihn nieder, ohne ein Wort zu reden. Seitdem hat man nicht mehr versucht, die Wodenburgischen Bauern katholisch zu machen; das durchschossene

blutige Meßgewand aber ward zum ewigen Andenken hier in der Sakristei bewahrt."

Charlotten war fast der Atem vergangen, während sie die wohlbekannte Geschichte am Orte der That der Freundin erzählte, und diese wandte sich schaudernd ab von dem durchbohrten Gewand und rief: „Fürwahr, das ist entsetzlich!" Als sie aber die Kirche verlassen hatten und zum Schlosse hinüberschritten, gewann das Nachdenken bei der anmutig verständigen Sophie zuerst wieder die Oberhand über den unmittelbaren Gefühlseindruck. Sie sprach: „Unsere aufgeklärte Zeit wird dem Ritter recht geben, daß er mit dem Priester so kurzen Prozeß gemacht. Geht man doch weiter und macht jetzt drüben in Frankreich auch den Rittern gerade so kurzen Prozeß. Vielleicht kommen dann wieder Tage, wo man jenen Priester wie diese Ritter gleicherweise Märtyrer nennen wird. Uebrigens begreife ich, daß du nicht ohne Stolz der erschrecklichen Geschichte gedenken kannst. Es erhebt uns, die Vorfahren handelnd in weltbewegende Ereignisse verflochten zu sehen, sei ihre That auch noch so klein gewesen. Die Familiengeschichte hat dann doch ein Stücklein Weltgeschichte aufzuzeigen. Und dünkt die That uns hart und grausam, so sprechen wir: das war die Schuld jener harten Zeit, dem Ahnherrn aber schreiben wir es gut, daß er als ein Kind dieser Zeit wenigstens keck und frischweg gehandelt habe."

Bei diesen Worten betraten sie die alten Herrschaftszimmer. Die sahen so behaglich aus und doch zugleich so gespensterhaft. Zwar stand noch all der

Hausrat unverrückt, wie ihn die Familie vor hundert Jahren verlassen, und füllte fast zum Uebermaß die engen Räume. Trotzdem erschienen diese leer. Denn auf dem Nähtisch fehlte die halbvollendete Arbeit der Hausfrau, auf dem Schreibpulte Bücher, Papiere, Tintenfaß, bei den kleinen Stühlchen der Kinder lag kein Spielzeug, und obgleich die Toilette im Schlafgemach noch mit dem Silberspiegel und den großen Wasserbecken prangte, vermißte man doch jene zahllosen Fläschchen, Töpfchen und Kästchen, welche eine Dame für ihren Putz bedarf. Alle diese Dinge hatte man mitgenommen. Sie verbinden aber den gröberen Hausrat erst recht persönlich mit dem Besitzer und erzeugen jene kleine Unordnung, die auch dem verlassenen Zimmer das trauliche Gepräge eines bewohnten Raumes gibt. An den Wänden hingen die Brustbilder der ehemaligen Bewohner, im steifsten Prunke kalt und hart gemalt. Sie schauten so ernst und traurig darein und schienen sich zu langweilen in den überfüllten und doch leeren Räumen, in welchen die Zeit hundert Jahre lang still gestanden.

Die Stühle und Sessel des Staatszimmers waren mit Stickereien bedeckt, welche das Auge der beiden Mädchen besonders fesselten. So stickte man jetzt nicht mehr; das waren ganz verschollene Sticharten. Wie lange schon moderten die Hände der Frauen und Fräulein des Hauses, welche vermutlich diese mühsame Arbeit ausgeführt! Hier entdeckte man noch einen kleinen Fehler, dort hatte sichtbar eine andere, fertigere Hand begonnen. Was mochte die Stickerin gedacht und em-

pfunden haben, als sie in so beschaulicher Arbeit hier die Nadel führte!

Mit derlei Fragen und Ausrufen warfen sich die Mädchen zuletzt bequem in die alten Sessel. Sophie aber meinte, es komme ihr nun doch nicht vor, als seien die ursprünglichen Besitzer erst gestern von diesen Stühlen aufgestanden, denn die Sonne habe inzwischen ja alle Farbe der Stickerei hinweggebleicht und die Mottenlöcher im Rückkissen stammten wohl auch nicht von Anno 1692. Wären die alten Stühle noch neu, dann könnte man sie ein echtes Altertum nennen, da sie aber inzwischen so sehr gealtert, so seien sie eben nicht mehr die alten, sondern neu in einem anderen Sinne; denn die hundert Jahre hätten sie nun doch ganz leise zu etwas anderem gemacht, als sie ursprünglich gewesen.

Charlotte, welche die Ironie der Freundin allezeit zum Ernste zurückbog, erwiderte: „Liebe Sophie! Ich sage in deiner Redeweise, du würdest etwas vernünftiger reden, wenn du etwas weniger Verstand hättest. Das Alte, genau so, wie es vor hundert Jahren war, rührt uns nicht, ja wir vermöchten es nicht einmal als alt zu erkennen. Wir müssen nicht bloß schauen, wie es ursprünglich gewesen, sondern auch wie das Jahrhundert verändernd darüber hingegangen ist. In diesem Widerspruche liegt die Poesie des Altertums. Die Burgruine versetzt uns mitten unter die Ritter, nicht aber das wohlerhaltene altdeutsche Schloß, obgleich die Ritter doch nicht in Ruinen hausten. Aber die Ruine weckt in uns den ganzen

Schauer der Vergangenheit, und indem wir das Alte als gestorben umfassen, wird es uns wieder wahrhaft lebendig. Das Alte als Gegenwart auf uns wirken zu lassen, vermag in aller Welt nur der Dichter; darum kann man sagen, er zieht uns reiner in ferne Zeiten zurück als alle Trümmer und Antiquitäten der Welt.

Wie es aber Stimmungen gibt, in welchen man zum Kirchhofe sich flüchtet, nicht um die Toten zu schauen, wie sie leibten und lebten, sondern um mit ihnen als Toten lebendig zu verkehren, so zog mich auch die friedlose, zerwühlende Stimmung dieser Zeit schon lange nach Wodenburg. Denn wenn von Frankreich herüber jeder Tag eine neue Greuelbotschaft bringt, wenn das Erdbeben der Revolution die Grundpfeiler von ganz Europa erschüttert, dann mag man wohl gerne auf ein paar Tage sich und die Welt vergessen in diesem grabesstillen Heiligtum, umrauscht von den Geistern eines vergangenen Jahrhunderts, welches sturmvoll war wie das unserige; in seinen Reliquien aber zeigt es uns traulichste Ruhe, denn der Friede des Todes liegt auf ihnen."

Sie erhob sich und führte die Freundin in das nahe Erkerstübchen. „Sieh im Westen jene blauen Berge, hinter welchen soeben die Sonne versinkt! Sie liegen in Frankreich. Bei uns ist noch Frieden; da drüben wütet der Krieg. Was hilft alles Selbstvergessen? Das Leben behält dennoch sein Recht. Hinter jenen blauen Bergen kämpfen deutsche Krieger, um das Advokatenregiment in Paris zu stürzen und den

König wieder auf seinen Thron zu setzen. Die ausgewanderten französischen Edelleute, welche mein Vater gastlich aufnahm, bringen ihm täglich hoffnungsvollere Kunde. Wenn nun der Vater uns übermorgen abholt und uns vom Thore aus schon entgegenriefe, daß das deutsche Heer des Herzogs von Braunschweig gesiegt, daß es Paris im Sturm genommen habe, daß das gute alte Recht von nun an wieder Recht sein und bleiben werde! O liebe Sophie, wir würden den ganzen Plunder vom siebzehnten Jahrhundert und alle Heiligtümer von Wodenburg vergessen und uns glücklich preisen, daß uns Gott vergönnt, in keiner anderen Zeit zu leben, als in dieser schönen Gegenwart!"

Sophie drückte der Freundin warm die Hand und schwieg und schüttelte leise mit dem Kopfe. Charlotte sah es nicht; sie starrte mit Thränen im Auge westwärts nach den blauen Bergen und dem blutrot verglühenden Abendhimmel.

Zweites Kapitel.

Beim Abendbrote erschien Frau Weiland, die Oberhofmeisterin, um mit den Mädchen zu speisen. Christian wartete auf; den Kutscher hatte man samt den Pferden in der Dorfschenke untergebracht. Das Tischgespräch war trocken und gleichgültig; in Gegenwart einer Oberhofmeisterin kann auch das phantasievollste Mädchen keine Geister beschwören. Die beiden

Fräulein nippten ein wenig an dem hundertjährigen Weine, die ehrwürdige Frau that einen tieferen Trunk. Charlotte rühmte die duftende Blume des alten Gewächses, Sophie tadelte den herben Geschmack, Frau Weiland empfahl seine magenstärkende Kraft. So fand eine jede ihren eigenen Geist wenigstens im Weine wieder.

Gleich nach Tische sagten die Mädchen der alten Dame gute Nacht. Charlotte hatte gesorgt, daß Frau Weiland jenseits der Hausflur schlief, welche die Gemächer des oberen Geschosses in zwei Hälften teilte. Sie wollte möglichst einsam mit ihrer Freundin die süßen Schauer einer Nacht auf Schloß Wodenburg durchkosten.

Als die Mädchen nun so allein bei zwei flackernden Kerzen saßen, beschlich sie beide doch ein peinliches Bangen; aber keine gestand es der andern. Die aufregenden Gespräche und Eindrücke des Tages zogen ihnen durch die Seele; sie schauten einsilbig, oft lange schweigend vor sich hin.

Man hörte dröhnende Tritte in der Vorhalle. Die Mädchen schraken zusammen. „Es ist wohl Christian, der das Thor schließt und in sein Häuschen zu Bette geht," sagte Sophie lächelnd, rascher gefaßt als ihre Freundin.

Dann gab es wieder eine lange Pause; man hörte den Holzwurm im Getäfel klopfen.

Die ferneren Winkel des Zimmers waren nur dämmerig beleuchtet, rechts und links aber führten offene Thüren in zwei Schlafgemächer. In dem einen stand das riesige Ehebett, welches Charlotte für sich

zum Lager erkoren, in dem anderen ein kleineres altes Bett, für Sophien bestimmt. Keine aber wagte es jetzt, in die dämmerigen Winkel oder gar in die dunkeln Kammern zu blicken. Ein Krachen in dem trockenen alten Holzwerk steigerte die Furcht.

„Fürchtest du dich?" fragte endlich Sophie kleinlaut.

„Wie sollte ich mich fürchten?" entgegnete Charlotte mit einer Stimme, welche ihre Frage Lügen strafte. „Ich sehe mich hier von vertrauten Gestalten umschwebt. In einem adeligen Hause bürgert man sich von Kindesbeinen in die Vergangenheit ein. Die alten Herren und Frauen, welche von diesen Bildern auf uns herabblicken" — doch wagte sie keinen Gegenblick — „haben nichts Gespenstisches für mich; ich habe, seit ich denken kann, mit ihnen gelebt, und sollten sie gleich auf der Stelle mir als Geister erscheinen, so weiß ich doch, daß ich mich in der Familie und in bester Gesellschaft befinde."

„Ei, dann fürchte ich mich noch viel weniger," parodierte Sophie. „In einem bürgerlichen Hause lebt man von Kindesbeinen immer frisch in der Gegenwart und weiß, daß das Vergangene tot ist. Und wenn dir's vor jenen Geistern nicht bangt, weil sie dir nur als gute alte Bekannte erscheinen können, so habe ich's noch viel sicherer, denn ich weiß, daß sie überhaupt gar niemals kommen werden."

„Es lohnte wohl die Probe, welcher Glaube besseren Schutz gewährt!" rief Charlotte, zitternd vor Angst und Unmut. „Verlangst du es, so gehe ich auf der Stelle ganz allein in den Wodanshain hinab

und bringe dir einen Zweig der Eiche, auf welcher wir heute saßen."

„Das wäre doch ein schwacher Beweis!" entgegnete Sophie und schüttelte die Locken ihres kleinen Trotzköpfchens. „Vor dem Wodan habe ich nun gar keine Angst. Der ist mir viel zu alt. Auch die Unsterblichkeit der Gespenster ist nur eine verlängerte Sterblichkeit, und eine alte Geschichte, die so ewig lange her ist, verliert zuletzt den unmittelbaren Duft des Altertums. Vor dem Geiste eines gestern Verstorbenen fürchten sich die meisten Leute, vor den Geistern Adams und Evas fürchtet sich kein Mensch mehr. Mir dünkt es viel bequemer und doch überzeugender, wenn du einmal versuchtest, eine Weile fest und unverwandt in jenes dunkle Zimmer zu schauen."

Charlotte wagte den Versuch, fuhr aber rasch zurück und heftete den Blick beschämt auf den Tisch.

Sophie sprach nunmehr mild und begütigend: „Liebe Freundin, am Ende fürchten wir uns alle beide, obgleich eine jede für sich das beste Schutzmittel wider die Furcht besitzt. Ich gestehe dir auch gerne, daß es mir unheimlich ist, dort in der dunkeln Kammer allein zu schlafen, nicht aus Furcht vor Gespenstern, sondern aus Furcht vor der Gespensterfurcht. Das Ehebett, welches du dir ausgewählt, hat Raum für vier so dünne Gestalten wie wir und scheint eher ein Bett für die ganze Familie als ein bloßes Ehebett gewesen zu sein. Wie wäre es, wenn du mir Gastfreundschaft in deinem ungeheueren Bette gewährtest? Können wir nicht schlafen, so lassen wir

das Licht brennen und plaudern durch die ganze Nacht alle Gespenster hinweg."

Sichtbar entrüstet lehnte Charlotte diesen Vorschlag ab. Das große Himmelbett war ihr immer ein ganz besonderes Heiligtum gewesen; hier hatten ihre Ahnen vor hundert Jahren zum letztenmal geschlafen, und wenn das Bett ja noch einmal benützt werden sollte, so durfte ihres Erachtens nur ein Glied der Familie dasselbe wieder einweihen. Es war anmaßlich von der bürgerlichen Kaufmannstochter, der Versuch einer Profanation, daß sie zum erstenmal mitschlafen wollte in der adeligen Familienreliquie. Dennoch kämpfte bei Charlotten die Liebe zu der treuen Freundin mit dem abenteuerlichen Vorurteil.

Sophie aber schnitt den Knoten rasch entzwei und sagte: „Fürchtest du dich nicht, allein in dem großen Bette zu schlafen, so fürchte ich mich in dem kleinen noch viel weniger."

Abermals gab es eine Pause peinlichen Schweigens.

Da erklang plötzlich Musik durch die lautlose Stille der Nacht, tiefe, ernste Töne, die immer mächtiger aufsteigend heranwogten; sie hallten von der Kirche herüber, es waren Orgeltöne! Doch mit solcher Macht hatten die Mädchen noch niemals Orgel spielen hören und noch niemals so altertümlich erhabene Harmonien, die wie ein breiter Strom, Flut an Flut, einherbrausten.

Charlotte ward totenblaß und hielt sich krampfhaft an der Lehne ihres Sessels. Sophie sprang auf mit einem hellen Schrei. Sie sah auf die bleiche

Freundin, welche gerade unter dem Bilde ihrer Urgroßmutter saß, und bemerkte entsetzt, wie ähnlich jetzt die Urenkelin der Ahnfrau sei, nur deuchte ihr das Bild ein lebendes Wesen und die erstarrte Freundin das Gespenst des Bildes, und sie wußte nicht, was sie tiefer erbeben mache, die Orgeltöne aus der Kirche oder die Geistergestalt Charlottens.

Diese aber winkte ihr Stille, erhob sich heldenhaft fest und sprach: „Sophie! Ich muß hinüber in die Kirche. Jetzt oder nie kann ich inne werden, ob es den Lebenden vergönnt ist, mit ihren Vorfahren über das Grab hinweg zu verkehren.“

Sophie hielt die Freundin am Kleide fest, bat und flehte, daß sie da bleibe, und wollte Frau Weiland und Christian wenigstens als Schutzwache herbeirufen. Alles vergebens! Schon schritt Charlotte zu der Thür des Ganges, welcher auf den herrschaftlichen Kirchenstuhl führte; der Schlüssel steckte, die Thüre war nur von innen verschlossen. Charlotte beschwor Sophien, keinen Lärm zu machen; es war, als werde sie von den fort und fort heranwogenden Tönen widerstandslos hinweggezogen.

„Wenn wir denn durchaus Geister sehen müssen, so will ich wenigstens Licht dazu haben,“ rief Sophie verzweiflungsvoll, holte eine der brennenden Kerzen und eilte der Freundin nach. Das andere Licht blieb in dem verlassenen Zimmer.

Auf dem Verbindungsgange erreichte sie wieder die traumhaft, aber fest Voranschreitende, umklammerte sie und sprach: „Teuerste Charlotte! Blicke doch hier

seitwärts nach den Kirchenfenstern: in der Kirche ist's ganz dunkel und die Orgel wird sicher wo anders gespielt. Und grauft es dir denn nicht vor dem blutigen Meßgewand?"

„Es ist ein Zeugnis des Glaubenseifers meines Ahnherrn und mit diesem Gedanken kann ich es zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ruhig betrachten," erwiderte Charlotte.

Jetzt traten sie in den Kirchenstuhl. Mit einem abgerissenen Accord verstummte die Orgel. Obgleich die plötzliche Stille nunmehr fast unheimlicher war als vorher die Musik, so schritt doch Charlotte aus dem Stuhle auf die nahe Orgelbühne. Da trat ihnen ein altes, hageres Männlein entgegen; in der Linken hielt es eine trübe Laterne, mit der Rechten streckte es ein großes Notenbuch vor, gleich einem Schilde. Beide Parteien blieben stehen und maßen sich eine Weile schweigend: Charlotte fast unwillig verwundert, als wollte sie fragen — „Nichts weiter?" Sophie in unruhiger Angst; der alte Mann mit zweifelnd verwirrten Blicken.

Endlich rief Sophie: „Der Mann ist kein Gespenst; er hat von Noten gespielt: Gespenster spielen alles aus dem Kopfe!"

„In der That, das ist nicht die Urgroßmutter von dem Bilde, sondern die Urenkelin, unser gnädiges Fräulein Charlotte," sprach jetzt der Alte gleichfalls sichtlich erleichtert, nahm sein Notenbuch unter den Arm und machte einen Bückling, wie er vor fünfzig Jahren schon altmodisch gewesen. „Christian hat mir nicht gesagt, daß die Herrschaften im Schlosse

sind, sonst würde ich gewiß zu so später Abendstunde die Orgel nicht berührt haben."

„Und wer seid Ihr denn eigentlich, guter Mann?" fragte Sophie.

„Ich bin der abgesetzte Schulmeister und Organist Kaspar Rübsamen."

Beschämt wollte Charlotte wieder hinweggehen. Sie hatte zum wenigsten den glaubenseifrigen Ahnherrn mit seinem Mordgewehr zu sehen gehofft, und nun war es bloß ein lebendiger abgesetzter Schulmeister mit einem abscheulich plebejischen Namen.

Aber der Alte vertrat ihr den Weg und bat demütigst um kurzes Gehör. Es sei ihm schweres Unrecht geschehen und vergebens habe er bisher um eine Audienz bei dem Kirchen- und Schulpatron, ihrem gnädigen Herrn Vater, nachgesucht; auch seine schriftlichen Eingaben seien unbeantwortet geblieben. Nun wolle er der Tochter wenigstens sein Leid klagen, vielleicht lege sie ein Fürwort bei dem Vater ein.

Gutherzig und allezeit bereit, einem schuldlos Gekränkten zu helfen, kehrte Charlotte wieder um, und nach ihrer Art jede Thatsache mit höheren Bezügen verknüpfend, dachte sie, diese Geisternacht auf Wodenburg sei denn doch eine Fügung des Himmels, der verborgenes Unrecht habe ans Licht bringen wollen. Sie setzte sich also mit Sophien auf die Bänke neben der Orgel und sprach herablassend und mit entsprechender Handbewegung zu dem Schulmeister: „Setze Er sich, Wurmsamen, und rede Er ganz frei."

„Rübsamen, wenn Ew. Gnaden erlauben! Ich

war vierzig Jahre lang Schulmeister und Organist im Dorfe Wodenburg und darf mich wohl einen schulgerechten Musikanten nennen; denn ich lernte das Orgelspiel und den Kontrapunkt von einem Schüler des großen Sebastian Bach. Heiligere Musik als dieser erhabene Ahnherr meiner Kunst hat kein Mensch je geschrieben, und so spielte ich denn beim Ein- und Ausgang der Kirche und zwischen Altardienst und Predigt immer nur Präludien und Fugen, Phantasien und kontrapunktierte Choräle vom alten Bach. Der alte Pfarrer verstand die Musik und erbaute sich daran, und die Bauern, welche nichts davon verstanden, erbauten sich ebenso gut. Nun kam aber eine neue Zeit und ein neuer Pfarrer. Leichtfertige Schwarmgeister wurden Mode, Gluck, Haydn, Mozart und wie diese verliebten Bänkelsänger alle heißen, in deren Harmonie keine Kunst und Schule, in deren Melodie keine Pracht und Gravität zu spüren ist. Der neue Pfarrer war ein Rationalist. Er wollte kürzeres Orgelspiel, weil die Wassersuppe seiner Predigt so ungeheuer breit und lang fließt, und befahl mir, meine Fugen abzukürzen. Der Ignorant! Eine Fuge ist ein unlösbares Ganzes, wie kann man die abkürzen? Es ist, als wollten gnädiges Fräulein Ihren Strumpf kürzen, indem Sie ihn unten abschneiden: die ganze Strickerei fädelt sich auf und alle Zehen kommen heraus. Dem neuen Pfarrer war meine alte Musik überdies zu orthodox, zu wenig aufgeklärt. Wir zankten uns darüber, der Pfarrer wurde grob und ich wurde noch gröber; denn wenn man mir an meine Heiligtümer

der guten alten Zeit taſtet und an meinen Ahnherrn Sebaſtian, dann kann ich ſackgrob werden, und ſo ward ich ſchließlich wegen Injurien gegen den Pfarrer des Dienſtes entſetzt. Jetzt ſpielt ein neuer Schulmeiſter zum Eingang ein Rondo von Pleyel und zum Ausgang den Menuett aus Don Juan, und das paßt vortrefflich zu der Predigt in der Mitte. Tiefer jedoch als der verlorene Dienſt ſchmerzt es mich, daß ich nur noch wie ein Dieb in der Nacht Orgel ſpielen darf; denn der neue Schulmeiſter läßt mich natürlich nicht hier herauf. Der alte Chriſtian aber, der alles Altertum zu ſchätzen weiß, gab mir ſeinen Kirchenſchlüſſel, damit ich wenigſtens im Dunkeln, wann die geſpenſterſcheuen Leute des Dorfes ſich nicht mehr auf den Berg wagen, heimlich den großen Geiſt vergangener Zeit beſchwören kann."

„Und fürchtet Ihr Euch nicht?" unterbrach ihn Sophie.

„O nein! Der alte Bach ſcheucht mir allen Spuk hinweg. Indem ich mich in die geheimſten Gedanken des unſterblichen Toten verſenke, wird alles um mich her lebendig und ſprüht und leuchtet lauter Leben. Wie ſollen ſich Geſpenſter in ſolche Fülle von Licht und Leben wagen? Wenn ich ja dergleichen fürchtete, ſo wäre es am hellen Tage drunten bei dem neuen Pfarrer und Schulmeiſter; die ſind tote Schatten, bei denen mir's kalt ums Herz und Nacht ums Auge wird."

„Und doch zittertet ihr vorhin bei unſerem Anblick? Sind wir auch ſolche tote Schatten?" fragte die mutwillige Sophie.

„Furcht ist ein eigen Ding," entgegnete der Alte. „Wenn man auch das beste Schutzmittel wider dieselbe besitzt, so läuft es einem doch manchmal eiskalt den Rücken herunter. Uebrigens hielt ich nicht umsonst mein Notenbuch wie einen Schild empor. Es enthält jene überaus herrlichen Choralfugen, welche Sebastian Bach so bescheiden als seiner ‚Klavierübung dritten Teil' bezeichnet hat, und zwar in des Meisters eigener Handschrift. Betrachten Sie mit Ehrfurcht diese windschiefen Noten, diese gekritzelten Korrekturen und vor allem die vielen Tintenkleckse. Sie sind ein Zeichen der Echtheit. Denn der große Sebastian radierte nie und strich selten aus, sondern wenn er sich verschrieben, wischte er die falsche Note mit dem Finger weg und putzte denselben dann vermutlich an der Perücke ab oder an dem Futter seiner Rockschöße. Bei diesen Tintenklecksen, die wie Kometenschweife durch die Fixsternreihen des Notenfirmaments fahren, fühlt man den unmittelbarsten Hauch des schaffenden Geistes, und oft birgt der Klecks eine nicht minder tiefe verlöschte Schönheit als die verbesserte Note nebenan. Diese teure bekleckste Handschrift aber, in welcher der Meister schaffend uns erscheint, halte ich wie einen Schild empor und fordere im Namen des ewig lebenden schaffenden Geistes jedes Gespenst zum Kampfe heraus!"

„Jetzt haben wir heute abend schon das dritte Schutzmittel wider die Gespensterfurcht," rief Sophie, „und doch fürchteten wir uns alle drei."

„Und der Junge, welcher mir die Bälge tritt," fügte der Schulmeister hinzu, „besitzt, glaube ich, noch

ein viertes und ist, wie ich sehe, trotzdem davongelaufen."

Charlotte war mit steigender Teilnahme den wunderlichen Reden des Alten gefolgt. Sie versprach, den Vater zu bitten, daß er einem Märtyrer der guten alten Zeit, welcher den Eifer für seinen künstlerischen Ahnherrn so schwer gebüßt, wieder zu einer Stelle verhelfe.

Kaspar Rübsamen aber fiel ihr fast beleidigt in die Rede. „Um Gottes willen keine Organistenstelle mehr! Soll ich bei einem anderen Pfarrer den Menuett von Mozart spielen? Ich bin mit Recht wegen Injurien abgesetzt und will es bleiben. Nur die Gnade möchte ich von dem gnädigen Herrn erbitten, daß mir die Orgel zu jeder Stunde des Werktags für meinen Bach geöffnet werde; am Sonntage mag dann der neue Schulmeister der Gemeinde vorspielen, was er will."

Charlotte wollte antworten, aber ein seltsam verworrenes Getöse nahm ihr das Wort vom Munde weg.

Der Alte sprang ans Fenster und rief: „Die Rathausglocke im Dorfe unten läutet Sturm!" Und zugleich rief Sophie, welche eilends zur anderen Seite hinausgeschaut: „Ein großer Menschenschwarm mit Fackeln und Laternen dringt durch den Lustgarten den Berg herauf. Wie sie schreien und singen! Ein lustiges Lied! Und wie klingt es doch so gräßlich!"

„Ein lustiges Lied?" fragte der Alte. „Laßt mich doch hören, welches Lied sie singen!" — Alle lauschten atemlos. — „Jetzt verstehe ich das Lied," sprach er dann mit der leisen Stimme des starren Schreckens, „jetzt weiß ich, wer die Leute sind. Das

ist die furchtbarste Gespensterschar! Höret ihr die Tanzweise? Verstehet ihr den Rundreim:

Vive le son
De canon:
Dansons la Carmagnole.."

Drittes Kapitel.

Mit Staunen erfuhr der Schulmeister erst jetzt von den geängsteten Mädchen, daß sie fast ohne Begleitung auf Wodenburg eingekehrt seien. An Flucht war nicht mehr zu denken; denn in wenigen Minuten hatte die andringende Schar das Schloß umzingelt. Die Mädchen wollten in ihre Gemächer zurück, um bei Frau Weiland und Christian Schutz zu suchen, aber der Alte widerriet das dringend, blies rasch und entschlossen die Kerze und sein Laternchen aus und überzeugte die Mädchen, daß sie, in der Orgel der dunkeln Kirche versteckt, weit sicherer als im Schlosse seien. Charlotte forderte, daß dann aber wenigstens Frau Weiland ihre Zufluchtsstätte teilen müsse; sie wollte die alte Frau nicht hilflos allein lassen und eilte zu deren Zimmer hinüber. Allein sie fand es dunkel und leer. Die gute Alte, welche gleichfalls vor Angst nicht schlafen konnte, hatte nämlich schon viel früher den Lärm gehört und die herandringende Masse gesehen, und war in das Gemach ihrer Schützlinge gestürzt. Als sie es aber verlassen fand und auch im ganzen übrigen Hause keine Spur von den Mädchen, glaubte sie, dieselben seien schon vorher entflohen,

zürnte heftig, daß man sie im Stich gelassen, und entkam mit Christian im letzten Augenblick, nachdem sie das Thor noch von außen verschlossen hatten. Auf dem Weg zum Dorf begegneten ihnen fliehende Bauern und berichteten, die beiden Fräulein seien soeben mit dem Kutscher im hellen Galopp nach der Stadt gefahren. Dies war richtig, insofern es den Kutscher betraf. Als derselbe nämlich unten im Dorfe die drohende Gefahr erkannt, hatte er sofort die Pferde angeschirrt und wollte aufs Schloß fahren, um seine Herrschaft in Sicherheit zu bringen, sah aber den Fahrweg von weitem bereits besetzt und jagte nun, so schnell die Pferde laufen konnten, nach der zwei Stunden entfernten Stadt, um von dort den Bewohnern des Schlosses Hilfe zu bringen.

So hatte im Grunde jeder klug gehandelt und das Seinige gethan, und dennoch waren die Mädchen hilflos abgeschnitten oben zurückgeblieben.

Der Schulmeister, welcher hinter den dunkeln Scheiben des Kirchenfensters alles genau beobachtete, erklärte Charlotten bald, daß die Andringenden weder Bauern des Dorfes seien, noch französische Soldaten, sondern aufgewiegeltes Volk und Gesindel aus den elsässischen Grenzdörfern, welches in den letzten Tagen schon mehrfach die entferntere Nachbarschaft in Schrecken gesetzt habe. Uebrigens spreche man auch seit heute früh von einem Einfall Custines auf deutschem Boden, und vermutlich stehe das freche Umherschweifen dieser Banden mit den Bewegungen des Revolutionsheeres in Zusammenhang. Er meinte, die Leute würden

hier oben wohl allerlei Mutwillen treiben, etwa die Fenster des Schlosses einwerfen, aber sicherlich auch rasch wieder abziehen, da man weit und breit wisse, daß auf der gespenstischen Wodenburg nicht viel zu suchen sei. Etwas gefaßter belauschten nun auch die Mädchen das unerwartete Schauspiel.

Mit gewaltigen Schlägen pochte man wider das Thor des Schloßhofes, vor welchem die Tanne Schildwacht stand, schrie, heulte, pfiff und wartete dann wieder einige Minuten, ob von innen keine Antwort erfolge. Im Schlosse blieb es stille wie im Grab. Da mehrten sich immer donnernder die Schläge, das Holzwerk krachte, die Thorflügel stürzten zertrümmert in den Hof, die Menge flutete nach, erfüllte bald den weiten Raum und pflanzte unter gellendem Gejauchze den Freiheitsbaum mit der Jakobinermütze in dessen Mitte. Es war die Tanne vor dem Portal, das Sinnbild des Schlosses, in welchem die Zeit hundert Jahre geschlafen, die man beim Einschlagen der Thorflügel gefällt und nun als wurzellosen Freiheitsbaum bekrönt hatte!

Nachdem aber die Tanne aufgerichtet und unterm Absingen der Carmagnole umtanzt war, zerstreute sich der Schwarm nach verschiedenen Seiten des Schloßberges. Die einzelnen bunten Gruppen schienen sich eher zur Feier eines Volksfestes anzuschicken als zur Erstürmung des Schlosses. Doch begann planlose Gewaltthat bald auf allen Seiten. Die schlecht verwahrten Nebengebäude wurden erbrochen und verwüstet, die Wappen von den Thoren heruntergeschlagen, ein paar beutelustige Kerle drangen in den kleinen Keller bei dem

Häuschen Christians, den sie anfangs für den Schloßkeller hielten, brachten aber unterm jubelnden Hohne ihrer Gesellen nur ein altes Sauerkrautfäßchen herauf.

Vor dem Eingang des Herrschaftsgebäudes drohte eine ernstere Scene. Einige der entschlossensten und bestbewaffneten Männer versuchten hier einzudringen. Aber die Thüre, von innen durch eiserne Querstangen gefestet, widerstand; die Fenster des Erdgeschosses waren wohl vergittert; zum Einsteigen in den oberen Stock fehlte es an einer Leiter.

Da gewahrte einer Licht in dem Erkerzimmer, welches auf den Garten ging; es war jene zweite Kerze, die Sophie auf dem Tisch zurückgelassen. „Das ist ein Gespensterlicht!“ rief eine Stimme. „Das Schloß ist seit hundert Jahren unbewohnt. Sehet ihr die Schattengestalten, welche an der Decke auf und nieder tanzen?“

Einige lachten, anderen grauste es. Vier mutige Bursche aber kletterten über die Mauer in den Lustgarten, um das Erkerzimmer von vorn zu fassen, und forderten die Insassen auf, herabzukommen und die Thüre zu öffnen. Keine Antwort; das Licht schimmerte ruhig weiter. Da sprach einer von den vieren: „Ich will den harthörigen Herrschaften da droben die Ohren aufknöpfen!“ legte sein Gewehr an und schoß in das erleuchtete Fenster. Alles blieb stumm; das Licht schimmerte fort, nur etwas unruhiger, vom Luftzug bewegt, der durch die zerschossene Scheibe drang. „Sehet ihr die Schattengestalten nicht immer wilder und zürnender an der Decke tanzen!“ fragte ein an-

derer. Man wiederholte den Schuß. Dieselbe Stille wie vorher. „Kann man die Gespenster nicht herausschießen, so kann man sie vielleicht herausräuchern!“ rief ein dritter und schleuderte seine Fackel in weitem Bogen zu dem zertrümmerten Fenster hinein, andere thaten das Gleiche, und in wenigen Minuten quoll statt des unheimlich stillen Lichtschimmers dicker Rauch aus dem Fenster hervor.

In demselben Augenblicke aber brauste ein mächtiger Choral, wie von den Posaunen des Gerichtes, zu den Frevlern herüber. Die unsichtbare Musik schien aus der Luft zu kommen und überhallte gewaltig die Tanzweise, welche von den Gruppen auf der anderen Seite des Schlosses zwischen durch klang. „O Ewigkeit, du Donnerwort“: die Weise war es, welche mit vollstem Orgelton aus den rauchenden Gemächern herabzudröhnen schien, und dazwischen, immer dünner und zaghafter verschwebend: „Vive le son de canon: Dansons la Carmagnole!“

„Das sind die Geister von Wodenburg!“ riefen Stimmen in dem Haufen, und gerade der Mutigste, welcher zuerst geschossen, sprang nun in sinnloser Flucht den Berg hinab. Die anderen folgten ihm, der Schloßhof ward leer und stille.

Schlimmer jedoch stand es auf der anderen Seite, an und in der Kirche. Als der Schulmeister in seinem Verstecke sah, wie die Angreifer nach den Fenstern des Schlosses schossen und Feuer hineinwarfen, an ihren Ausrufen aber doch auch wieder ihre Gespensterfurcht erkannte, sprach er zu den Mädchen: „Jetzt

müssen wir diese Tröpfe bekämpfen und verjagen, oder wir sind verloren." Und er bat Sophien, in den Orgelkasten zu schlüpfen und die Bälge zu treten. Sophie widersprach; sie hielt es für sicherer, stille zu bleiben, als die wilde Rotte herauszufordern. Aber Charlotte kroch mutig in die Orgel und begann die ungewohnte Arbeit. Da zog der alte Rübsamen die Register des vollen Werkes und ließ zuerst den Choral in den breitesten Accorden erschallen, als würde er von der Gemeinde gesungen, dann aber wob er die mächtige Fuge Sebastian Bachs über den Choral, der breit und schwer in den tiefsten Kontratönen des Pedals unter dem phantastischen Tongewimmel der Oberstimmen einherdröhnte. Und wie es sich für Gespenster ziemt, spielte er alles aus dem Kopfe.

„Nicht zu hastig, gnädiges Fräulein!" rief er zu der Bälgetreterin hinüber. „Sie dürfen den Balg nicht wieder aufheben, bevor er all seinen Wind ausgeblasen hat, sonst schreien die Pfeifen! Nur ruhig, Fräulein Sophie! Haben die Schufte wirklich das Schloß angezündet? Nur ruhig! Wir verbrennen nicht; der Wind bläst aus Nordost, er wird die Flamme von der Kirche hinwegtreiben. Sie treten die Bälge noch immer zu hastig, Fräulein Charlotte, das ganze Werk wird sich verstimmen. Wir haben Zeit, wir können die Fuge ausspielen, und noch einige andere dazu, bevor der erste Funke aufs Kirchendach fällt. Nur keine abgekürzte Fuge!" Und dazwischen sang er wieder im tiefsten Brustton mit seinem Pedalbaß: „O Ewigkeit, du Donnerwort!" und: „Mein ganz er-

schrock'nes Herze bebt, daß mir die Zung' am Gaumen klebt." — „Werfen die frechen Kerle gar die Kirchenfenster ein!" rief er dann wieder, und in der That fielen die Scheiben klirrend auf das Pflaster herab. „Jetzt kommen sie gar an die Thür! Das hätte ich nicht gedacht! Ganz stille, Fräulein Sophie, nicht gewimmert! Schlagen sie uns auch tot, so sterben wir wenigstens mitten im fromm erhabenen Gesange, und so lange unser Herrgott seine Hand über uns hält und der große Sebastian mir Feuer in die Seele gießt, fürchte ich den Teufel nicht, geschweige diese miserablen Schufte!"

In der That war der Trupp, welcher unweit der Kirche lagerte, nicht halb so tief gepackt worden von den überirdisch feierlichen Tönen, wie die anderen. Denn da sie die Kirche vor Augen hatten, so merkten sie wohl gleich, daß man dort Orgel spiele, und es erging ihnen nicht wie jenen, welche wähnten, die dämonische Musik schalle aus den brennenden Gemächern. Doch näherten sie sich nur verzagt dem Gotteshause; galt es doch für ganz besonders spukhaft. Als aber ein paar böse Buben Steine wider die Kirchenfenster warfen, wuchs den übrigen der Mut. Ein ortskundiger Mann trat vor und sagte zu einem Schützen, der neben ihm stand: „Bürger! Lege doch deine Büchse genau auf die Mitte jenes kleinen Fensters an; zielst du gut, so trifft du das orgelnde Gespenst an den Kopf, und die Musik wird stracks verstummen. Schon einmal hat jemand in dieser Kirche einen Meisterschuß gethan und den Priester vom Altare weggeblasen; es wäre doch schön, wenn du nun den Organisten von der Orgel hinwegschössest."

Der Schütze zielte lange und genau. Plötzlich aber setzte er wieder ab. „Die Hand zittert mir. Gälte es, auf einen Priester zu schießen, dann grauste mir's nicht. Aber mitternachts hält der Teufel Gottesdienst in den alten Kirchen, und wenn man nach dem Teufel schießt, so fährt die Kugel geraden Wegs auf den Schützen zurück."

Der andere aber rief: „Schlagen wir dann die Thüre ein! Ich bin doch neugierig, zu sehen, wie der Teufel Gottesdienst hält."

So stürmte der Trupp wider die Kirchenthüre. Doch, o Grausen! beim ersten Schlage sprangen die beiden Flügel weithin von selber auf! (Der Junge, welcher dem alten Rübsamen die Bälge trat, hatte sie bei seiner Flucht zu schließen vergessen.) — Schon dieser Spuk bewog gar manchen, das Weite zu suchen. Als aber die Beherzten dennoch in die Kirche drangen und die Orgeltöne immer mächtiger fluteten, während man doch in dem tiefen Dunkel der Emporbühne nirgends einen Organisten sah, schrie einer unter ihnen: „Die Orgel spielt von selbst!" Dieses Wort wirkte wie ein Zauber: alle stoben zitternd auseinander. Eine verschlossene Thüre, die von selber aufspringt, und eine Orgel, die von selber spielt, das war eine Verrückung aller Naturgesetze, und wenn auch keiner von den fliehenden Frevlern an Gott und den Teufel glaubte, so glaubten doch jetzt alle wieder an Gespenster.

Die Orgel spielte noch lange fort. Als sie endlich verstummte, da war es auch rings auf dem Berge ganz still geworden, und nur das Krachen der bren-

nenden Balken hallte zu Zeiten fürchterlich durch die schweigende Nacht. Behutsam schlich der Alte mit den beiden Mädchen aus der offenen Kirchenthüre. Sophie weinte und schluchzte; Charlotte war still gefaßt, nur ungewöhnlich bleich. „Da versinkt die alte Herrlichkeit," sprach sie und blickte in die Glut und empor zu der dicken, rot beleuchteten Rauchsäule. „Da versinkt die alte Zeit mit ihren Geisterschauern und all den wunderschönen Träumen meiner Jugend!"

Der Alte aber faßte die Hände der beiden Mädchen und sprach, zu dem Feuer aufblickend und zu dem schwarzen Nachthimmel über dem Feuer:

„O Ewigkeit, du Donnerwort,
O Schwert, das durch die Seele bohrt,
O Anfang sonder Ende!
O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit,
Ich weiß für großer Traurigkeit
Nicht, wo ich mich hinwende.
Mein ganz erschrock'nes Herze bebt,
Daß mir die Zung' am Gaumen klebt!"

Das Donnerwort der Ewigkeit, mit Donnerkraft gepredigt von dem frommen, bescheidenen Sebastian, hat doch zuletzt alle Nachtgespenster verjagt. Der Geist vom Geiste hat die Gespenster geschlagen. Stehen wir nicht jetzt auf diesem Feuerberge wie auf der Stätte des Gerichtes? Und jeder, der hier oben die Gespensterschlacht mit durchgekämpft, ist gerichtet worden in seinem Wahn, jeder nach seiner Weise. Der Geist aber behielt den Sieg! Und selbst die, welche diesen Geist nicht verstanden, fühlten sich doch niedergeschmettert von dem Geiste."

Als die beiden Mädchen am frühen Morgen nach mancherlei Not und Gefahr glücklich zu der nahen Stadt gelangten, fanden sie dort bereits den schwer geängsteten Vater und flohen mit ihm rasch auf das rechte Rheinufer. Allein es währte nicht lange, so erreichte sie auch dort der Strom der Revolution. Die alte Zeit war versunken gleich den Mauern und Gespenstern von Wodenburg.

An die schwarzen Mauerreste des Schlosses aber knüpfte sich später eine Volkssage. Die Wodenburg, so erzählen die Leute, habe hundert Jahre lang verlassen gestanden, innen und außen unverändert, und die Zeit habe keine Macht gehabt über das Haus, in welchem nur Geister wohnten. Da seien eines Tages zwei wunderschöne Fräulein gekommen, niemand habe gewußt woher, die hätten als Menschenkinder leben wollen mit den Geistern, und ganz in Gewand und Art der vergangenen Zeit, wie vor hundert Jahren. In der Nacht aber sei ein furchtbarer Geisterkampf, ein Kampf des Todes mit dem Leben entbrannt, unsichtbare Chöre hätten durch die Räume des alten Schlosses gesungen, die Kirchenglocke habe von selber geläutet, die Orgel von selber gespielt, die Kirchenthüren seien von selber aufgeflogen, Flammen hätten mit einem Schlage aus den Winkeln des Schlosses gezüngelt, die beiden Fräulein aber seien versunken in dem schrecklichen Kampfe, zusamt der alten Herrlichkeit.

Denn schlafen lassen dürfe man wohl die alte Zeit, aber wecken dürfe man sie nicht wieder.

Die nachstehend verzeichneten Romane und Novellen sind auch in Leinwand gebunden zu beziehen

Preis für den Einband 1 Mark

	Geheftet
Andreas-Salomé, Lou, Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte. 2. Auflage	M. 2.—
—„— Fenitschka. Eine Ausschweifung Zwei Erzählungen	M. 2.50
—„— Ma. Ein Porträt. 3. Auflage	M. 2.50
—„— Menschenkinder. Novellencyklus. 2. Auflage	M. 3.50
—„— Ruth. Erzählung. 4. Auflage	M. 3.50
—„— Im Zwischenland. Fünf Geschichten. 2. Auflage	M. 3.50
Anzengruber, Ludwig, Wolken und Sunn'schein 2. Auflage	M. 3.—
Arminius, Wilhelm, Der Weg zur Erkenntnis	M. 3.—
—„— Yorks Offiziere. Historischer Roman	M. 3.50
Bertsch, Hugo, Die Geschwister. Mit einem Vorwort von Adolf Wilbrandt. 9. Auflage	M. 2.50
Bobertag, Bianca, Moderne Jugend	M. 4.—
Böhlau, Helene, Salin Kalifke. Novellen. 2. Aufl.	M. 3.—
Bourget, Paul, Das gelobte Land	M. 3.—
Boy-Ed, Ida, Die Lampe der Psyche. 2. Auflage	M. 4.—
—„— Um Helena. 2. Auflage	M. 3.50
—„— Die säende Hand. 3. Auflage	M. 3.50
—„— Die große Stimme. Novellen. 3. Auflage	M. 2.—
Bülow, Frieda v., Kara	M. 4.—
Burckhard, Max, Simon Thums. 2. Auflage	M. 3.—
Busse, Carl, Die Schüler von Polajewo. Novellen	M. 2.50
Ebner-Eschenbach, Marie v., Erzählungen. 4. Aufl.	M. 3.—
—„— Božena. Erzählung. 6. Auflage	M. 3.—
—„— Margarete. 5. Auflage	M. 2.—
— Moriz v., Hypnosis perennis. Ein Wunder des heiligen Sebastian. Zwei Wiener Geschichten	M. 2.—
Eckstein, Ernst, Nero. 7. Auflage	M. 5.—
Ertl, Emil, Mistral. Novellen	M. 3.—
Fontane, Theodor, Quitt. 2. Auflage	M. 3.—
—„— Unwiederbringlich. 4. Auflage	M. 3.—

	Geheftet
Fontane, Theodor, Vor dem Sturm. 6. Auflage	M. 4.—
Fulda, L., Lebensfragmente. Zwei Novellen. 2. Aufl.	M. 2.—
Gleichen-Rußwurm, A. Freiherr v., Vergeltung	M. 3.50
Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte. 2 Bde. 3. Auflage	M. 8.—
Haushofer, Max, Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman	M. 3.50
Heer, J. C., An heiligen Wassern. 17. Auflage	M. 3.50
—„— Der König der Bernina. 18. Auflage	M. 3.50
—„— Felix Notvest. 8. Auflage	M. 3.50
—„— Joggeli. Die Geschichte einer Jugend. 7. Aufl.	M. 3.50
Heilborn, Ernst, Kleefeld	M. 2.—
Herzog, Rudolf, Der Graf von Gleichen. 3. Auflage	M. 3.50
—„— Die vom Niederrhein. 4. Auflage	M. 4.—
Heyse, Paul, Buch der Freundschaft. 7. Auflage.	M. 3.60
—„— Kinder der Welt. 2 Bände. 22. Auflage	M. 7.20
—„— Neue Märchen. 4. Auflage	M. 4.—
—„— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage	M. 1.—
—„— Meraner Novellen. 10. Auflage	M. 3.50
—„— Novellen vom Gardasee. 4. Auflage	M. 4.50
—„— Im Paradiese. 2 Bände. 13. Auflage	M. 7.20
—„— Der Roman der Stiftsdame. 12. Auflage	M. 3.60
—„— Moralische Unmöglichkeiten und andere Novellen 3. Auflage	M. 4.50
—„— Unvergeßbare Worte und andere Novellen 5. Auflage	M. 3.60
Hillern, Wilhelmine v., 's Reis am Weg. 3. Aufl.	M. 1.50
—„— Ein alter Streit. 3. Auflage	M. 3.—
—„— Der Gewaltigste. 3. Auflage	M. 3.50
—„— Ein Sklave der Freiheit. 3. Auflage	M. 5.—
Höcker, Paul Oskar, Väterchen	M. 3.—
Hopfen, H., Der letzte Hieb. Eine Studentengeschichte 4. Auflage	M. 2.50
Huch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren. 5. Auflage	M. 4.—
Junghans, Sophie, Schwertlilie. 2. Auflage	M. 4.—
Kaiser, J., Wenn die Sonne untergeht. Novellen 2. Auflage	M. 2.50
Kirchbach, Wolfgang, Miniaturen. Fünf Novellen	M. 4.—
Kossak, Margarete, Krone des Lebens. Nordische Novellen	M. 3.—
Langmann, Philipp, Verflogene Rufe. Novellen	M. 2.50
Lindau, Paul, Der Zug nach dem Westen. 10. Aufl.	M. 4.—

	Geheftet
Lindau, Paul, Arme Mädchen. 8. Auflage	M. 4.—
—„— Spitzen. 8. Auflage	M. 4.—
Loti, Pierre, Japanische Herbsteindrücke	M. 3.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. 2. Auflage	M. 3.50
Meyer-Förster, Wilhelm, Eldena. 2. Auflage	M. 3.—
Meyerhof-Hildeck, Leonie, Töchter der Zeit Münchner Roman	M. 3.—
Muellenbach, E. (E. Lenbach), Abseits. Erzählungen	M. 3.—
—„— Vom heißen Stein	M. 3.—
—„— Aphrodite und andere Novellen	M. 3.—
Petri, Julius, Pater peccavi!	M. 3.—
Prel, Karl du, Das Kreuz am Ferner. 2. Auflage	M. 5.—
Proelß, Johannes, Bilderstürmer! 2. Auflage	M. 4.—
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Sieben Novellen. 4. Aufl.	M. 4.—
—„— Neues Novellenbuch. 3. Auflage. (6. Abdruck)	M. 4.—
—„— Am Feierabend. Sechs neue Novellen. 4. Aufl.	M. 4.—
—„— Kulturgeschichtliche Novellen. 5. Auflage	M. 4.—
—„— Geschichten aus alter Zeit. 3. Auflage. (6. Abdruck) Erste Reihe.	M. 3.—
—„— —„— Zweite Reihe.	M. 3.—
Saitschick, Robert, Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch	M. 2.—
Schunsui, Tamenaga, Treu bis in den Tod Historischer Roman	M. 3.—
Seidel, Heinrich, Leberecht Hühnchen. Gesamtausgabe 2. Auflage (11.—15. Tausend)	M. 4.—
—„— Vorstadtgeschichten. Gesamtausgabe. Erste Reihe	M. 4.—
—„— „ „ Zweite Reihe	M. 4.—
—„— Heimatgeschichten. Gesamtausgabe. Erste Reihe	M. 4.—
—„— „ „ Zweite Reihe	M. 4.—
—„— Von Perlin nach Berlin. Aus meinem Leben Gesamtausgabe	M. 4.—
—„— Phantasiestücke. Gesamtausgabe	M. 4.—
Skowronnek, Richard, Der Bruchhof. 2. Aufl.	M. 3.—
Stegemann, Hermann, Stille Wasser	M. 3.—
—„— Der Gebieter	M. 2.50
Stratz, Rudolph, Der weiße Tod. 8. Auflage	M. 3.—
—„— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 2. Auflage	M. 2.50
—„— Der arme Konrad. 3. Auflage	M. 3.—
—„— Die letzte Wahl. 3. Auflage	M. 3.50
—„— Montblanc. 5. Auflage	M. 3.—
—„— Die ewige Burg. 4. Auflage	M. 3.—

Stratz, Rudolph, Die thörichte Jungfrau. 5. Aufl. M. 3.50
—„— Alt-Heidelberg, du Feine ... 6. Auflage M. 3.50
—„— Es war ein Traum. Berliner Novellen. 4. Aufl. M. 3.50
Sudermann, Herm., Frau Sorge. 76. Auflage M. 3.50
—„— Geschwister. Zwei Novellen. 26. Auflage M. 3.50
—„— Der Katzensteg. 57. Auflage M. 3.50
—„— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten. 29. Aufl. M. 2.—
—„— Jolanthes Hochzeit. Erzählung. 27. Auflage M. 2.—
—„— Es war. 35. Auflage M. 5.—
Telmann, Konrad, Trinacria. Sizilische Geschichten M. 4.—
Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Aufl. M. 3.—
Wereschagin, W. W., Der Kriegskorrespondent M. 2.—
Widmann, J. V., Touristennovellen M. 4.—
Wilbrandt, Adolf, Fridolins heimliche Ehe. 3. Aufl. M. 2.50
—„— Meister Amor. 3. Auflage M. 3.50
—„— Novellen aus der Heimat. 2. Auflage M. 3.50
—„— Hermann Ifinger. 6. Auflage M. 4.—
—„— Der Dornenweg. 4. Auflage M. 3.50
—„— Die Osterinsel. 4. Auflage M. 4.—
—„— Die Rothenburger. 6. Auflage M. 3.—
—„— Vater und Sohn und andere Geschichten. 2. Aufl. M. 3.—
—„— Hildegard Mahlmann. 3. Auflage M. 3.50
—„— Schleichendes Gift. 3. Auflage M. 3.—
—„— Die glückliche Frau. 4. Auflage M. 3.—
—„— Vater Robinson. 3. Auflage M. 3.—
—„— Der Sänger. 4. Auflage M. 4.—
—„— Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Auflage M. 3.50
—„— Feuerblumen. 3. Auflage M. 3.—
—„— Franz. 3. Auflage M. 3.50
—„— Das lebende Bild und andere Geschichten. 3. Aufl. M. 3.—
—„— Ein Mecklenburger. 3. Auflage M. 3.—
—„— Villa Maria. 3. Auflage M. 3.—
—„— Familie Roland. 3. Auflage M. 3.—
—„— Große Zeiten und andere Geschichten. 3. Auflage M. 3.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. 13. Auflage M. 4.—
Worms, Carl, Du bist mein. Zeitroman M. 4.—
—„— Thoms friert. 2. Auflage M. 4.—
—„— Die Stillen im Lande. Drei Erzählungen M. 3.—
—„— Erdkinder. 3. Auflage M. 3.50